This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Fiedler ADDS Per. III 20

Deutſches Hausbuch

herausgegeben

von

Guido Görres.

Jahrgang 1847 oder II. Band.

München.

In Commiſſion der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt.

1847.

Gedruckt bei Joh. Georg Weiß.

Inhalt.

Seite

Eingang V

I. Erbauliches und Beschauliches.

Geistige Brosamen aus dem P. Abraham a Sancta Clara: Wer bist du Mensch? — Die menschliche Zunge. — Der Klosterberuf 41
Der Mensch eine Stadt, nach Tauler 65
Was lehren die Zeichen der Zeit? von Michael Wittmann 84
Parentation an Anselmo, von Matth. Claudius . . . 88
Wer ist der Welt wahrhaft abgestorben? 126
Zur Weihnachtfeier 161

II. Schilderungen zur Belehrung und Unterhaltung.

Münchener Bilder und Spaziergänge: Das alte herzogliche München. — Die Vermählung Wilhelms V. mit Renata von Lothringen und die Hochzeitfeste. — Wilhelms Abdankung, sein wohlthätiges frommes Leben in der Zurückgezogenheit und sein Tod 35
Fortsetzung: Die Grundsteinlegung der Frauenkirche. — Theilnahme aller Stände an dem Bau. — Der herzogliche Hof und die Stadt München i. J. 1601, geschildert von einem Leibarzte Maximilians I. — Die Ludwigstraße im Mondschein. — Eine Cuirassier-Patrouille. — Der wachsame Hund. — Die Bibliothek. — Erinnerung an Rom 156
Sitten und Charaktere aus dem katholischen Volksleben: Spanische Hochherzigkeit und Gastlichkeit 42
Der sinnreiche Lehrer und Bekehrer der Sträflinge von Toulon 47
Ein pompejanisches Wandgemälde 64
Ein Schiffsbrand. Schreiben des Sir Stamford Raffles 69
Koch in Rom 1829, geschildert von Beda Weber . . 78
Eine Jugenderinnerung an Westenrieder, von Fr. Pocci 85
Sebastian Knorr, geschildert von Westenrieder 87
Der gekreuzigte Jäger, von Fr. Pocci 123
Napoleon vor Hanau auf der Heimkehr von Rußland 1814. Aus dem Rheinischen Merkur von J. Görres . . 125
Fenelon in seinem häuslichen Leben, nach La Harpe . . 126
Das haben die Römer gethan 128
Urtheile von Johannes Müller: Sailer. — Maria Theresia. — Napoleon 134
Deutschland und seine Nachbarn, nach J. Görres . . 134
Die Politiker 138
Ein Ausflug auf den Göhl bei Berchtesgaden, von dem Beschreiber der Zugspitzbesteigung 146

Seite

III. Spiegel christlicher Barmherzigkeit.

Irische Noth und irische Barmherzigkeit 62
Schluß 74
Eine Predigt von Dr. Johannes Geiler, genannt Kaisersberger 118
Der heilige Johannes von Gott, nach J. Görres . . . 119
Die Cholera in Neapel 1836 und 1837 131
Ein Bild aus der ersten französischen Revolutionszeit . 183

IV. Fürstenspiegel und Hoffitten.

Ein Spiegel für Fürsten und Völker 25
Wie ein Fischer Minister ward 27
Wie ein Fürst seine wahren und seine falschen Freunde prüfen und kennen lernen kann 31
Ludwig der Heilige, aus einem Schreiben Fenelons an den Herzog von Burgund 66
Die schweigenden Höflinge 66
Altdeutsche Freimüthigkeit 66
Der österreichische und der russische Gesandte 67
Orientalisches Hofleben 69
Ein löblich Exempel König Rudolf's, welcher Gestalt er in einer dunkeln Sach' das Recht erforscht, nach Lehman 72
Papst Leo's IV. Gebet vor der Schlacht von Ostia . . 117
Ein Urtheil von Pertz über die Regesten der Päpste . . 118
Eine Lehre für kleine und große Herren 137
Fenelon an Ludwig XIV:
Vorerinnerung und Bischof Sailers Einleitung . . . 178
Fenelons Schreiben 179

V. Erzählungen.

Einiges über und von Clemens Brentano: 1
Das Märchen von der Eidechse und dem Hündchen Wackerlos 3
Aus der Chronika eines fahrenden Schülers. Mit 12 Holzschnitten nach Fr. Pocci 6
Barny O'Reirdon's Seeabenteuer, nach dem Englischen des Samuel Lover. Vorwort 97
Erster Theil. Barny's Ausfahrt 98
Zweiter Theil. Barny's Heimfahrt 106
Der Seckendorfe Herkommen, von W. Veldegg . . . 116
Winterabend-Erzählungen:
1) Das Christkindchen. Geschrieben im Jahre 1802 von J. Görres 165
2) Die Gaben der Zwerge. Volksmärchen aus der Bretagne 170
3) Der Bauer als Wunderdoktor. Ein friesischer Schwank frei nacherzählt 173

Seite

VI. Scherzhaftes und Erheiterndes, Schwänke und Schnurren.

Altes und neues Schäferſpiel 73
Aus dem Leben des florentiniſchen Malers Buonamico Buffalmacco 90
Von einem geizigen Fürſten und einem ſinnreichen Dichter. Ein orientaliſcher Schwank 94
Von einem Pariſer Schmutzpudel 97
Vertrauliche Geſpräche über die Knüppelfreiheit . . . 122
Von reiſenden Doppelgängern 131
Scherzhafte Wandverzierungen 132
Warum den Malern ihre Bilder ſo oft mißrathen . . 133
Die einzige zollfreie Waare, nach Agricola 136

VII. Gedichte und Sprüche.

Im Wald, von G. Görres. Arabeske nach Dürer . . 1
Ein kleines Gebetlein für junge und alte Kinder, aus dem Volksmund 23
Ein Trinkſpruch, von Guido Görres 24
Alter Zecherſpruch 24
Alte Lebensweisheit 24
Wanderſpruch 24
Friſch gemuth, junges Blut! von Guido Görres . . . 24
Wohl bekomm's, von W. Müller 24
Weltluſt, von W. Müller 24
Abendgruß, von Rudolf von Oberkamp 24
Feſtumgang, von Pius Zingerle 25
Der Menſch und die Welteitelkeit. Eine Fabel des perſiſchen Dichters Feridoddin Attar 35
Tyrol, von J. L. Pyrker 41
Ein Loblied von Clemens Brentano 50
Die Zerſtörung von Jeruſalem. Tragiſches Singſpiel in drei Abtheilungen von Guido Görres, mit ſechs Gruppen aus dem großen Oelgemälde von W. Kaulbach 51
Der Waldvogel, von Guido Görres 65
Von Engeln und von Bengeln, von Eichendorff . . . 65
Erbſchaftstheilung, ein ſerbiſches Volkslied 71
Feſtlied zur Jubelfeier des Biſchofs Michael Wittmann, von Melchior Diepenbrock 82
Wiegenlied, von Guido Görres 88
Die Kinder im Wald, von Guido Görres 89
Die Blume der Blumen, von Ph. O. Runge 90
Waldandacht und Morgen- und Abendandacht, zwei Gedichte von M. von Schenkendorf 96
Lebensſpruch, von Guido Görres 97
Friede in Gott, von Novalis 120
Morgengang, von Pius Zingerle 121
Der Dom deutſcher Eintracht, von C. Schultes . . . 125
Denkmal von Heinrich Klee und Klaggeſang von J. Sepp 127
Ein Sprüchlein von Clemens Brentano 137
Legende, von Fr. Steingaß 137
St. Sebaſtian, mit dem Bilde des Heiligen gezeichnet von Ed. Steinle 140
Zur Weinleſe, von G. Görres 144
Hirtenlied, von G. Görres 145
Die Weihnachtskrippe, altes geiſtliches Lied 161
Die Sonne von Bethlehem, altes geiſtliches Lied . . . 161
Das wilde Heer, von Joſeph Heß 176
Weihnächtliches Gloria, von G. Görres 184

VIII. Beurtheilungen von Schriften.

Schattenſpiele von Fr. Pocci 60
Neue Fabeln von K. F. W. Wander. Mit Bildern von Profeſſor L. Richter 130
Kinderreime von Traugott Löſchke, mit Bildern von Fr. Pocci 142

E. Steinle inv.

Wem Gott ein volles Faß beſcheert,
Der gebe Gott den Dank;
Dem Armen, der ein Glas begehrt,
Verſag' er nicht den Trank.

Eingang.

Gott Lob! wie irr und wirr die Menschen es zuweilen treiben, wie grimmig die Völker auch wider einander rasen und sich gegen Gott und sein Gesetz empören mögen: hoch über diesem stürmischen Meere menschlicher Leidenschaften und Thorheiten gehen die Sterne des Himmels ruhig und unbeirrt ihre Bahn, heute wie vor Jahrtausenden. Sie sehen, wie die Götzen und die Gewaltigen des Tages stürzen; wie die Kränze verwelken und der Wind die Blätter verweht; wie das Gewühl des Kampfes allgemach verstummt und die Kämpfer einer um den andern in den letzten Schlummer niedersinken. — Ist die Ruhe für eine Weile wiedergekehrt, ist Dampf und Staub verflogen, dann tritt der Mond wieder klar aus den Wolken und beleuchtet das stille Feld, wo die einst so Erbitterten jetzt friedlich neben einander ruhen. Ihre Macht und ihr eitler Ruhm sind vergangen, und nur das geht in die Ewigkeit hinüber, was sie im Bunde mit dem Ewigen, dem Willen Gottes sich hingebend und seine Absichten erfüllend, Gutes gewollt und gewirkt. Nur das, was sie in sich und Anderen nach dem göttlichen Vorbilde und zu seiner Verherrlichung an gutem Saamen in Worten und Thaten ausgesät und gepflegt, trägt den Keim ewiger Seligkeit in sich und währt länger, als der Glanz vergänglicher Sterne.

Freilich, wer mitten in diesem leidenschaftlichen Getreibe der Menschen steht und sieht: wie einer dem andern das Leben verbittert; wie Eigensucht, Genußgier und Hochmuth sich über alle Schranken der Religion, der Sittlichkeit und des Rechtes hinaussetzen; wie der Neid das Hohe und Edle herabzieht und verdächtigt; wie Gemeinheit und Feigheit es verrathen und verkaufen; wie das Laster stolz die Feder auf den Hut steckt und sich mit falschem, der Tugend und dem Verdienste erborgten Schmucke brüstet, und sich mit seinem Hofstaat von Schmeichlern und Augendienern umgibt, und Jedem mit der Reitgerte droht, der sich nicht herabwürdigt, ihm seine Huldigungen darzubringen, — wer diese und ähnliche Schauspiele sieht, wie sie der Weltlauf von jeher mit sich gebracht, der möchte sich wohl manchmal, von Kummer, Ekel und Verachtung erfüllt, auf einen einsamen Felsen eines fernen Meeres oder in die abgeschiedenste Waldeinsamkeit tief im Schooße der hohen Alpen zurückziehen, wo kein Laut dieses widerlichen Getümmels zu ihm dringt, um dort, nur mit den Vögeln des Waldes und den Sternen des Himmels im Verkehr, frei aufzuathmen und zu vergessen, was er da draussen gesehen und gehört.

Und wie oft ist es nicht wirklich geschehen, daß unglücklichen Völkern aus dieser heiligen Stille der Einsamkeit Hilfe und Rettung zu Theil ward. Die Geschichte hat es aufbewahrt: wie mächtige Kaiser, wie muthige Kriegshelden und welterfahrene Gesetzgeber zu den Männern der abgeschiedenen Beschaulichkeit und ernsten Betrachtung ihre Zuflucht nahmen und hier in ihren Bedrängnißen, in ihren Zweifeln und Nöthen Rath und Trost und Ermuthigung fanden; sie hat es nicht minder aufgezeichnet: wie manch einer der größten Geister, der später als Völkerführer allgewaltig in den Gang der menschengeschichtlichen Ereignisse eingriff,

sich vor dem Beginne seines Werkes in die Einsamkeit des Waldes oder der Wüste zurückzog, um sich hier in ungestörter Sammlung mit Gott und sich selbst zu berathen und seine Weihe und Sendung zu empfangen.

Doch der ist ein schlechter Streiter, der dem Kampfe träge oder feige entweicht; der ihm den Rücken kehrt, nicht um auf's Neue Muth und Kraft zu sammeln, sondern um in der sicheren Ruhe der Zurückgezogenheit seines Wohlbehagens zu pflegen, unbekümmert um das Schicksal seiner Mitbrüder. Prüfe Jeder daher seinen Beruf, und harre er aus auf der Stelle, wohin ihn Gott gestellt hat, bis seine Stunde schlägt und die Runde ihn ablöst.

Glücklich aber, wem fern von dem Gehader der Welt ein friedlicher Wirkungskreis zu Theil geworden, wo er ungestört von dem Hundegebell ergrimmter Leidenschaften göttlichen Saamen in die empfänglichen Gemüther eines aufwachsenden Geschlechtes für eine künftige Ernte ausstreuen kann. Zu verschiedenen Malen in meinem Leben bin ich solchen guten Geistern in still umfriedeter Wirksamkeit, seitab von der Heerstraße und dem Lärm des Marktes, begegnet.

Wer am Saume der römischen Campagna, am Fuße des reichen Albaner Gebirges, von Albano nach Marino der herrlichen Allee folgt, der findet unter dem Schatten der prachtvollen Bäume, rechts neben der Straße, eine einsam stehende Kapelle. Hier versammelten sich, als ich in jenen Gegenden weilte, die Kinder aus den nahe gelegenen Wohnungen, und hier, unter dem freien Himmel, von dem reichsten Grün der südlichen Pflanzenwelt umgeben, erschien in ihrer Mitte ein Mann in schwarzem, priesterlichen Kleide, der sie mit liebreichem Sinne unterrichtete. Der Ausblick in die blühende Landschaft mit ihren ernsten geschichtlichen Erinnerungen bot ihm die reichste Fülle von Bildern dar, wenn er von der Allmacht des Schöpfers und den Geschicken der heiligen Geschichte sprechen wollte. Und stieg er von der Kapelle die Höhe hinan, welch ein überraschender Umblick bietet sich hier erst dem Auge dar! Ringsum in nächster Nähe das Albaner Gebirg mit seinen Dörfern, Klöstern, Schlössern und Villen in Rebengeländen, Gärten und Wäldern versteckt; und dann vor uns, unabsehbar weit ausgedehnt, die Campagna di Roma mit den hohen massiven Bogenreihen ihrer gewaltigen Aquäducten, die oft Stunden weit, wenn auch vielfach vom Zahn der Zeit durchbrochen, in gerader Linie die Ebene nach der Weltstadt hin durchziehen. Weitum dann, über die weite schattenlose Fläche ausgestreut: verfallene Thürme, epheuumrankte Grabmäler, einsame Brücken, rauchende und berauchte Osterien und Bauernhöfe, und dann wieder andere und andere mächtige, grünüberwachsene Trümmer, vielleicht von alten Tempeln oder von Palläſten oder von Villen und Burgen ältester oder auch späterer Zeiten, und um diese Trümmer her abwechslend die Maisfluren, und die weiten sonnenverbrannten, braunen, baumlosen Wiesengründe. Im Nebelgrau der Ferne aber, aus der Fläche sich aufthürmend, die Kuppel von St. Peter und die Kronen der Pinien auf den sieben Hügeln der ewigen Stadt; am äußersten Saume des Horizontes endlich die Meeresküste von Ostia und der dunkelblaue Streif des mittelländischen Meeres, dessen Wogen von Zeit zu Zeit im Sonnenscheine zitternden Lichtes erglänzen. Kehrt sich dann das Auge nach rückwärts: wie verschieden, wie reich und entzückend ist hier das einsame landschaftliche Waldbild, der Blick in die Berge Albano's! Dort unten in dem tiefen Bergkessel, von grünen Bergwäldern ernst umsäumt, der einsame, stille Krystallspiegel des Albaner See's, aus dessen Wassern die Felsenwände des Monte Cavo, mit dem Waldesgrün zahmer Kastanien dicht überwachsen, in die blauen Lüfte des italienischen Himmels kühn hinansteigen, auf ihrer Spitze das einsame waldumgrünte Kloster der Passionisten und die Trümmer des alten Tempels des Jupiter Latinus, wo einst die römischen Eroberer ihre Dankesopfer den Göttern Latiums für ihre gewonnenen Siege darbrachten, und wo nun in nächtlicher Stille der Horengesang der Brüder erschallt! Wer möchte nicht hier mit den Kindern in die Schule gehen und im Anblick dieser Umgebung den Worten eines liebreichen Lehrers lauschen? Die Erinnerung an ihn aber erweckt mir das Bild eines andern Kinderfreundes, der sich eine ähnliche, nicht minder herrliche Stelle, und zwar im Angesichte desselben Albaner Gebirges, ausgesucht, wo er mit den Kindern spielte und sie unterrichtete. Ich meine den heiligen Filippo Neri, den Rom mit Recht seinen Reformator nennt.

Jenseits der Tiber auf der malerischen Hügelkette, welche den Fluß begleitet, dort auf der Höhe über dem großen Spital von San Spirito, oben in dem Klostergarten von San Onofrio mit seinen Feigen und Mandeln und Weinreben, unter der immergrünen Eiche, wo der kranke Dichter Tasso auf die entschwundenen Tage seines Lebens wehmuthsvoll zurückgeblickt und in der Klosterkirche seine letzte Ruhestätte fand, — hier weilte der große Heilige, Filippo Neri, ein Kind mit Kindern spielend. Und hier in der ländlichen Zurückgezogenheit, fern von dem Lärmen in der Tiefe, welche Bilder konnte er ihren lernbegierigen Blicken zeigen! Vor ihm, dicht zu seinen Füßen, diesseits und jenseits des Flusses, und die Ufer hinauf und hinab, in der Ebene und über die Hügel weit ausgebreitet, lag das

alte und das neue Rom mit ſeinen Thürmen und Kuppeln und Palläſten, ſeinen Bauten und Trümmern aller Zeiten. Links dort unten, dieſſeits des Fluſſes, ganz in der Nähe, hinten von einem Wieſengrund umſäumt, St. Peter und der Vatican und der bedeckte Gang, der nach der Engelsburg hinabläuft, und der Platz von St. Peter mit ſeiner mächtigen Colonnade, ſeinem hohen Obelisken von Heliopolis und den beiden prachtvollen Springbrunnen; jenſeits der Tiber aber, zur äußerſten Rechten der Stadt, über das Pantheon hinaus, nach dem Coloſſeum und den Triumphpforten und den Kaiſerpalläſten des alten Roms hin, dicht neben Ara Cöli, wo der Tempel des Jupiters Capitolinus ſtand, der hohe Thurm des Kapitols mit dem Bilde der Roma; zwiſchen St. Peter und dem Capitol eingeſchloſſen dann das graue Häuſermeer der Stadt und darüber hinausragend die luftigen Kronen der Pinien auf dem Monte Pincio und dem Höhenzuge, den der Quirinal und Santa Maria Maggiore und der Lateran krönen; hinter dieſem Gürtel endlich wieder die braune Fläche der weiten Campagna, begränzt am äußerſten ſüdlichen Saume von den blauen Albaner und Sabiner Bergen mit ihren maleriſchen Gruppen, von wo Genzano und Ariccia, Albano, Caſtell Gandolfo, Marino, Frascati und Tivoli herüberwinken; während mehr nach der Rechten hin, gen Weſten, die Ebene ſich nach der Küſte verliert. Noch jährlich wird hier an dieſer Stelle, am Feſte von San Filippo, zur Erinnerung an den Unterricht und an die Spiele des Heiligen, aus dem Munde eines Kindes, Angeſichts ſeines Bildes, in feſtlicher Verſammlung eine Rede am Nachmittag gehalten, während am Morgen der heilige Vater mit dem Kardinalskollegium in allem Pompe ſeiner Würde dem feſtlichen Gottesdienſte in der Hauptkirche der Filippiner, die der Heilige gebaut, beiwohnt. Ich ſelbſt war Zeuge der Feier unter der herrlichen Taſſo's Eiche mit ihrer wundervollen Ausſicht. Auf den Bänken des ſteinernen Amphitheaters hörte ich die Rede des Knaben, vor mir das Bildniß San Filippo's, und dahinter die Ausſicht auf die Stadt und die Berge, und über mir der immergrüne Baum und der tiefblaue Himmel. Damals glänzten die mächtigen Aeſte der Eiche in dem friſcheſten Jugendgrün; es war eine Freude, ſie zu ſehen; man hätte glauben ſollen, ſie würde leicht noch ein Jahrtauſend überdauern; ſeitdem aber ſind wenige Jahre vergangen, und ſchon hat ein Sturm ihre Krone für immer zerſchmettert! — doch das Andenken des Heiligen, der unter ihr geweilt, wird geſegnet fortleben und das Beiſpiel, das ſeine liebreiche Wirkſamkeit gegeben, fort und fort Früchte bringen!

Aber auch dieſſeits der Alpen, wo die rauheren Laute der deutſchen Zunge erklingen und die kühleren Bergwaſſer den Meeren des Nordens zurinnen, auch hier begegnete ich im Frieden der Bergeinſamkeit Männern verwandten Strebens. Unfern von den grünen Wald- und Felſenufern des Vierwaldſtätter See's, nicht weit vom Fuße des Rigi, im Angeſicht der ſilbernen Häupter der mächtigen Gletſcher, wo in kühnen rieſigen Formen der Pilatus, der Titlis, der Tödi, der Mythen ſich wie Säulen des Himmels erheben, ſtieg ich einſt eine Höhe hinan. Ich mochte ohngefähr eine halbe Stunde unter Obſtbäumen, über Wieſen, durch Wald und über Felſengeröll gegangen ſeyn, als ich unter Bäumen verſteckt eine kleine einſame Kapelle gewahrte. Ich trat hinein und fand dort einen Klausner, der mit einer Schaar Kinder laut betete. Das Gebet währte ziemlich lange; der Klausner, ein älterer Mann von freundlich ernſter Miene, entließ die Kinder ſodann; ſie liefen vergnügt nach allen Seiten hin, den zerſtreuten Höfen ihrer Eltern zu. Es war ja Samstag; der Spieltag hatte begonnen. Ich trat nun zu dem Alten hin und knüpfte mit ihm ein Geſpräch an. Er war freundlich und offen, und die Heiterkeit eines zufriedenen Gemüthes, eines reinen Gewiſſens ſprach ſich aus ſeinen einfachen Geſichtszügen aus. Er führte mich in ſein Häuschen, das der kleinen Kapelle gegenüber ſtand. Wir traten in eine kleine Wohnſtube hinein; ſie diente ihm im Winter zur Schule und mußte dann, ſo klein ſie auch war, an vierzig oder fünfzig Kinder faſſen; im Sommer wird ihm der Raſen unter den Bäumen oder die Kapelle dazu dienen. Er zeigte mir Alles, ſeine Bilder und ſeine Bücher, mit der freundlichſten Bereitwilligkeit und führte mich dann auch in die kleine Schlafkammer. „Neulich," ſo ſprach er lächelnd unter Anderem, „beſuchten mich einige Offiziere; ich fragte ſie, ob ſie auch meinen Spiegel ſehen wollten. Sie waren begierig darauf, und dachten ſich wohl, wie wunderlich es doch ſey, daß ein alter Klausner einen Spiegel bedürfe. Da führte ich ſie denn hierhin." Und nun zeigte er auch mir ſeinen Spiegel. Was war's? — Nichts Anderes, als ein Todtenkopf, den eine Inſchrift umgab, die ohngefähr lautete: „Was du jetzt biſt, das bin auch ich einſt geweſen; und was ich jetzt bin, das wirſt du einſt ſeyn." Er kam auch bald auf ſein Leben zu ſprechen, woraus er mir mancherlei in zutraulicher Weiſe erzählte: Er war in ſeiner Jugend weit in der Welt, bis nach der Türkei, um und um gelaufen; viele Städte und Länder hatte er geſehen und Manches erfahren; die Welt aber hatte ihn nicht befriedigt, bis er endlich hier auf der ſtillen Höhe, im Schooß der Alpen, das Ziel ſeines Strebens und die Ruhe ſeiner Seele gefunden. Er

unterrichtete die Kinder der Nachbarſchaft und betete mit ihnen und lebte von dem, was ihre Eltern und gute Leute ihm ſchenkten. Von der Welt verlangte er nichts mehr; er war glücklich und zufrieden und voll des Dankes gegen Gottes Güte. Dieß leuchtete aus ſeinen heiteren Blicken und ſprach ſich in ſeinen zutraulichen Reden aus. Ich hörte ihm gern zu und gern wär' ich noch länger bei ihm geblieben; und als ich ſchied, begleitete mich in der Erinnerung ſeine freundliche Geſtalt den Berg hinab. Mir fiel der grimmige Hader und die Zerriſſenheit der unglücklichen Schweiz ein, und ich verglich damit die ſtille ſegensreiche Wirkſamkeit dieſes Mannes in ſeiner friedlichen Bergeinſamkeit. Ich dachte an die alten Tugenden der Schweizer und ihre großen Siege. Ich ſah nach den himmelhohen Spitzen der ernſten Gletſcher mit ihren drohenden Felswänden; ich blickte nach den klaren ſtillen Waſſern der Seen, nach den anmuthigen grünen Matten und Wäldern und den freundlichen, darüber hingeſtreuten Höfen. Es waren die alten Urkantone, die den Bund der Freiheit geſtiftet, deren Berge und Thäler vor meinen Blicken lagen. Und wie Manches erinnert hier noch an die Tage von Sempach und Murten, an den Heldenmuth Winkelried's und an den frommen Bruder Klaus von der Flüe, der dieſe Pfade gegangen, und deſſen Bild, von lebendigem Glauben geehrt, hier noch allenthalben in Kirchen und Kapellen, in Rathsſtuben und Wohnhäuſern dem Reiſenden begegnet. Hier, abgelegen von der großen Landſtraße, lebt noch in manchem Herzen die alte Schweiz mit ihrem feſten Glauben, ihren einfachen, biederen Sitten und ihren Heldentugenden. Der Ehrgeiz aber und die zügelloſe, übermüthige Herrſchſucht der Wühler und Schreier und Volksverführer, die treulos kein göttliches und menſchliches Recht achten, möchte nun über die friedlichen Thäler, die ich damals durchſchritt, herfallen; allein ſie werden Männer finden, Männer, die im Vertrauen auf den alten Gott für ihren heiligen Glauben und ihre uralte, unſchuldige, fleckenloſe Freiheit, wie die Väter in den Tagen der Vorzeit, zu ſiegen und zu ſterben wiſſen. Doch laſſen wir der Gegenwart ihren Hader. Könnte ich mich nur von ihrem Getümmel frei machen, wie gern wollte ich zu dem alten Klausner auf die friedliche Höhe mit der herrlichen Ausſicht hinanſteigen und mir von ihm die Begebenheiten ſeines Lebens, ſeine Leiden und Freuden und die gütige Führung der Vorſehung erzählen laſſen. Möge jedem Leſer des Hausbuches eine ſolche Friedensſtätte, wenn nicht auf den Bergen der Schweiz, doch in der Tiefe ſeines Herzens, vergönnt ſeyn, und was guter Wille ihm in den folgenden Blättern bietet, möge er das freundlich hinnehmen und Gottes Engel ihm dieſen ſeinen Frieden gegen die böſen Geiſter dieſer Zeit ſchirmen!

Fr. Poeri inv.

Im Wald.

Im klaren Bächlein tanzt so flink
Die muntere Forelle,
Es singt dazu der junge Fink
Vom Frühling freudenhelle.

Das Häslein springt im Morgenthau,
Die Sonne macht es nießen,
Und „prosit!“ ruft das Füchschen schlau,
„Komm Närrchen! laß dich grüßen.“

Zum Eichbaum spricht der Morgenwind:
„Ich will dir was erzählen.“
Er lauscht, da rauscht die Luft gelind:
„Wir wollen uns vermählen.“

„O nein! o nein! Frau Unbestand!
Du liebst ja ihrer tausend,

Mein Epheu schlingt ein treuer Band,“
So spricht der Eichbaum brausend.

Die Sonne lacht, der Wind verstummt,
Ein Mäuslein kömmt geschlichen.
Ein Käfer brummt, ein Bienlein summt,
Das Mäuslein ist entwichen.

Ein Röslein duftet einsam dort
An windgeschützter Stelle,
Ein Mägdlein kömmt und trägt es fort,
Zur stillen Waldkapelle.

„Verzeih uns, Herr!“ so spricht ihr Mund,
„Und laß auch uns verzeihen,
Und dankbar will ich in der Rund,
Was grünt und blüht, dir weihen.“

Einiges über und von Clemens Brentano.

Wer den Dichter Clemens Brentano gekannt, wer ihn einmal gehört hat, die Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend oder die Abenteuer einer Reise oder auch die Begebnisse des jüngsten Tages erzählen, der wird, wenn er seinen lebendigen, wechselvollen, bald scherzhaft komischen, bald ernsthaft tragischen Schilderungen Stunden lang zugehört hatte, wohl erkannt haben, daß ihm wie Wenigen die Gabe der Erzählung und schöpferischer Einbildungskraft verliehen war.

Mancher konnte denselben Weg gegangen, in denselben Häusern eingekehrt seyn, er konnte auf denselben Ruhebänken gesessen, mit denselben Menschen gesprochen, dieselben Vögel gehört, dieselben landschaftlichen Bilder gesehen haben: allein es war ihm nichts Merkwürdiges aufgefallen, nichts Seltsames begegnet; er hatte Alles ganz wie gewöhnlich gefunden; nichts hatte ihn zum Weinen oder Lachen gebracht oder ihn auch nur in seinem Gleichmuth gestört und sein Nachdenken geweckt; während dagegen dem Dichter überall die seltsamsten Dinge und Personen begegnet waren, er hundert überraschende Entdeckungen gemacht und tausend Betrachtungen darüber angestellt hatte und nun daraus einen Kranz der unterhaltendsten Erzählungen zu flechten wußte.

Hatte es auch den ganzen Weg über gestürmt und geschneit und er Niemand neben sich in dem verschlossenen Wagen gehabt, als etwa einen armen Handwerksburschen, den er halb todt von Kälte, Hunger und Müdigkeit auf dem Wege begegnet und in den Wagen genommen; wie bald war er mit ihm so vertraut geworden, daß die dankbare Seele des armen Burschen ihm alle Abenteuer seines Lebens und seiner Reisen im Morgen- und Abendlande erzählte, die er dann auf eine Weise wieder zu erzählen wußte, daß jeder Zuhörer diesen seltsamsten aller Handwerksburschen gar zu gern kennen gelernt hätte. Hatte er aber keinen solchen Handwerksburschen gefunden, war er allein gewesen, so hatte er vielleicht mit seinem Postillon, seinem Kutscher oder einem der Wirthe ein Gespräch angesponnen, das nicht minder einen ganzen Schatz des Merkwürdigen und Seltsamen zu Tag gefördert hatte, worin sich die Landessitte, die Denkweise des Standes und der Charakter des Menschen auf eine höchst überraschende Weise spiegelte.

Kurz er war ein Entdecker und wo er mit seiner Springwurzel an die Felsen anschlug, da öffneten sie sich und ihre verborgenen Schätze und Quellen sprangen zu Tage. Es war dieß kein Zufall, sondern es geschah, weil sein Geist eben ein Dichtergeist war. Denn wie das Bildniß desselben Menschen ein anderes ist, wenn es ein geistloser alltäglicher Schmierer oder ein Rafael, ein Murillo hinzeichnet, und wie dieselbe Persönlichkeit als

eine ganz andere erscheint, wenn sie ein Shakspeare und Cervantes oder ein Kotzebue und Clauren charakterisirt: ganz so war es auch mit den Schilderungen, die sein dichterischer Geist von den Lebensbegebnissen machte, verglichen mit den nüchternen Beobachtungen geistloser Philisterei.

Alles Eigenthümliche, was nicht in den ausgetretenen Gleisen der alltäglichen Prosa und des gemeinen Eigennutzes ging, sondern still und einsam seinem eigenen Pfad folgte, Alles, was sich frisch und ungekünstelt aus seiner inneren Natur entwickelt hatte, oder was unter einem unscheinbaren schlichten Aeußeren, unter dem Kleide der Armuth und Demuth, einen reichen, geheimnißvollen inneren Schatz zu verbergen schien, das zog ihn unwiderstehlich an und reizte ihn in vertrauterem Umgange ihm nachzuforschen und es zu ergründen. Während ihm umgekehrt der Lärm des Marktes und der kalte äußere Prunk der Welt zuwider war und er die Augen abwandte, wenn sie vor den Augen der schaulustigen Menge einher stolzirend ihre Reize, gleich einer zuchtlosen Gauklerin, feil bot und den Hermelin ihrer Hoffart im Kothe nachschleppte. So kam es denn auch, daß ihm das Eigenthümliche und Seltsame, eben weil er es liebte und weil er es schonte und weil er einen Sinn dafür hatte, auch auf allen Wegen und Stegen begegnete und ihn anrief. Seine schöpferische, nimmer ruhende, dichterische Einbildungskraft that freilich dazu das Ihrige. Was er uns in seinem Märchen vom König Laudamus und dem wunderbaren Schürzchen der Jungfer Fanferlieschen erzählt, das gilt ganz von dem unerschöpflichen Reichthum seines dichtenden Geistes. Trug der König nach irgend etwas Verlangen, so schüttelte ihm die betugte kluge Jungfer Herz was begehrst du aus ihrem Schürzchen. Brauchte er zum Beispiel für seine Staatsangelegenheiten einen neuen Minister, so war ihm auf der Stelle geholfen, er ging nur hin und (siehe Märchen des C. Brentano II. Band S. 322. Stuttgart, Cotta, 1847) sagte:

„Fanferlieschen, Schönefüßchen!
Nicht zu lang und nicht zu kurz,
Schüttle mir aus deinem Schurz
Einen guten Staatsminister."

Und gleich antwortete Fanferlieschen: „Herr! hier ist er!" indem sie ihr Schürzchen schüttelte und ein completer Staatsminister mit seinem Portefeuille unter dem Arme herausfiel oder vielmehr hüpfte, der das Land trefflich regierte, den die freisinnige, Besserdichianische allgemeinste Stadt- und Landzeitung sogleich in allen Tonarten herausposaunte, und der gegen Bezeigung einer mäßigen Erkenntlichkeit auf der Stelle Eintritt in den Gänsehimmel der papierenen Unsterblichkeit zu Leipzig erhielt. So durfte auch Clemens Brentano nur das Wunschtüchlein seines Geistes schütteln und in überströmender Fülle fielen und hüpften die Gedanken, die Gestalten und Bilder heraus, und umfangen und umsprangen ihn, daß ihm oft selbst darüber schwindelig ward. Ja seine Einbildung umhüllte ihm nicht selten die Wirklichkeit vor seinen Augen mit einem zauberischen Duft und erfüllte sie mit den wunderbarsten Bildern, die so lebhaft vor die Seele des Dichters hintraten, daß er gewiß gar oft selbst kaum mehr unterscheiden konnte, was er mit seinen leiblichen Augen oder mit denen seines dichtenden Geistes gesehen. Auf diese Weise zerflossen ihm Wirklichkeit und Dichtung, indem bald ein Ton des Lebens, ohne daß er es selbst merkte, in seine Dichtung hineinklang, bald wieder seine Dichtung ihm das Leben mit ihren Farben übergoß und Bilder vorspiegelte, von denen sonst kein sterbliches Auge etwas entdecken konnte.

Daß eine solche Natur zur Märchendichtung besonders geeignet war, leuchtet wohl ein. Schon von Kindheit an fühlte er sich auch zu dieser stillen Märchenwelt hingezogen; ja in dem alten Kaffeefaß, das er sich in dem Kaufmannsgewölb seines Herrn Vaters zum Wohnsitze eingerichtet hatte, führte er als Kind selbst ein träumerisches Märchenleben, worin Alles seiner bilderschaffenden Phantasie zu Willen war. Aber auch später noch, da die Stürme von Welt und Zeit mit ihrem kalten Hauch den Baum seines Lebensglückes seiner Blätter, seiner Blüthen und Früchte beraubt und er, der irrende, müde Pilger, der an den scharfen Klippen der Wirklichkeit mit seinen dichterischen Träumen so oft gescheitert war, eine Ruhestätte unter dem Kreuze gefunden, da klangen noch die Töne jener entschwundenen Märchenwelt seiner Kindheit wie der Ruf versunkener Glocken in mitternächtlicher Stunde zu ihm herüber. Hatte es ihm ja noch in den besten Jahren seiner männlichen Kraft ein Vergnügen gewährt, neue Märchen zu dichten, oder ältere umdichtend in ein neues Gewand zu kleiden, um sie den Kindern in befreundeten oder verwandten Kreisen vorzulesen oder vorzuerzählen. Der Reiz aber, den er ihnen zu geben wußte, machte, daß nicht blos Kinder ihm zuhorchten; das ganze Haus hing lauschenden Ohres an seinem Munde.

Dabei verschmähte er selbst auch das einfache Kinder- und Volksmärchen nicht; ist es ja auch die Dichtung im Kleide der Armuth, vergleichlich den wilden Walderdbeeren, die da draußen im Schatten hundertjähriger Eichen, an Bachesrand, wo die Rehe grasen, blühen und reifen; wie schön ist ihre Farbe! wie duften sie so süß! wie gewürzig ist ihr Geschmack! und doch hat sie die Hand keines Gärtners gepflegt und sind sie das Eigenthum keines reichen Herrn; das arme Kind des Holzhauers kömmt mit nackten Füßen sie zu pflücken und trägt sie zum Bett der alten kranken Großmutter hin. Er selbst auch schilderte in seinen Märchen mit Vorliebe, wie solche arme Kinder, die gleich der Volkspoesie von den Thüren

der vornehmen Welt verächtlich hinweggewiesen werden, in ihrer Verlassenheit, im Schooße der Armuth und Demuth, in frommem Vertrauen zu Gott erwachsen und von Gott in ihren Nöthen und Schmerzen getröstet werden, und wie die Thiere des Feldes und die Vögel des Waldes sich ihnen zutraulich nahen und in freundlichen Gesprächen mit ihnen verkehren.

Allein sein Geist wurde bald von anderen und ernsteren Bestrebungen in Anspruch genommen, und was er damals von seinen Märchen niedergeschrieben, blieb mit geringer Ausnahme in seinen Mappen verschlossen, und nur schwer ließ er sich dazu bewegen, in vertrauteren Kreisen Einiges aus diesen harmlosen Dichtungen mitzutheilen. Wie sehr er auch von seinen Freunden und spekulirenden Buchhändlern darum angegangen werden mochte, er hielt sie viele Jahre hindurch unerbittlich in engem Gewahrsam.

Erst, als er die Nähe des Todes in der kranken Brust fühlend an die Abfassung seines letzten Willens ging, erst da ließ er sich bestimmen, aus Barmherzigkeit gegen Nothleidende und Arme zu gewähren, was alle Lobsprüche und die Aussichten auf schriftstellerischen Ruhm nicht vermocht hatten. Er gab die Herausgabe der Märchen unter der Bedingung frei, daß ihr Ertrag frommen und wohlthätigen Zwecken gewidmet seyn sollte.

Sein Wille ist nun in Erfüllung gegangen. Die Märchen des Clemens Brentano sind erschienen. Ist ihr Preis auch ein höherer, als es für ein Buch zu wünschen wäre, das, wie auch sonst das Urtheil darüber lauten mag, jedenfalls einen reichen Schatz dichterischer Schönheiten enthält und als eine harmlose Erheiterung der Jugend und jugendlicher Gemüther mit gutem Gewissen empfohlen werden kann: so mögen die Leser bedenken, daß sie zugleich ein Almosen in den Schooß der Barmherzigkeit niederlegen, um leibliches und geistiges Elend zu lindern.

Gern möchten wir unseren Lesern eine Probe aus dem Kranze dieser Märchen mittheilen, allein die meisten sind so reich ausgesponnen, daß es unser Raum nicht gestatten würde; doch möchten wir ihnen ein kleines, das er mit anderen einem größeren eingeflochten, nicht vorenthalten. Jeder wird daran leicht die Gabe einer heiteren überraschenden Erzählung bemessen können. In dem Märchen vom Schulmeister Klopfstock erzählt einer seiner fünf Söhne, der Apotheker Pinkepank, diese Geschichte seinen Brüdern, dem Fischer Pitschpatsch, dem Jäger Pfiffpaff, dem Dieb Gripsgraps und dem Waldbruder Trilltrall, und sie lautet wie folgt:

Das Märchen von der Eidechse und dem Hündchen Wackerlos.

Ich sollte einmal Pillen machen für eine kranke Mutter, deren Kind zu mir kam und sprach: „Ach! lieber Herr Subjekt! gebe er mir etwas recht Gutes und Süßes für die Mutter, das ihr gut schmeckt und sie recht bald gesund macht; denn wenn sie nicht bald gesund wird, so kann sie nicht spinnen, und wenn sie nicht spinnt, kriegt sie kein Garn, und wenn sie kein Garn kriegt, kann ich und die Schwester keine Strümpfe stricken, und können wir keine Strümpfe stricken, so können wir keine verkaufen, und können wir keine Strümpfe verkaufen, so kriegen wir kein Geld, und kriegen wir kein Geld, so kann die Mutter kein Brod kaufen und müssen wir alle verhungern.“ Da wollte ich dem Kinde etwas recht Gutes geben und griff unter den Arzneibüchsen hin und her und holte weißen Zucker aus einer Büchse, in dem rollte ich die Pillen hin und her und gab sie dem Kind, und ließ es selbst eine Messerspitze voll ablecken, worauf es sagte: „Ach! das ist süß! das wird der Mutter sehr gut schmecken! Wenn sie gesund wird, Herr Subjekt! will ich ihm ein paar Strümpfe mit rothen Blumenzwickeln und oben einen Sternenrand darum stricken,“ worauf es fröhlich der Apotheke hinauslief. Als ich die Büchsen wieder an ihre Stellen ordnen wollte: O du allmächtiger Gott! in welches Elend kam ich! ich las, daß auf der Büchse, aus der ich geglaubt hatte weißen Zucker zu nehmen, mit großen Buchstaben stand, „Bleizucker,“ welcher ein weißes Gift ist, das ganz wie Zucker aussieht. Wie ein Rasender stürzte ich der Thüre hinaus und rannte durch alle Straßen nach dem Kinde, und fragte überall nach dem Kinde, denn ich wußte nicht, wo es wohnte, ach! und Niemand hatte es gesehen; ich konnte es nicht finden. Jetzt wird die Mutter die Pillen schon gegessen haben und gestorben seyn von dem Gift, dachte ich, und das Kind wird auch gestorben seyn, dem ich eine Messerspitze voll davon gab. In solcher Verzweiflung rannte ich zum Thore hinaus und kam an die kleine verfallene Kapelle. Allerlei wilde Kräuter wuchsen um den kleinen zerbrochenen Altar, der drin vor einem Kreuze stand; wie ein Verzweifelter kniete ich da nieder und rang die Hände und betete zu Gott, er möge sich meiner erbarmen, und möge die arme Mutter am Leben erhalten. Indem ich so betete, raschelte neben mir etwas in den Kräutern, und ich sah da eine Eidechse, die auf einem Stein lag und sich hin und her wand, als habe sie große Schmerzen, und andere kleine Eidechschen saßen um sie herum, als wären sie sehr traurig; ach! da fiel mir die Mutter mit den Kindern wieder recht in die Seele, und als die kranke Eidechse auf einmal ganz still wurde und todt von dem Stein herabfiel, schrie ich: weh! weh! jetzt ist sie todt, ach! die gute Mutter, der ich aus Unachtsamkeit Gift statt Zucker geschickt, — ist jetzt gewiß todt, und da betete ich wieder recht innig zu Gott. Sieh! da raschelte es an der andern Seite, und ich sah die kleinen Eidechschen Blätter von einem Kraute ab-

beißen, welches da in großer Menge wuchs, und sah, daß sie mit den Blättern zu der todten Eidechse hinliefen und ihr Saft davon in den Mund flößten, und sah, daß die todte Eidechse davon wieder lebendig wurde und frisch und gesund davon lief und die Jugend hinter ihr drein. Wie ein Blitz lief's mir durch die Seele, ich wollte die Mutter aufsuchen und wenn sie auch schon begraben wäre, so wollte ich sie mit diesem Kraut lebendig machen. Ich nahm viel von dem Kraut und lief schnell in die Stadt zurück und fragte von Haus zu Haus, konnte sie aber nirgend finden. Als ich am andern Thor endlich bei dem Thorwärter fragte, sagte er mir, daß heute Morgen ein solches Kind, wie ich gesagt, vom Lande in die Stadt gekommen sei und ihn nach der Apotheke gefragt habe, daß es auch bald wieder hinausgegangen sei, aber daß er nicht wisse wohin. Da war meine Augst wieder so groß als vorher, und ich lief nach der Apotheke zurück und wollte nun von dem nämlichen Gift essen, um zu sterben. Ich stürzte nach der Büchse hin und riß sie auf und aß in der Verzweiflung alles, was darin war. Aber auf einmal kam der Apotheker heraus mit einer großen Süßholzwurzel in der Hand und kriegte mich beim Schopfe zu fassen, und prügelte mich ganz abscheulich und rief immer dabei: „O! du naschhafter Zuckerschlecker! da hast du auch Süßholz dazu, du Bengel! erst läufst du den ganzen Tag auf der Straße herum und kömmst Abends nach Haus und schleckst mir noch dazu die Zuckerbüchse aus, da nimm Süßholz, Süßholz dazu!" und dabei prügelte er immer darauf los. Ich aber rief immer dazu: „O! Herr Prinzipal! schlagen Sie mich todt, um Gotteswillen, schlagen Sie mich todt, wenn das Gift mich nicht schon umbringt." — Der Herr Prinzipal aber war schon ganz müd und sprach: „Was redest du von Gift, du Narr!" — „Ei!" sagte ich, „War denn kein Bleizucker in der Büchse, es steht ja darauf geschrieben?" — „Nein, es war Zucker darin," sagte der Prinzipal, „ich werde dir Bleizucker dahin stellen, du unachtsames Naschmaul! daß du mir die Leute vergiftest; ich habe alle solche Sachen unter Schloß und Riegel liegen, damit kein Unglück geschieht, und in allen Büchsen, wo hier Gift darauf geschrieben steht, ist nichts als weißer Zucker, damit ihr mir das Naschen fein lasset."

Ihr könnt euch mein Entzücken denken bei dieser Nachricht; ich kriegte meinen Prinzipal bei den Ohren zu fassen und küßte und drückte ihn viel tausendmal, und tanzte wie ein Narr mit ihm in der Apotheke herum, so daß er anfing um Hilfe zu rufen, weil er glaubte, ich sei rasend geworden. Da kam die Apothekerin herzugelaufen und schlug die Hände über dem Kopf zusammen über den Spektakel, und der Mann schrie zu ihr: „O Quassia! liebe Quassia! gib ihm Süßholz." — Da nahm die Frau Quassia die Süßholzwurzel wieder und prügelte auf mich los ganz erbärmlich, daß ich den Prinzipal fahren ließ, und in der Apotheke herumsprang, daß alle Büchsen auf den Brettern tanzten und die Mörser zu klingeln anfingen. Bratsch fiel eine große Flasche mit Jalapp an die Erde und eine andere Oxymel simpler hinten nach; sie ließen mich los und eilten ferneres Unglück zu verhüten. Ich aber rannte so gegen die Thüre, daß ich alle Fenster einstieß, und den König Salomon, der als Schild an der Thüre stand, über den Haufen rannte. Wie unsinnig flog ich die Stadt hinaus nach der kleinen Kapelle, und kniete vor dem kleinen Altar und betete die ganze Nacht, bis ich vor Müdigkeit einschlief.

Am andern Morgen konnte ich von dem vielen genossenen Süßholz meinen Rücken kaum bewegen, da nahm ich von dem Kraut, was neben mir wuchs und rieb mir den Rücken mit, und auf einmal war ich frisch und gesund. Da betrachtete ich das Kraut sehr genau, und nahm mir Samen davon mit und Blätter und spazierte fort, in die Welt hinein.

Als ich einige Tage fortgezogen war, kam ich in einen Wald, da hörte ich ein Kind außerordentlich weinen; ich ging nach der Gegend hin, und da sah ich dasselbe kleine Mägdlein an der Ecke sitzen und an einem großen Strumpf stricken und immer dazu weinen. Ich trat näher und sah, daß es einen kleinen Hund im Schooße liegen hatte, und bitterlich auf ihn nieder weinte. „Liebes Kind!" sagte ich, „ach die Mutter ist gewiß gestorben, weil du so weinst?" Da sprang aber das Mägdlein auf und sprach: „Ach nein, lieber Herr Subjekt! die Mutter ist frisch und gesund von seinen guten Pillen, und die Strümpfe für ihn sind auch gleich fertig; ich habe Tag und Nacht gestrickt; seh' er die schönen rothen Zwickel" — und da breitete sie einen schönen fertigen Strumpf vor mir aus. „Ziehe er den nur gleich an, indeß stricke ich den andern fertig." — Ich setzte mich hin, den Strumpf anzuziehen, und während ich meine Schuhe auszog und den Staub herausschüttelte, fragte ich: „Aber Kind! warum hast du denn so geweint?" — Da fing die Kleine, die über meine Ankunft ihren Kummer vergessen hatte, wieder an zu weinen und sagte: „Ach! lieber Herr Subjekt! ich wollte zu ihm in die Stadt und wollte ihm danken und ihm die Strümpfe bringen, denn einen wollte ich unterwegs fertig machen; da nahm ich auch unser treues Hündchen Wackerlos mit, das krank war, und wollte ihn bitten, er solle dem Hündchen doch eine von seinen Pillen geben, ich wollte ihm ein paar Winterhandschuhe von Seidenhasenhaaren dafür stricken; ach! und denke er sich, als ich bis hier her kam, wollte das treue Hündchen Wackerlos nicht mehr fort. Ich nahm es auf meinen Schooß und setzte mich hier hin, und da sah es mich traurig an und wedelte ein bischen mit dem Schwanz und streckte sich, ach! und

jetzt ist es still und ist todt. Ach! wäre er nur eher gekommen, da hätte er ihm vielleicht helfen können; aber jetzt geht es wohl nicht mehr?" — Dabei sah mich das gute Mäuslein in großen Sorgen an; ich aber hatte den einen Strumpf schon angezogen und sprach: „Wir wollen es versuchen, liebes Kind!" Da brachte sie mir das Hündlein Wackerlos geschwind herbei; ich nahm von meinen Kräutern und drückte ihm Saft davon in den Mund, da that es die Augen auf; noch ein wenig Saft, da wedelte es ein bischen mit dem Schwanz; noch ein wenig Saft, da leckte es mir die Hände und sprang an dem guten Mägdlein freudig in die Höhe, welches gar nicht aufhören konnte mir zu danken. Aber schnell setzte es sich hin und strickte den Strumpf aus, während das Hündchen Wackerlos mir alle seine Künste vormachte: Apportiren, Suchverloren, Aufwarten, Bitten, Schildwachstehen, über den Stock springen, wie spricht der Hund, Tanzen, sich todt stellen, nach welchem letzten Kunststück das Hündchen immer zu mir kam und mir die Hände leckte, um mir zu danken, daß ich es lebendig gemacht. „Nun bin ich fertig," sprach das Mägdlein und rief den Wackerlos, und der mußte mir den Strumpf bringen. Ich zog diesen Strumpf auch an, und diese Strümpfe stehen mir recht hübsch, an Sonn- und Feiertagen werdet ihr sie an meinen Beinen sehen. Darauf brachte mich das Mägdlein zu seiner Mutter, die mir nochmals sehr dankte; den andern Tag aber machte ich mich auf die Reise hieher und habe unterwegs noch einige Menschen lebendig gemacht mit meinem Kraut.

Kehren wir zu dem Dichter zurück.

War es die Märchenwelt mit ihren überraschenden Wundern, die seinem, das Unbegränzte und Ungebundene liebenden Dichtergeist insbesondere zusagte, so konnte er sich doch auch wieder in eine bestimmte historisch gegebene Lage denken und ihren Ton nicht allein glücklich anschlagen, sondern auch durchführen.

In dieser Beziehung war es vorzüglich das christliche Mittelalter, dessen Erforschung er sich schon frühe angelegen seyn ließ. Die Vorurtheile seiner Jugendzeit, welche in die blutigen Jahre der ersten Revolution und in die schmachvollen des französischen Joches fiel, hatten ihr Verdammungsurtheil über das Mittelalter ausgesprochen, sie sahen darin nichts, als ein widerwärtiges Gemisch von Aberglauben, Geistesknechtschaft, blutiger Raserei eines zügellosen Faustrechtes und roher Barbarei; allein er ließ sich hiedurch nicht zurückschrecken und drang mit den Besseren seiner Zeitgenossen zu einem tieferen Verständniß jener Jahrhunderte vor. Der tiefe Zug eines christlichen gottbegeisterten Gemüthes, der neben allen Gräueln menschlicher Leidenschaften durch das Mittelalter hindurch ging, konnte ihm nicht entgehen. Sein Gefühl mußten die zarten Blüthen heiliger Poesie bewegen, wie sie dem Herzen manches Dichters jener Tage entsprossten, der dem Vaterlande und der Geliebten ein Scheidelied singend mit der Laute und dem Schwerte als ein Kreuzritter nach dem heiligen Lande hinzog. Und sah er zu den ehrwürdigen Domen hinan, die jene Zeit der sogenannten Finsterniß und Barbarei begonnen, mußte er da nicht staunen, über die Kühnheit des Gedankens, der in der Gluth seiner Begeisterung, kein Hinderniß scheuend, die schwere Steinmasse also beflügelt und verklärt hatte, daß sie durchsichtig und schlank wie ein Baum himmelanstrebte, und wie durch die unermeßliche Fülle und Größe dieser Bauwerke ein Gesetz der Einheit hindurchging, dem Alles sich bereitwillig und harmonisch fügte und unterordnete; und wie dieser Kühnheit und Großartigkeit des Gedankens eine Treue, eine Selbstverläugnung, eine Gewissenhaftigkeit und Unverdrossenheit sich gesellte, die einen Säulenknauf, eine Blume in dem verlassensten Winkel oder auf der höchsten Spitze mit der gleichen religiösen Achtsamkeit vollendete, wie das Hauptportal, auf welches der Blick eines Jeden fiel. Und blickte er, endlich auf die leuchtenden Gestalten in den hohen Fenstern, die Steinbilder und das Schnitzwerk und die ehernen Gestalten an den Säulen und in den Nischen, die Heiligen auf dem Goldgrunde der Wände und Altäre, oder wie sie von den schneeweißen Pergamentblättern der Evangelienbücher und Legenden, umgeben von Thieren und Laubwerk und Blumen und Früchten, in frischer Farbenpracht dem Auge entgegenstrahlten: wie hätte ihn da der fromme und heilige Ausdruck ihrer Züge ungerührt lassen können; die gläubige Andacht, die Reinheit, der Ernst, die Wehmuth einer von der Nichtigkeit des Irdischen durchdrungenen Seele, der stille Frieden und die Heiterkeit eines gottvertrauenden Sinnes, die Anmuth blühender Unschuld, die Hingabe eines in begeisterter Liebe und werkthätiger Barmherzigkeit sich opfernden Herzens — dieß Alles mußte ihn ergreifen; die Bilder blieben ihm nicht stumm, und als Dichter suchte er die Gefühle, die sie ihm erweckten, zu gestalten und wiederzugeben. In dieser Stimmung hat er noch in seiner Jugendzeit, im Beginne dieses Jahrhunderts, eine Erzählung begonnen, die leider immer ein Fragment geblieben ist, und die wir hier unseren Lesern mittheilen wollen, weil sie vorzüglich geeignet ist, ihnen eine Probe seiner Empfindungs- und Darstellungsweise zu geben.

Da es nämlich, wie wir in der Einleitung zum ersten Bande des Hausbuches bemerkt haben, eine unserer Hauptabsichten ist, unseren Lesern ausgewählte Stücke unserer Literatur und namentlich der katholischen mitzutheilen, damit sie die Geister prüfen und sich in diesem großen Irrgarten auskennen lernen, so werden wir, wie wir auch bereits im ersten Bande gethan, dieser Probe von

Brentano andere von anderen unserer Dichter und Schriftsteller folgen lassen. Das hier mitgetheilte Fragment mag als beste Erläuterung unserer obigen Betrachtung gelten. Sollte übrigens ein Wunsch vieler Freunde des seligen Dichters endlich in Erfüllung gehen und eine Auswahl seiner Dichtungen und Erzählungen aus der Hand seiner Erben erscheinen, so mögen die Leser den fahrenden Schüler als einen Vorboten begrüßen. Vielleicht wird der Eine und der Andere, dem Brentano's Name minder bekannt war, alsdann der erwarteten Sammlung mit um so größerem Verlangen entgegensehen und ihr seine Theilnahme schenken. Ohne Zweifel werden sie in dieser Sammlung die schönen Erzählungen vom braven Caspar und der schönen Annerl, die mehreren Wehmüller, das geistreiche Lustspiel Ponce de Leon, den herrlichen Romanzencyclus vom Rosenkranze, die witzsprühende Abhandlung von dem Philister, und so manches schöne tiefergreifende Gedicht erhalten.

Es ist bekannt, wie selten ein katholischer Schriftsteller Gnade vor den Augen protestantischer Richter findet, und wie äußerst selten einem solchen eine Stelle in ihren Lesebüchern und Literaturgeschichten eingeräumt wird; indessen haben sie sich doch herabgelassen mit dem fahrenden Schüler eine Ausnahme zu machen; mitgetheilt zuerst von dem Dichter selbst in „Fr. Försters Sängerfahrt, Berlin, Maurer'sche Buchhandlung, 1818", ging er theilweise in „Wackernagels deutsches Lesebuch, Berlin bei Reimer", über, und beinahe vollständig abgedruckt findet er sich in der „Bibliothek der neuesten deutschen Classiker, Leipzig bei Schmalz."

Nach diesen Bemerkungen lassen wir ihn selbst folgen.

Aus der Chronika eines fahrenden Schülers.

Vorwort.

Vor fünfzehn Jahren machte es mir Freude, die folgende einfache Geschichte niederzuschreiben. Sie sollte nur die Einfassung mehrerer schönen altdeutschen Erzählungen seyn, die sie mit mancherlei Ereignissen aus dem Zusammenleben des alten Ritters Veltlin von Türlingen und seiner drei Töchter unterbricht, mit deren Versorgung und der Abreise des Erzählers sie schließt. So lieb ich das Gedicht hatte, blieb es doch unterbrochen, der Sinn der Leser schien dazu zu fehlen. Jetzt, da diese Erzählung mehr, ja selbst die altdeutschen Röcke für sich hat, fiel sie mir wieder in die Hände, und ich versuche es, sie den Lesern vorzulegen mit der Erinnerung, daß sie zu pädagogischen Zwecken entworfen worden, als ich von der sogenannten Romantik noch wenig wußte, und daß sie daher neben den allerneuesten Ritterromandichtern in ihrer redseligen Einfalt um Schonung bittet. Sollte dem Leser durch Eisenfresserei und isländisches Moos verwöhnt, diese Geschichte wie unsre deutsche Camille und Hollunderblüthe nicht behagen, so bringe er sie einem kranken Freunde oder einem Mägdlein, denen sie Gott gesegnen möge!

Im Jahr, da man zählte nach Christi, unsers lieben Herrn Geburt 1358, am zwanzigsten Tage des Maimonats, hörte ich, Johannes der Schreiber, die Schwalbe in der Frühe an meinem Kammerfenster singen, und ward innigst von dem Morgenliede des frommen Vögeleins erbauet, bedachte auch auf meinem Bettlein, wie die Schwalbe in dauernder Freude lebet, gegen den Winter in ferne wärmere Länder ziehet, und der Heimat getreu, gegen den Frühling wiederkehrt; also nicht der Mensch, der arme fahrende Schüler, der wohl viel gegen Sturm und Wetter ziehen muß, ja der oft kein Feuer findet, die erstarrten Hände zu erwärmen, daß er sie falte zum Gebet; aber so er es ernstlich meinet, haucht er hinein. Da ich in solchen Betrachtungen versunken war, und das Schwälblein auch auf seine Weise fortfantasirte, wäre ich schier wieder eingeschlummert, aber der Wächter auf dem Münster blies: „In süßen Freuden geht die Zeit," welches ich hier noch nie gehöret, denn ich war zum Erstenmale in Straßburg erwacht.

Nun richtete ich mich in meinem Bettlein auf, und schaute in meinem Gemache umher, das hatte aber Fenster rings herum und war in einem Sommerhäuslein des Gartens. Links stand der Mond noch blaß am Himmel, und rechts war der Himmel wie das lauterste Gold. Da fand ich mich zwischen Nacht und Tag und faltete die Hände und es fiel mir freudig auf's Herz, daß heute mein zwanzigster Geburtstag sei, und wie mir es viel besser geworden, als in dem letzten Jahre, da ich meinen lieben Geburtstag auf freiem Felde in einem zerrissenen Mäntelein empfangen, und mit einem Bissen Almosenbrod bewirthen mußte. O Freude und Ehre! dachte ich bei mir selbst, und schaute zum Morgenlichte hin, und sprach: du bist mein Licht, du wirst mein Tag; glaubte auch schier in meiner Einfalt, der Himmel sei golden um meines Besten willen, die Schwalbe habe nur gesungen, mir Glück zu wünschen und der Thürmer habe allein so lieblich geblasen, mir zur Feier; da der Himmel sich doch nur geröthet vor der Sonne, die der Herr gerufen, da die Schwalbe doch nur gesungen in Gottes Früh-

lingsluſt, und der Wächter nur geblaſen zu Gottes Ehren, ja wohl gern noch ein Stündlein geſchlafen hätte, ſo es ihm von den Münſterherren verſtattet wäre. Alſo wird der Menſch leicht übermüthig in der Freude, und glaubet, er ſei recht der Mittelpunkt aller Dinge, und ſei er mit Allem gemeint.

Da ließ ich die Augen fröhlich in der Kammer umherſchweifen, und ſah auf dem Schemel ein neues Gewand liegen, das mir mein gütiger Herr und Ritter Veltlin von Türlingen am Abend im Dunkeln hatte herauf tragen laſſen, und konnte ich meine Begierde nun nicht länger zurückhalten, ſprang auf von meinem Lager, und legte dieſe Kleider nicht ohne Thränen des Dankes an. Es war dies aber ein feines blaues Wamms um die Lenden gefaltet und geſtutzet, und roth und weißes Beinkleid von ländſchem Tuch, auch ſtumpfe Schuh und eine ſchwarze Kogel mit einer blauen Feder, nicht zu vergeſſen, ein Hemmet von weißem Hauslinnen, am Halſe bunt genäht und gekrauſet, dergleichen ich vorher nie getragen. Da ward es mir faſt leicht und fröhlich zu Muthe, und hätte ich wohl mögen einen Sprung thun, als hätte ich einen neuen Menſchen angezogen mit dem neuen Kleide.

Aber meine Hoffart währte nicht lange; denn mein zerriſſenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang vor das Fenſter gehängt hatte, erleuchtete ſich durch die aufgehende Sonne, und alle ſeine Löcher waren ſo viele Mäuler, und alle ſeine Fetzen ſo viele Zungen, die mich meiner thörichten Hoffart zeihten. Es war, als ſage das Mäntelein zu mir: O Johannes, biſt du ein ſo eitler Kaufherr, daß du angelanget in den Hafen des zerriſſenen Segels vergißt, das dich in denſelben geführet? Johannes! biſt du ein ſo ſtolzer Schiffbrüchiger, daß du das Brett, welches dich mit Gottes Hilfe an ein grünes Eiland getragen, mit dem Fuße undankbar in die Wellen zurückſtößeſt? O Johannes! du undankbarer Freund! willſt du gerettet mich nicht auf deinen Schultern in ein Gotteshaus tragen und aufſtellen als ein Gedächtniß, daß ſich Gott deiner erbarmet? Ach! das waren wohl harte und wahre Worte meines Mänteleins, und ich nahm es mit Schämen von dem Fenſter, und legte es um über meinen neuen Staat, und faßte es feſt mit den Händen um die Bruſt, als wollte ich es um Verzeihung bitten und ging mit dem Gedanken die Treppe hinab in den Garten: wenn ich ein armer fahrender Schüler geweſen bin, ſo werde ich immer ein armer fahrender Schüler bleiben, denn auf Erden ſind wir Alle arm und müſſen mannigfach mit unſerm Leben herumwandeln und lernen, und bleiben doch arme Schüler, bis der Herr ſich unſer erbarmet und uns einführet durch ſeinen bittern Tod in das ewige Leben.

Da ich nun in den Garten gekommen war, den ich vorher auch nicht geſehen, denn mein gnädiger Herr und Ritter war den Abend ſpät mit mir angekommen, und ich im Finſtern in mein Stüblein gebracht worden, konnte ich vor Schauen und Betrachten der neuen Dinge um mich her auch nicht zum Gebete kommen. Ich fand mich von den ſchönen Laubgängen, Zierfeldern und Pflanzen und den blühenden Bäumen ſchier eben ſo ſehr überraſchet, als von meinem neuen Gewande. Ich fand mich gleich einem neugebornen Kinde, welches mit Allem ſpielet, und noch nicht beten kann, und erſt nach einiger Erfahrung in der Süßigkeit des Lebens ſeine Hände zum Danke falten lernet. Der blühende Mai, das luſtige Singen der Vögel, die vielen jungen Kräuter und Blümlein, die mit Thaublicken vor der Sonne erwachten, der kühle Waſſerſtrahl, welcher in einem mit bunten Kieſeln und Muſcheln ausgelegten Brunnen tanzte, ſchienen mir alle ſo neu und wunderbar, als hätte ich dergleichen noch niemals geſehen, und wußte ich auch nicht, was aus allem dieſen werden ſollte. So wie die lieben Kinder durch die Blumen gehen und ſie brechen und Kränze winden und ſich bei den Händen faſſen und mit den Kränzen im Kreiſe tanzen, gleichſam ſelbſt ein lebendiger Blumenkranz; wie ſie aber nicht gedenken der Frucht im treibenden Sommer, und der Erndte im reichen Herbſt, und des Todes in dem trüben tiefſinnigen Winter: — alſo wandelte auch ich armer Schelm, wie ein einfältiges Kind ohne Witz, durch den Garten, und konnte vor großer Bewegung über mein neues Glück, das mir geſtern früh noch nicht geträumt hatte, nicht zum Gebete gelangen.

Mein freudiges Erſtaunen wollte aber nicht lange dauern; denn als ich meine Augen erſättiget hatte, ward es mir als einem Hungrigen, der ſich ohne Gebet zu einer reichen Mahlzeit geſetzet hat, welche ihm Gott darum nicht geſegnet. Alle das häusliche, wohlgepflegte Behagen des ſchönen Ziergartens erfüllte mich mit traurigen Gedanken, und die Armuth, die Einſamkeit meines eigenen Lebens trat mir in dieſer reichen Umgebung zum Erſtenmale recht lebendig vor die Seele. Was mag trauriger ſeyn, als das Bild eines Bettlers auf goldenem Grunde gemalt. O meine Mutter! ſagte ich in mir, wer war ſanfter und ſchöner und feiner und edler, als

du, wer war würdiger zwiſchen Blumen zu wandeln, als du, die wohl ihre Schweſter und Geſpielin ſeyn konnte, ſtanden dir Thränlein nicht auf den Wangen, wie die Thautröpflein auf dieſen Roſen, gingſt du nicht durch den Wald, wie ein Lüftlein durch die Blüthen, und waren deine Augen nicht getreu und ſüß ſchauend wie die Veilchen, deine Lippen nicht wie die roſinfarbenen Nelken, und flog dein gelbes Haar nicht wie der Sonnenſchein? Aber du mußteſt gehen wie Hagar mit deinem Ismael durch die Dornen in der Wüſte. Ach, warum ward nicht dir ſo ein Garten und ſo ein Haus, und warum wohneſt du zwiſchen fünf Brettern und zwei Brettlein und biſt deines Lebens nicht froh geworden noch deines Todes? Sie haben dir keinen Kranz geflochten. Mir aber iſt Nichts geblieben, als deine Zucht, und ich kann dein nicht gedenken in Freuden; denn mir gehöret nichts, als die Armuth, und ich habe keinen Seckel, aus dem ich dir das ſchönſte Grab könnte erbauen laſſen von Marmelſtein und Gold. Wie traurig ward ich da und wendete meine Augen von Allem, was ihnen wohlgefiel, und wollte Nichts anſchauen, weil ſie es nicht mit mir ſehen konnte, weil ſie ihre Augen nie mit ſo erlaubter Luſt erquicken konnte. Auch fiel es mir bittrer noch auf die Seele, daß ich eines Ritters Sohn ſei, ohne Wappen und ohne Waffen. Thränen füllten mir die Augen und Unwill erfüllte meinen ganzen Leib, der in dem neuen geſchenkten Gewand zu brennen ſchien, und ich ſpannte mein enges, durchlöchertes Mäntelein ſo um mich, daß es noch mehr zerriſſen.

So ſchritt ich, als ſuche ich die Wildniß, nach einem einſameren ungepflegten Theile des Gartens, und kaum ſtand ich im hohen Gras unter hohen Linden, ſo konnte ich ſchon nicht mehr begreifen, wie dieſer innere Schmerz und Zorn in mich zum Erſtenmale in meinem Leben gekommen ſei; und gegen die Mauer des Gartens ſchreitend, ſah ich an derſelben in einem tiefen Bogenraum ein Heiligenhäuslein angebracht, darinnen war wohl vergittert ein bunt gemaltes Schnitzwerk, die Anbetung der hl. drei Könige im Stall zu Bethlehem. Ich kniete davor nieder in's Gras und betete von ganzem Herzen.

Da zerrann bald all' mein Leid und meine Hoffart vor dem Sohne Gottes, der nackt und arm in einer Krippe vor mir lag und dem doch die Könige dienten. Wie fühlte ich mich in meiner Ungeberdigkeit beſchämt, und da ich mich mit Thränen angeklagt hatte, dankte ich von ganzem Herzen dem Herrn, daß er mich armen fahrenden Schüler nicht vergeſſen, und mich durch ſeine Barmherzigkeit zu meinem gnädigen Herrn und Ritter gebracht, gelobte auch ferner mich aller Hoffart zu enthalten, und die Künſte, welche ich durch ſeinen Beiſtand mit ſchwachen Sinnen erlernet, zur Mehrung ſeines Reiches auf Erden treu anzuwenden. Da ich nun nach ſolchem Gebete einen merklichen Troſt in meinem Herzen ſpürte, nahm ich ein güldengewirktes Band, worauf das Ave Maria ſtand, aus meinem Gebetbüchlein, und hängte es durch das Gitter langend dem Bilde der Jungfrau Maria um den Arm, als das Opfer eines thörichten Menſchen, der vor ihrem Sohne betend Troſt gefunden hatte. Dieſes Band aber war mir das Liebſte, was ich hatte. Eine fromme Kloſterfrau, meiner ſeligen Mutter Befreundte, hatte es mir einſt für ein Lied, das ich ihr gedichtet und geſungen, geſchenket, und war es zu Marburg an St. Eliſabethen Grab angerühret worden, ich aber hatte es bisher als einen Blattzeiger in meinem Gebetbüchlein geführet. Dann nahm ich auch mein Mäntelein ab, und rollte es zuſammen in einen langen Wulſt und flocht es durch die obern Stäbe des Gitters vor dem Bilde als einen aufgerollten Vorhang zum Gedenken meiner zeitlichen Armuth, welche durch Gott ſich in Freude und Fülle gewandelt hatte. Nun wendete ich mich nach dem Garten zurück, der mir ganz anders erſchien, als vorher. So mag Nichts vor dem Gemüthe des Menſchen beſtehen, welches Alles nach ſich umgeſtaltet.

Jetzt, da ich gebetet hatte, erschienen mir alle die rothen, leibfarben und weißen Blümlein des Gartens jene Blumen, durch die König Ahasverus in seinem Schloßgarten zu Süsan gewandelt, seines Zornes zu vergessen. Ja, es war mir, als sei der liebe Gott durch diese Blumen gegangen und habe seinen gerechten Zorn über meine Ungeberde hier an der Lieblichkeit seiner Werke gesänftiget; denn hier an diesem ersten Morgen meines zwanzigsten Jahres ist mir vieles Licht in der Seele aufgegangen, und ist mir der Frühling ein weiser Lehrer geworden. Besonders aber hat mich der hohe Münsterthurm erschüttert, als ich aus einem schattigen Baumgang hervortrat und ihn über die Dächer der Nachbarhäuser auf mich niederschauen sah. War mir es doch im Anfang so bange vor ihm, wie es einer Grasmücke seyn muß, wenn ein Riese den Busch über ihrem Neste öffnet und auf sie niederblickt. Alles Menschenwerk, so es die gewöhnlichen Gränzen an Größe oder Vollendung überschreitet, hat etwas Erschreckendes an sich, und man muß lange dabei verweilen, ehe man es mit Ruhe und Trost genießen kann. Ich habe dieses aber nicht allein bei dem Anblicke dieses schwindelhohen Thurmes empfunden, sondern auch bei gar lieblichen und feinen Werken, von welchen ich nur nennen will die überaus feinen und natürlichen Gemälde des Malers Wilhelm in Cöln, der von den Meistern als der beste Meister in allen deutschen Landen geachtet wird, denn er malet einen jeglichen Menschen von aller Gestalt, als lebe er. Die Werke dieses Wilhelms aber, die ich zu Cöln gesehen, sind dermaßen zart, fein, scharf und lebendig, daß man schier glauben sollte, sie seien von Händen der Engel gemacht, und erbebet man bei ihrem Anblick, weil sie zu leben scheinen und doch nicht leben. Man fühlet da wohl, daß der Mensch Etwas seyn und schaffen kann, was viel herrlicher ist, als sein gewöhnliches Seyn und Schaffen, und man erschrickt darüber, daß diese Herrlichkeit so fremd und selten ist, daher wohl eine Menge Sprossen auf der Leiter zu dieser Vollkommenheit wo nicht fehlen, doch unsichtbar seyn müssen, und wir Alle wohl tief herunter geworfen sind.

Die gewaltige Künstlichkeit des wunderwürdigen Münsterthurms hätte mich beinahe wieder niedergeschlagen, denn ich bedachte mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen, in finstern Wäldern, auf hohen Bergen, an steilen Abgründen, und bei stürzenden Wasserfällen in einsamen Thälern recht in Einöde, ja ganz verlassen, auch wohl gar hungrig gesessen und mich doch nicht so bewegt gefühlt, als bei dem Anblick dieses Thurmes. Wenn ich die Blätter und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinauf gekommen, und erschrecke nicht, wenn sie sich hin und her bewegen mit Rauschen; aber wenn ich diesen wunderbaren Thurm anschaue mit seinen vielen Thürmlein, Säulen und Schnörkeln, die immer auseinander heraustreiben, und durchsichtig sind, wie das Gerippe eines Blattes, dann scheint er mir der Traum eines tiefsinnigen Werkmeisters, vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte und ihn so fertig vor sich in den Himmel ragen sähe; es sei denn, daß er auf sein Antlitz niederfiele und ausriefe: Herr, dieß Werk ist nicht von mir in seiner Vollkommenheit, du hast dich nur meiner Hände bedienet, mein ist nichts daran, als die Mängel, diese aber decke zu mit dem Mantel deiner Liebe, und lasse sie verschwinden im Geheimniß deiner Maaße. Keiner aber hat dieses wohl erlebet, keiner hat einem solchen Werke seiner Erfindung die Krone aufgesetzet, ganze Geschlechter sind von den Baugerüsten herabgestiegen und haben sich zu Ruhe in die Gräber zu den Füßen des Thurmes gelegt, der nichts davon weiß, und da steht ernst und steinern, der kein Herz und keinen Verstand hat, ja eigentlich ein recht unvernünftiger Thurm ist, und doch da steht, als wäre er aus sich selbst hervorgewachsen und brauche es keinem Menschen zu danken.

Dieser gewaltige Ausdruck der Erhabenheit aber in einem solchen Werke, an welchem die Weisheit und Mühe und Andacht von Jahrhunderten an unendlichen Linien des Gesetzes, des Verhältnisses, der Noth und der Zier mit halsbrechender Kühnheit hinangeklommen, um auf dem Gipfel dem Herrn zu lobsingen, verbunden mit seinem eigentlichen inneren Tode, so daß er, der Alles durch sein Daseyn im tiefsten Herzen rühret, doch gar nichts davon mitempfindet, das ist es, was seinem Anblick und der Erscheinung aller gewaltigen Menschenwerke einen Schrecken beimischet. Es ist, als frage er: was bin ich und warum bin ich, und was ist es, das dich also rühret in mir? Was können wir ihm aber Anderes antworten, als: die Werke des Herrn sind unbegreiflich, er treibt uns zu bauen und schaffen über das Leben hinaus, denn wir waren unsterblich und vollkommen, und wir sind gefallen in den Tod durch die Sünde, du Thurm aber stehe, als ein Zeuge, daß wir dunkel fühlen, was wir waren vor dieser Zeit, und daß wir noch ringen nach unendlichem Ziel; so stehe du dann als ein Träger unserer Mühe und unserer Buße zu Ehren unseres Heilands und Seligmachers Jesu Christi, der uns erlöset hat durch sein bitteres Leiden und Sterben. Amen.

Also gedachte ich in mir, und wenn gleich umgeben von lebenden Bäumen und Blumen, in welchen, wie selbst in den harten Felsen eine Seele zu wohnen scheint, welche mit dem Menschen athmet und fühlet, im Frühling sich mit ihm freuet, und im Winter mit ihm trauert, konnte ich doch meine Augen nicht von dem Thurme wenden. Der Sinn des Menschen strebet immer nach dem Unbegreiflichen, als sei dort das Ziel der Laufbahn und der Schlüssel des Himmels; denn bewundern kann

der Menſch allein, und alles Bewunderung erregende iſt ein Bote Gottes, der uns mahnet, an das Licht, das wir verloren und das uns wieder verheißen iſt durch das Blut Chriſti, ſo wir uns deſſen theilhaftig machen. Alſo iſt mir auch immer alle meine Drangſal erſchienen als eine Sehnſucht nach einem beſſern Leben, und alle meine bittern Stunden waren nur die kalten ſtürmenden Tage des Winters, denen der liebliche Frühling angekleidet mit Blumen und Geſang folget, ſo ich ſäe guten Saamen und fülle meine Seele mit dem Lobe Gottes.

In ſolchen Betrachtungen wollte ich wieder nach dem Sommerhäuslein gehn, ſah aber meinen gnädigen Herrn und Ritter gar tiefſinnig mit gefalteten Händen unter einem Baume im Sonnenſchein ſitzen, und traute nicht, an ihm vorüberzugehen, damit ich ihn nicht ſtöre. Ich ſtellte mich darum in ſeiner Nähe beſcheidentlich an die Laubwand, und nahm mein Baret in die Hände, erwartend, ob er ſeine Augen vielleicht nach mir wenden möge. Der Anblick meines Herrn erweckte eine große Ehrfurcht in mir. Ich hatte ihn geſtern nicht recht geſehen, denn es dunkelte ſchon, da er mich am Wege barmherzig zu ſich nahm. Er hatte ein ſchneeweißes Haar am Haupt und Bart, und mochten wohl viele Sorgen über ihn hingeflogen ſeyn. Ich erinnerte mich, nie einen ſo frommen alten Ritter geſehen zu haben, der mit ſeinem ernſten und milden Antlitz ein ſolches Vertrauen in mein Herz ſenkte. Gott gebe, daß ich alſo in Ehren grau werden möge, dachte ich bei mir und fühlte mich mit ganzer Seele zu dem lieben Herrn hingezogen. Er aber ſchien ſehr betrübt zu ſeyn, ſeufzte auch oft und tief, und die kleinen Vöglein, die über ihm in dem Baume ſo luſtig ſangen, konnten ihn nicht tröſten.

Da ich ſo eine Weile nach ihm hingeſehen hatte, wendete er die Augen zufällig zu dem Orte, an dem ich ſtand, und redete mich freundlich an mit den Worten: „Wie iſt dir Johannes, daß du ſo ſtille da ſteheſt?“ Worauf ich ihm entgegnete: „Ich wollte eure Ruhe nicht ſtören, Herr, ihr ſcheinet mir in ſchweren Gedanken.“ Der Ritter aber ſprach hierauf: „Johannes, wie gefällt dir deine neue Heimath, biſt du zufrieden bei mir?“ Da ſagte ich: „Herr, ſollte ich nicht froh ſeyn? da ich nun weiß, wo ſchlafen und wo Brod finden, und wem dienen um des Herren willen, da weiß ich nun auch, wen lieben, wem danken außer Gott, und für wen beten außer für mich. Herr, meine neue Heimath gefällt mir wohl, Gott gebe, daß ich auch ihr wohlgefalle, und ihrer würdig werde.“ Da lächelte der Ritter und ſprach: „Johannes, wenn dir deine Worte ernſt ſind, ſo werden wir gute Geſellen ſeyn, denn deine Rede gefällt mir wohl. Aber was willſt du thun, mir wohlzugefallen? was willſt du mir geben, da du nichts haſt?“ Hierauf erwiederte ich: „Herr, ich bleibe euer Schuldner vor der Welt, denn ich kann euch kein Wamms geben für das Wamms, das ich durch eure Gnade trage; aber vor Gott gebe ich einen guten Zahlmann, denn vor ihm ſchenke ich euch mein Herz.“ Da verſetzte der Ritter ſcherzhaft: „Wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte für das deinige, ſo behielt ich doch das Wamms zu Gute, wie dann, Johannes?“ Worauf ich entgegnete: „Herr, ihr rechnet ſo geſtreng, als wolltet ihr mich verſuchen in Gegenrechnung, und ſo muß ich dann ſchon ſagen, daß mein Herz gewiß nicht Werth hat gegen das eure, welches geprüfet iſt durch lange Jahre, da das meinige arm iſt und ohne Verdienſt, ja da ihm alles Gute, was es gewollt hat, nicht zu Gute kömmt, da es keinen Werth hat, den es euch mit ſich geben kann, weil der Glaube an die Barmherzigkeit des Heilandes nicht mit dem Herzen geſchenkt werden kann, und dieſer Glaube allein doch ein Herz zu beſeligen, und ſelig zu machen vermag. So nehmt es denn hin, wie es iſt, und füget hinzu, was man nicht mitgeben kann. Doch habe ich noch eine Gabe, deren ich euch genießen laſſen will, und die ihr mir nicht ſo leicht einholen ſollet; denn ſie iſt raſch und fliehet davon, auch werdet ihr ſie mit allem Ernſte nicht leicht verdrängen mögen, denn ſie iſt lieblich und luſtig anzuſchauen, und könnte ich ſie euch wirklich zu eigen geben, ſo würdet ihr ſie nicht gerne wieder laſſen, eine alſo gute Geſellin iſt ſie.“ Mein Herr, der ſehr ernſt geworden war, ſagte hierauf traurig vor ſich niederſchauend: „Und was iſt das für ein Kleinod, Johannes, mit dem du ſo prahleſt?“ Da erwiederte ich: „Herr, es iſt meine Jugend, deren will ich euch genießen laſſen, wie ich kann. Damit ihr euer Alter vergeſſet bei mir, will ich euch erfreuen mit mancherlei fröhlichen Reden und Gedanken.“ Aber was ich da zuletzt geſprochen hatte, war wohl thöricht, und ein ſchlechter Anfang meiner verſprochenen erfreulichen Reden, denn mein gnädiger Herr ward nun ſehr ſtille und finſter; weil ich ihn an ſein Alter erinnert hatte, glaubte ich. Da redete ich ihn ſchüchtern an: „Herr, ich habe euch mit thörichten Worten erzürnet.“ Er aber ſprach: „Das haſt du nicht gethan, Johannes, du haſt

die Wahrheit gesprochen, aber mir ist schwerer auf's Herz gefallen, was mir lange schon darauf liegt, mein Unwerth. Nun aber bedenke ich, ob dein fröhlicher Muth mir wohl diese Last von der Brust nehmen wird; aber das mag wohl nicht seyn, hast du mich nicht gefunden hier im Grünen, in einem lustigen Garten, von der lieben Sonne beschienen, und angesungen von den unschuldigen Vögelein, nachdenklich und betrübt, wirst du können, was der Frühling nicht vermag? So du aber Künste gelernt hast, die ich nicht besitze, so wirst du mein Schuldner nicht bleiben, wenn ich gleich selbst ewig Gottes Schuldner bleibe. Setze dich zu mir und sage mir treulich, wie du zur Armuth gekommen bist im Guten, und wie es sich mit dir begeben, bis ich dich gestern an der Eiche gefunden habe im Blobsheimer Wald und dann sollst du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin."

Da ich die große Freundlichkeit meines Herrn aus dieser Rede vernommen hatte, faßte ich einen guten Muth, setzte mich zu ihm unter den Baum und sprach also: „Mein gnädiger Herr und Ritter, es gibt keinen ehrlicheren Weg in's Leben, als die Geburt, denn unser Heiland ist ihn auch gewandelt, und so gibt es auch keinen ehrlicheren Weg zur Armuth, als in ihr geboren zu seyn, denn auch unser Heiland ward in ihr geboren, und so kam ich zur Armuth, als ich zur Welt kam. Aber ich bin doch nicht lang arm geblieben, denn ich fand eine unaussprechlich liebe Mutter, die ließ mich an ihrem Herzen schlummern und sah auf mich nieder mit sorgenden Liebesblicken, und weckte sie mich nicht mit ihren Thränlein, die auf mich niederfielen, so weckte sie mich mit Küssen, und ließ mich ihr eignes Leben aus ihren Brüsten trinken, o Herr, war ich nicht reich, wer ist reicher als ein neugebornes Kindlein? — Ja ich war so reich, daß ich meiner lieben Mutter Freud und Leid verdoppeln konnte, was ihr wohl aus einem Liede vernehmen werdet, das meine Mutter oft sang, wenn sie mich in frühester Jugend einschläferte, und habe ich es nach ihrem Tode in ihrem Gebetbüchlein liegend gefunden; es ist aber gestellt, bald als rede ein Kindlein zur Mutter, bald die Mutter zu ihm, nun höret:

O Mutter halte dein Kindlein warm,
Die Welt ist kalt und helle,
Und trag es fromm in deinem Arm
An deines Herzens Schwelle.

Leg still es, wo dein Busen bebt,
Und leis herab gebücket
Harr' liebvoll, bis es die Aeuglein hebt,
Zum Himmel selig blicket.

Und weck' ich dich mit Thränen nicht,
So weck ich dich mit Küssen,
Aus deinem Aug mein Tag anbricht,
Sonn, Mond dir weichen müssen,

O du unschuld'ger Himmel du!
Du lachst aus Kindesblicken,
O Engelsehen, o seel'ge Ruh,
In dich mich zu entzücken.

Ich schau zu dir so Tag als Nacht,
Muß ewig zu dir schauen,
Und wenn mein Himmel träumend lacht,
Wächst Hoffnung und Vertrauen.

Komm her, komm her, trink meine Brust,
Leben von meinem Leben,
O könnt ich alle fromme Lust
Aus meiner Brust dir geben.

Nur Lust, nur Lust, und gar kein Weh,
Ach du trinkst auch die Schmerzen,
So stärke Gott in Himmelshöh
Dich Herz aus meinem Herzen.

Vater unser, der du im Himmel bist,
Unser täglich Brod gib uns heute,
Getreuer Gott, Herr Jesu Christ,
Tränk uns aus deiner Seite.

Du strahlender Augenhimmel, du
Du thanst aus Mutteraugen,
Ach Herzenspochen, ach Lust, ach Ruh,
An deinen Brüsten saugen.

Ich schau zu dir so Tag als Nacht,
Muß ewig zu dir schauen,
Du mußt mir, die mich zur Welt gebracht,
Auch nun die Wiege bauen.

Um meine Wiege laß Seide nicht,
Laß deinen Arm sich schlingen,
Und nur deiner milden Augen Licht
Laß zu mir nieder dringen.

Und in deines keuschen Schooßes Hut
Sollst du deine Kindlein schaukeln,
Daß deine Kinder so lieb, so gut,
Wie Träume mich umgaukeln.

Da träumt mir, wie ich so ganz allein
Gewohnt dir unterm Herzen,
Da waren die Freuden, die Leiden dein
Mir Freuden auch und Schmerzen.

Und ward dir dein Herz ja all zu groß
Und hattest nicht, wem klagen,
Und weintest du still in deinen Schoos,
Half ich dein Herz dir tragen.

Da rief ich, komm, lieb' Mutter komm!
Kühl dich in Liebeswogen,
Da fühltest du dich so still, so fromm
In dich hinabgezogen.

So mutterselig ganz allein
In deiner Luft berauschet,
Hab ich die klare Seele dein
Du reines Herz belauschet.

Was heilig in dir zu aller Stund'
Das bin ich all' gewesen,
Nun küß' mich süßer Mund gesund,
Weil du an mir genesen.

O selig, selig ohne Schuld,
Wie konnt' ich mit dir beten,
O wunderbare Ungeduld,
An's scharfe Licht zu treten.

O Mutter halte dein Kindlein warm,
Die Welt ist kalt und helle,
Und trag es fromm, bist du zu arm,
Hin an des Grabes Schwelle.

Leg es in Linnen, die du gewebt,
Zu Blumen, die du gepflücket,
Stirb mit, daß wenn es die Aeuglein hebt,
Im Himmel es dich erblicket.

So lallt zu dir ein frommes Herz,
Und nimmer lernt es sprechen,
Blickt ewig zu dir, blickt himmelwärts
Und will in Freuden brechen.

Brichts nicht in Freud, brichts doch in Leid
Bricht es uns allen Beiden.
Ach Wiedersehen geht fern und weit,
Und nahe geht das Scheiden!

Als ich das Lied ganz hergesagt, waren ich und mein Herr Ritter ein bischen stille. Dann hob er an und sprach: „Du hast Recht, lieber Johannes, du warst recht reich, eine so liebe Mutter auf Erden zu finden, das ist ein schönes Lied, aber es ist auch viel Trauer darin, wer hat es denn also gesetzet, daß es am Ende so schmerzlich vom Scheiden spricht?" Da sagte ich: „Mein Vater hat es gesetzt, als ich noch nicht geboren war, da er von meiner Mutter scheiden mußte, und hat sie ihn nie wieder gesehen und kenne ich ihn auch nicht." Da brachen mir die Thränen aus, aber mein gnädiger Herr fuhr mir freundlich mit der Hand über das Haupt und sagte: „Sei wohlgemuth! ich will dein Vater seyn, das reicht auf Erden hin, Gott geb's!" Da küßt' ich ihm die Hand, und fuhr fort: „Ach Herr Ritter, solcher Reichthum an einer so lieben Mutter war noch nicht genug, denn gute Leute nahmen mich auf ihre Arme und trugen mich in die Kirche, da ward ich durch die heilige Taufe aufgenommen unter die Kinder Gottes, und ward gereinigt von aller Sünde, und ward theilhaftig der Versöhnung unseres Herrn Jesu Christi. Da ward ich erst reich über alle Maßen, da hatte ich das ewige Leben und den Schlüssel des Himmels geschenket. Dann aber auch ward mir gegeben viele irdische Herrlichkeit, und was zum Leben nöthig und lustig ist, denn ich ward gelehret, daß der Glanz der Sonne all mein Gold sei, der Spiegel der Flüsse all mein Silber, die grünen Wiesen mit ihren Blumen all meine Teppiche und Tapezereien, der Himmel mit seinen blauen gestirnten Gewölben und der grüne hohe Wald alle meine Gebäude und Hallen, ja endlich bin ich so reich geworden, daß mir die ganze Welt offen stand, und alle guten Menschen meine Diener warden, zu denen ich sprechen durfte: gib mir dies, gib mir jenes, und hatte ich auch keinen Herrn, als den Herrn aller Herren, den lieben Gott, der mir das Leben zu einem Lehen gegeben, und in dessen Hände ich es, so der heilige Geist seine Gnade verleiht, und mein Herr Jesus sich meiner erbarmt, es ohne große Makel zurückzugeben hoffe, und habe ich mir zum Spruche auf mein Schild erwählt, denn ich bin eines Ritters Sohn:

Der Himmel ist mein Hut,
Die Erde ist mein Schuh,
Das heil'ge Kreuz ist mein Schwert,
Wer mich sieht, hat mich lieb und werth.

Da lächelte Herr Veltlin und sprach: „Dein Hut ist besser als deine Schuh, die wirst du dir bald ablaufen, aber dein Schwert ist das mächtigste auf Erden, und hat einen guten Waffenschmid gehabt, du bist ein guter Ritter, und deine Fahrt mag friedlich abgehen, denn die dich sehen, haben dich lieb und werth. Aber erzähle mir nun dein Herkommen." Da zog ich ein Buch aus meinem Buchbeutel und sprach: „Ich will es euch lesen, denn ich habe angefangen, es mir aufzuschreiben, und zwar so recht ausführlich, wie es mir eingefallen mit allerlei Rede und Betrachtung, wie mir bewußt ward, daß es gewesen ist und gewesen seyn kann." Da sprach Herr Veltlin: „Du kannst schreiben? Johannes, das kann ich nicht, und bin ich begierig zu hören, ob du auch Alles so aufgeschrieben, daß ich es wohl genießen mag, denn da die Schrift als etwas Künstlicheres und dem Menschen Merkwürdigeres gegeben wird, als gewöhnliche Rede, die schnell dahin fliegt, so soll sie auch des Aufbehaltens würdiger dem Menschen dargereicht werden, und also wohlgesetzt und deutlich seyn, lies nun." Da hob ich an:

Chronika des fahrenden Schülers,
Johannes Laurenburger,
von Polsnich an der Lahn.

Dies Buch ist mir werth und lieb,
Wer es mir stiehlt, der ist ein Dieb.

Ich bin geboren am 20. Mai 1318 zu Polsnich an der Lahn, das ist ein Hof, der gehört zum Kloster Arnstein, darin ich getauft wurde Johannes. Meine Mutter selig wohnte in einem kleinen Häuslein vor dem Hof, und nannte man sie die schöne Laurenburger

Els; mein Vater aber, den ich nie gesehen, war der Ritter Hans von der Laurenburg, die dem Kloster Arnstein gegenüber an der Lahn liegt. Was es aber für eine Beschaffenheit mit ihm habe, will ich hier niederschreiben, so viel ich erfahren, wenn ich zu der Zeit in meinem Leben gelange, da es mir selbst bekannt worden.

Das Erste, dessen ich mich aus frühster Jugend von meiner Mutter recht deutlich erinnere, ist, daß sie mich lehrte, mich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu bezeichnen, und die Hände zu falten und das Vaterunser und den englischen Gruß zu beten. Sie sagte mir die Gebete vor, ich schaute nach ihren Lippen und sprach ihr nach, und ich erinnere mich noch recht sehr deutlich meiner großen Freude, als ich zum Erstenmale Abends neben ihr an ihrem Betschemel kniete, und diese heiligen Gebete mit ihr fertig und ohne Fehl sprach. Jetzt noch, wenn ich bete, ist es mir oft, als schaute ich nach ihren Lippen und spräche ihr nach. Sie war arm, fromm und arbeitsam, und wenn ich sie gleich später in mancherlei Geschäft gesehen, schwebt mir ihr Bild doch meistens betend, singend oder spinnend vor Augen. Wenn sie mich manchmal Abends schon im Bette entschlafen glaubte, wachte ich noch, und horchte auf das Schnurren ihrer Spindel und ihren rührenden Gesang; denn sie saß spät auf, ihr Brod in Ehren zu verdienen. Der Anblick meiner holdseligen Mutter, wenn sie so bei Lampenschein vor sich hin sang und spann, rührte mich oft bis zu Thränen; warum, das weiß der liebe Gott gewiß, zu dem ich wohl zuhörend mit kindischem Herzen für sie gebetet habe.

Einmal weiß ich, daß ich gar sehr weinen mußte, als ich sie Nachts bei ihrem Rocken so vor sich hin singen hörte, da fing eine Nachtigall vor unserm Fenster auch an zu singen; es war schon sehr spät und der volle Mond schien klar und hell. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen und sang das Vögelein und sie zugleich. Da habe ich zum Erstenmal Traurigkeit empfunden und kindische Sorgen um den Ernst des Lebens gehabt, die ich wohl noch fühle, aber nicht auszusprechen vermag, da habe ich mich auch leise im Bette aufgerichtet und meiner Mutter zugehört. Sie sang aber ein Lied, das lautete also:

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Gedenk ich dein allein,
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen.

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall,
Ich denk bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing und möchte weinen!

Besonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich sangen und doch nicht recht mit einander, und hätte ich damals wohl wissen mögen, ob der Vogel auch in seinem Gesange meiner Mutter gedachte, und ob er auch lieber geweint, als gesungen hätte. Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: Mutter, was singt denn die Nachtigall dazu? da sagte sie: Die Nachtigall sehnt sich und lobet Gott, also thue ich auch. Aber Johannes, warum wachst du? Schlafe, du mußt morgen früh heraus und mit mir nach Kloster Arnstein gehen, wenn du nicht schläfst, so nehme ich dich nicht mit. Da löschte sie die Lampe aus, und trat vor mein Bettlein und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Herz und küßte mich, und da ich fühlte, daß sie weinte, schlang ich meine Arme um ihren Hals und drückte ihr Antlitz fest an das meinige, und da weinten wir beide. Ich fragte sie aber: O liebe Herzmutter, was weinest du, und warum machst du mir nochmals das Kreuz! ich habe ja schon gebetet. Lieber Johannes, sprach sie hierauf, ich mache dir immer das Kreuz und küsse dich, wenn ich schlafen gehe, daß dir Gottes und deiner Mutter Segen in der Nacht zu Gute komme, aber du hast bisher immer schon geschlafen, wenn ich es that, und wußtest es darum nicht. Aber warum sie weine, sagte sie mir damals nicht. Darauf entkleidete sie sich und legte sich zu Bette, und betete laut, ich aber sprach ihr nach:

Herr Jesus, ich will schlafen gehn,
Laß vierzehn Engel bei mir stehn,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
Zum himmlischen Paradeise!

Worauf wir ruhig einschliefen.

Am folgenden Morgen wachte ich früher auf, als die Mutter. Die Schwalbe begann zu ſingen. Ich kleidete mich leiſe an und trat an das Bett meiner Mutter, die hatte die Hände ruhig gefaltet, und der junge Tag ſchien auf ihr Angeſicht. Ihr Anblick erfüllte mich mit Liebe und Trauer, denn ich hatte Barbara, die Tochter des Hofmeyers neulich alſo mit gefalteten Händen ſtille im Sarge liegen ſehen, und ergriff mich eine ſo tiefe Angſt, daß ich meine Mutter mit ungeſtümen Küſſen erweckte. Sie erwachte in meinen Armen, und als ich ihr die Urſache meiner Thränen ſagte, nahm ſie meine Hände von ihrem Hals und faltete ſie, und ſchloß ſie in ihre lieben Hände, und ſo beteten wir zuſammen zu Gott, und dankten ihm, daß er uns dieſe Nacht erhalten und uns verliehen habe, dieſen Tag zu unſerer Beſſerung anzutreten. Am Schluſſe des Gebetes ſagte die Mutter: „Du haſt gefürchtet, ich ſei todt, Johannes, ſterben müſſen wir Alle, halte dich an unſern Herrn Jeſum und die himmliſche Mutter Maria, die werden dir Vater und Mutter ſeyn, beſſer als dein irdiſcher Vater und ich, wenn auch ich dich verlaſſen muß. Und wenn ich einſt die Hände ſo ſchließe, um zu beten, da ich zur ewigen Ruhe entſchlafe, ſo ſchließe auch deine Hände ſo in die meinigen und bete mit mir, auf daß uns der Heiland zuſammen in die ewige Herrlichkeit ſeines Angeſichts ſchauen laſſe. Da ward ich ſtill und trat an das Fenſterlein unſerer Kammer, und ſah nach dem kommenden Tag.

Als ſich aber meine Mutter angekleidet hatte, trat ſie hinter mich, und hielt mir freundlich die Augen zu mit den Worten: Warte ein wenig, liebes Kind, gleich wirſt du etwas ſehen, das du nie geſehen. Während ſie mir ſo die Augen zuhielt, fragte ich ſie: liebe Mutter, iſt das Gebet dann kräftiger und gefällt es dem lieben Gott dann beſſer, wenn man die Hände ſo zuſammen faltet, wie du mit mir gethan? Gewiß, ſagte die Mutter, wenn die, ſo es thun, ſich ſo lieben, wie wir, aber den lieben Gott doch noch vielmehr als einander, und wenn in der Kirche alle Leute zuſammen beten und der Prieſter am Altare betet, da iſt das Gebet des Prieſters die Hand, in die ſie alle ihre Hände gefalten haben. Was habe ich dich von der chriſtlichen Liebe gelehrt? Da ſprach ich: du ſollſt Vater und Mutter lieben, auf daß du lange lebeſt auf Erden, du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt und Gott über Alles. Recht, ſagte die Mutter, o wie ſelig wäre die Welt, wenn alle Menſchen ſo vereinet beteten, wie wir es heute thun konnten, und wie es eine fromme Gemeinde in der Kirche thut. Da ſagte ich kindiſch: „Aber alle Menſchen können doch nicht ihre Hände zu zwei Händen zuſammen legen.“ „O gewiß, das können ſie, erwiederte die Mutter, und das in unſers lieben Erlöſers Jeſu Chriſti Hände, der überall und an allen Orten iſt, und ſeine heiligen Hände für uns am Kreuze ausgeſpannt hat, uns zu erlöſen von der Sünde. Denn er hat uns ja das Gebet gelehret, und er iſt die Hand, in welche wir unſere Hände legen müſſen, ſo unſer Gebet zu Gott bringen ſoll, denn er ſelbſt hat auf Erden geſagt: Alle Dinge ſind mir übergeben von meinem Vater, und Niemand erkennet den Sohn, als nur der Vater, und Niemand kennet den Vater, als nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken; und der heilige Johannes ſagt: Der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm Alles in ſeine Hand gegeben. Wir haben einen Fürſprecher beim Vater, Jeſum Chriſtum, den Gerechten, der iſt die Verſöhnung für unſere Sünden, doch nicht allein für die unſrigen, ſondern für die Sünden der ganzen Welt. Es iſt ein Gott und ein Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, der Menſch Jeſus Chriſtus, der ſich ſelbſt für uns Alle zur Erlöſung hingegeben hat. Ach möchten nur Alle ihre Hände in des Heilands Hand, in die Gott Alles gegeben hat, glaubend, hoffend und liebend legen, dann würden wir Alle zuſammen ſchauen in das Angeſicht Gottes.“

Nach dieſen Worten that die liebe Mutter ihre Hände von meinen Augen und ſprach: „Gelobet ſei Jeſus Chriſtus!“ und ich erwiederte: „In Ewigkeit, Amen!“ und ſah mit großer Seligkeit in den Glanz der Morgenſonne, die über dem Lahnthal hervorſtieg. Ach Mutter, rief ich aus, iſt dieſes Gottes Angeſicht? Nein, mein Kind, erwiederte ſie, das iſt nur ſeine erſchaffene Sonne, die er über uns arme ſündige Menſchen ſcheinen läßt, aber denen, die ihn lieben, hat Gott bereitet, was kein Auge geſehen und kein Ohr gehört hat, und was in keines Menſchen Herz gekommen iſt.

Ich habe aber damals die Sonne zum Erſtenmale aufgehen ſehen, weil ich ſo früh vorher nie aufgeſtanden. Dieſes Morgens und aller meiner Mutter Rede

und Thun an demſelben habe ich bis jetzt gar oft mit großem Nutzen gedacht.

Nun aber nahm meine Mutter Linnen, das ſie gewebt, und Garn, das ſie geſponnen und gezwirnt, um es in dem Kloſter zu verkaufen. Sie trug es in dem Korbe auf dem Kopfe, und da ich ſie darum gebeten, gab ſie mir einige Stränge des Garns zu tragen, welche ich mit einer großen Liebe zu meiner Mutter ſehr ſorgfältig bis nach Arnſtein getragen habe. Wir kamen daſelbſt in des Abtes Stube, die war mit ſchönen Bildern ausgemalt, auch handelte der Abt ſelbſt um das Tuch mit der Mutter, und war ein heiliger, aber ſonſt gar freundlicher und luſtiger Mann, fragte mich auch, da ich die ſchönen Bilder an den Wänden ſo fleißig betrachtete: „Hanns, dir gefällt wohl meine Zelle, haſt du auch Luſt, ein geiſtlicher Ordensherr zu werden? wenn du fromm und fleißig biſt, kannſt du mit der Zeit dieſe meine Bilder beſitzen und Abt ſeyn, wenn ich in dem ſtillen Convent unter der Kirche ſchlafe.“ Da erwiederte ich: „Ich hätte wohl Luſt dazu, Abt in der ſchönen Zelle zu ſeyn, hochwürdiger Herr, wenn meine liebe Mutter mit drinnen wohnen wollte.“ Da lachte der Abt und ſprach: „Lieber Hanns! wenn die ſchöne Laurenburger Els mit in den Zellen wohnen dürfte, möchte wohl das kleine Kloſterpförtlein zu enge werden, ſo viele ſollten den heiligen Orden ſuchen, aber das geht nicht, denn der Herr ſpricht, wir ſollen das Kreuz auf uns nehmen, Alles verlaſſen und ihm nachfolgen, und doch wohnet eine Mutter mit uns in unſern Zellen, die iſt noch viel lieblicher und milder, als die deine.“ Da ſah ich bald den Abt, bald meine Mutter an, und konnte ſeine Rede nicht recht glauben, ſagte auch zuletzt: „Ach, hochwürdiger Herr! zeiget mir ſie!“ da lachte der Abt wieder und ſprach: „Mein Hanns, zeigen kann man ſie nicht, aber wir leben alle in ihrem Schooße und auch du, es iſt die heilige Mutter, die Kirche, welche unſer lieber Herr Jeſus ſich zu einer Braut erkohren, aber das verſteheſt du noch nicht.“ Da ſagt' ich: „Nein!“ und er gab mir drei Bildlein aus ſeinem Gebetbuch, das war St. Jörgen Bild, meines Vaters, Ritter Jörgen von der Laurenburg Patron, St. Elsbethen Bild, meiner Mutter Patronin, und St. Johannſen mit dem gülden Mund Bild, mein Patron, worüber ich große Freude empfand, und als ich ihm den Ermel küſſen wollte, reichte er mir die Hand und ſprach: „Johannes, bitte Frau Elſe, deine Mutter, daß ſie dich bald herauf zur Schule thut, da ſollſt du zur Meſſe dienen lernen, und für jede Meſſe einen halben Heller von mir erhalten.“ Da bat die Mutter den Abt um ſeinen Segen, und knieten wir beide vor ihm und er legte ſeine Hände auf uns und betete.

Meine Mutter ließ aber von dem Geld, das er ihr für die Linnen gegeben, zurück, eine heilige Meſſe für ihr Anliegen in Sankt Jörgen Kapelle zu leſen, und da der Abt fragte: „Laurenburgerin, was iſt euer Anliegen?“ traten meiner Mutter die Thränen in die Augen, und ſie ſprach mit Schämen: „Das ſtell ich Gott anheim, hochwürdiger Herr.“ Der Abt erwiederte hierauf mit ernſter und freundlicher Stimme: „Laurenburgerin, nehmet euer Geld zurück, und wendet es eurem Kinde zu, ich weiß, ihr lebet bedrängt, ich will das heilige Meßopfer ſelbſten für euch halten und von ganzem Herzen für euch beten; aber ergebet euch auch in den Willen des Herrn, und hanget nicht weltlichem Kummer allzuſehr nach.“ Meine Mutter aber wollte das Geld nicht wieder nehmen und ſprach: „Der Himmel ſegne euch, hochwürdiger Herr! für euere Milde, aber ich bedarf des Geldes nicht, welches ich zu heiligem Opfer erarbeitet, thut des edlen Laurenburgers Weib den Schimpf nicht an, als könne ſie nicht ein kleines Opfer erarbeiten.“ Da ſprach der Abt: „So ihr euch das zu Herzen nehmet, will ich dafür ein Kerzlein vor St. Jürgen Bild aufſtecken laſſen. Linnen und Garn gebet unten im Kloſter dem Bruder Sulpizius, daß er Chorhemden daraus mache, denn eure Linnen ſind gar fein.“

Da nahm die Mutter die Linnen, und gaben wir ſie unten dem Bruder Schneider, der hielt aber der Mutter den Korb zurück, bis wir aus der Kirche kamen. In der Kirche gingen wir zur Linken in eine Kapelle, da ſtand auf dem Altar St. Jörgen Bild, wie er den Drachen durchbohret; den Altar haben die Ritter von der Laurenburg geſtiftet, und viele Gaben zu dem Kloſter gethan, haben auch ihr Begräbniß in dieſer Kapelle, wie ich nachmals erfahren. Zur Rechten des Altars kniete ich mit meiner Mutter nieder, bei einem ſteinernen Bilde, das in die Wand gemauert war. Dieſes ſtellte aber einen alten Ritter vor, der hatte ein langes geiſtliches Gewand an, und legte einem jungen Ritter, der vor ihm kniete, die Hände auf das Haupt. Meine Mutter ſah oft und mit recht innerlicher Bewegung nach dem knieenden Ritter. Ich betrachtete ihn auch, und empfand eine große Freude an ihm, hätte ihm auch gern etwas Liebes gethan und ſetzte ihm darum einen grünen Kranz auf ſein ſteinern Haupt, den ich mir im Walde geflochten und noch ſpielend in der Hand trug. Da meine Mutter dies ſah, fuhr es wie ein Blitz durch ihre Augen, und umarmte ſie mich heftig in der Kirche, aber ihre Wangen wurden ſchamroth und ihre Augen voll Thränen, da ließ ſie mich los, und ſenkte das Haupt auf den Betſtuhl. Ich empfand große Bangigkeit um ihre rührende Geberde. Da trat ein Ordensbruder aus der Sakriſtei mit einer ſchönen bunten Wachskerze, die zündete er an der ewigen Lampe an, nahte dann unſerm Betſtuhl und reichte ſie meiner Mutter und mir zu

küssen, und als wir dies gethan, steckte er sie auf St. Jörgen Leuchter, der neben St. Jörgen Altar stand, und gestaltet war wie eine Lanze, die durch einen Lindwurm gestochen ist. Das war die Opferkerze, die uns der Herr Abt versprochen. Nun klang das Glöcklein, und der fromme liebreiche Herr trat mit dem Ministranten zum Altar und las uns die heilige Messe selbst mit großer Andacht. Da sagte mir meine Mutter in's Ohr: Bete hübsch fromm, Johannes! der stehende alte Ritter ist der alte Laurenburger, dein Großvater, bete hübsch für ihn." Nun hatte ich den Muth nicht mehr nach dem Bilde zu schauen, und ward mir mein Großvater von damals an ein gar ernster und sorglicher Gedanke; aber ich habe zum Erstenmale gebetet mit einer recht innerlichen Herzensangst, wie früher nie, warum ich aber so gebetet, kann ich mich nicht mehr deutlich entsinnen.

Da die Messe zu Ende war, fragte ich meine Mutter wieder nach dem steinernen Bilde mit den Worten: „Mutter, was macht denn der alte Laurenburger da?" Aber sie antwortete nicht und sah mit nassen Augen den knieenden Ritter an, dem ich das Kränzlein aufgesetzet. Als ich sie nochmals fragte, sagte sie: „Der alte Laurenburger thut, was ich dir gestern Abend that, da ich dich im Bette mit dem heiligen Kreuze bezeichnete." Da fragte ich sie weiter: „Will denn der alte Laurenburger auch schlafen gehen?" und sie sprach: „Ja er will schlafen gehen in die ewige Ruhe." Ich aber fragte weiter: „Will denn der knieende Ritter auch schlafen gehen?" Da sprach sie: „Ach, Gott gebe ihm ein seliges Erwachen, so er schon schläft!" und ward wieder sehr traurig, und hob mich hinauf an dem Bilde mit den Worten: „Küsse den Knieenden, habe ihn recht lieb, es ist dein guter Vater." Da küßte ich ihn herzlich und setzte ihm das Kränzlein zurecht auf seinem Haupt, wollte ihn auch nicht lassen. Meine Mutter aber behielt mich auf dem Arme und trug mich aus der Kirche hinaus, und hätte sie schier auch ihren Korb vergessen, der noch bei dem Bruder Sulpizius stand. Der aber kam uns nachgelaufen und brachte den Korb, da war ein schönes weißes Klosterbrod drinnen, und ein Krüglein voll Wein, das schenkte uns der Herr Abt. Sie dankte und ging ruhig mit mir links dem Walde zu, einen andern Weg, als wir hergekommen waren.

Sie hatte den Korb am rechten Arme und trug mich auf dem linken, ich sagte ihr, daß ich nicht müde sei, und es ihr sauer werde, sie solle mich gehen lassen. Aber sie wollte mich nicht loslassen, und ich merkte in ihr eine geheime Lust, mich zu tragen, und sie schloß mich manchmal fester mit dem Arme an ihre Brust, so daß ich den Schlag ihres Herzen fühlte. Da ward ich mir so recht lebendig ihrer Liebe bewußt, und genoß ihrer Güte mit kindlicher Freude, denn sie pflegte mich sonst nicht zu tragen, weil sie, wenn gleich groß und schlank, doch durch manche Sorge und Nachtwache entkräftet war. Sie war zart und weiß, mit langen blonden Haaren, und wie goldne Strahlen waren die Wimpern über ihren reinen blauen Augen, die mich noch immer mit Friede, Liebe und Warnung anblicken. Ja, ihr liebes Angesicht war wie ein durchsichtiges Fensterlein ihres Herzens, aus dem ihre Seele mit jeder innern Bewegung erröthend und erbleichend zum Himmel schaute. Ihr Mund aber war ruhig und zart geschlossen, und erregte eine züchtige Ehrfurcht. Ich sage dies hier, denn ich werde nimmermehr vergessen, mit welcher Liebe ich damals ihr edles Angesicht betrachtete, und wie gut und holdselig sie aussah, da sie mich so zärtlich durch die freie Luft über die grüne Wiese hintrug, und meine Härlein und ihre langen blonden Haare in dem Winde durcheinander flogen, und die Lerche über uns, gegen die Sonne schwebend, lobsang. Da war mir unendlich wohl, und meine Sehnsucht, sie nicht zu ermüden, ward so inbrünstig, daß ich glaubend fühlte, ich ermüde sie nicht, und mit ihren Haaren spielend zu ihr sagte: „Liebe Mutter, bin ich nicht recht leicht, mir ist als träume ich, ich flöge." Sie aber antwortete nicht, als mit einem zärtlichen Druck ihres Arms, und ich begann ihr ihre Haare in Zöpfe zu flechten, daß ihr der spielende Wind nicht beschwerlich fallen möge, und sie ließ es mit freundlichem Hinneigen des Kopfes gern geschehen. Da ich aber fertig war und sie mich durch den Wald unter den Bäumen hintrug, brach ich einen grünen Eichenzweig ab, wand ihn in einen Kranz, und setzte ihn ihr auf das Haupt mit den Worten: „Liebe Mutter, nun bist du geschmückt wie der knieende Ritter in St. Jörgen Kapelle, nun hast du auch ein Kränzlein auf, und wenn er uns nun durch den Wald entgegen geschritten käme, würdet ihr euch beide wohl sehr an einander erfreuen über die schönen Kränze?" Meine Mutter aber antwortete nicht und ging traurig fort, worüber ich auch betrübt wurde.

So zogen wir still und einsam wohl eine Stunde lang durch den dichten Wald, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt, und hätten nicht viel Freude.

Nun ward es lichter in den Zweigen, und der Wald endete sich gegen den Rand des Berges, der sich in das einsame Lahnthal senkte, hier küßte mich die Mutter und ließ mich an die Erde. Wir standen aber auf einer grünen Waldwiese, die ein frischer Quell erquickte, der mit Umwegen an dem mannigfaltig unterbrochenen Abhange zu der Lahn hinabeilte. Wo wir standen war die Gegend sanft und mild, ein großer alter Birnbaum hing schwer voll gelber Birnen, und um ihn her standen mehrere Vogelbeerbäume, die mit ihren feuerfarbenen Früchten lustig gegen den dunkeln Wald abstachen, außerdem begränzten und durchschnitten den Platz mancherlei Frucht-

sträucher, Haſelbüſche, Johannis- und Kloſterbeerſträuche, und ich hatte die Fülle zu brechen und zu genießen. Gegen uns über erſchien die Gegend ernſter. Das Lahnthal ſchließt von dieſem Punkte geſehen den Spiegel des Fluſſes mit einer Krümme, wie einen tiefliegenden See ein, und die Berge lagen mit dunkelem Walde bedeckt, ſtreng und finſter um dieſen her, als hätten ſie tiefſinnige Gedanken über ein Leid, das hier geſchehen Die Mutter ſtand ſtille und ſchaute ruhig in die Gegend hinein, ich hatte aber den Deckel des Korbes genommen, ihn mit breiten Haſelnußblättern bedeckt, und ſammelte mit ängſtlichem Fleiße die ſchönſten Brombeeren und Himbeeren und was ſonſt an wohlſchmeckenden Träublein zu reichlicher Leſe ſich darbot. Zwiſchen der Arbeit ſchaute ich oft nach ihr, ſah auch mit Freude, wie der Anblick der Gegend ihr Antlitz zu erheitern ſchien, und als ich meine Erndte ihr darbot, lächelte ſie freundlich, ſtrich mir mit der Hand über die Stirne und ſagte: „Schönen Dank, Johannes, du biſt ein gutes Kind.“ Dann führte ſie mich

rechts dem Dickicht zu, wo wir nach wenigen Schritten vor einer kleinen verlaſſenen Hütte ſtanden, der Epheu hatte frei die Wände umrankt, und ſelbſt die verſchloſſene Thür mit ſeinem Gitter umzogen.

Die Mutter hob mich an einem alten Wachholderbaum in die Höhe, der neben der Thüre ſtand, und ich mußte ihr aus einem Loche in demſelben einen Schlüſſel holen, mit welchem ſie die Thüre aufſchloß, nachdem ich ihr geholfen hatte, die Epheuranken behutſam, ohne ſie zu zerreißen, von der Thüre abzulöſen. Nun gingen wir durch eine kleine geräthloſe Küche in eine viereckte Stube. Ich trat mit Scheu hinein, denn die wenigen Strahlen, welche durch die verſchloſſenen Fenſterladen fielen, zeigten mir allerlei große Vögel an den Wänden in unbeſtimmtem Lichte. Meine Mutter aber ſtieß ſogleich einen Fenſterladen auf, und da ſah man nach der andern Seite des Lahnthals, wo das alte Laurenburger Schloß aus ſchwarzem Bergwald hervorragte. An den Wänden der kleinen Stube ſah ich auf eingemauerten Hirſchgeweihen vielerlei ausgeſtopfte Vögel befeſtigt, und beſonders eine Reihe alter Falken, außerdem lehnten und hingen mancherlei Jagdgeräthe, Armbruſt, Speere, Netze u. dgl. in ſchöner Ordnung um einen einfachen Betſchemel, der vor dem holzgeſchnitzten heiligen Hubertusbilde ſtand. Da war St. Hubertus abgebildet, wie er vor einem Hirſche kniet, der ihm mit einem Kreuze zwiſchen den Geweihen auf der Jagd entgegen getreten, da ihm der Herr ſein wildes Herz gerührt.

Ich betrachtete alle dieſe Dinge, die ich früher nie geſehen, mit bangem Staunen, während meine Mutter, auf einem hölzernen Stuhle ſitzend, ſtill dem Fenſter hinaus nach der Laurenburg ſah. Alles, was mir ſeit dem letzten Abend begegnet war, hatte die ruhige Folge der gewohnten Eindrücke in meiner Seele unterbrochen, und wenn ich jetzt zurück gedenke, möchte ich meine damalige Empfindung wohl dem Gefühl eines Rades vergleichen, wenn es in der Mühle plötzlich lebendig werden und ſehen könnte, wie es ſich ſelbſt, und alle die andern Räder ſich mit ihm herumdrehen, ohne ſich doch gleich vorſtellen zu können, was es ſelbſt, und die andern Räder eigentlich ſollen und was überhaupt eine Mühle iſt. Beſonders aber befremdete es mich, daß meine Mutter mit allem dem Geräthe der Hütte ganz vertraut war, und in der Hütte that, als wäre ſie immer darin geweſen; darum fragte ich ſie mit den Worten: Liebe Mutter, bleiben wir nun hier, iſt dies auch unſer Häuslein? dann will ich uns einen kleinen Garten bauen, und ein Vogelſteller werden. Da entgegnete ſie freundlich: Was willſt du dann mit den Vögeln anfangen? worauf ich ſagte: Ich will ſie das Vaterunſer beten lehren. Da fragte ſie: Weißt du denn, wo dein Vater iſt? und ich antwortete: Im Himmel. Nun nahm ſie mich zu ſich

und ich mußte mich zu ihren Füßen ſetzen, und da erzählte ſie mir ohngefähr das, was ich hier weiter niederſchreibe. Wenn ich auch gleich jedes ihrer lieben Worte jetzt, da ich erwachſen bin, nicht mehr ſo recht eigentlich wiſſen kann, dürfte es doch nicht viel anders gelautet haben; denn ich habe mir Alles ſcharf in das Gedächtniß gefaßt, und es mir oft wieder von ihr erzählen laſſen, ſo daß wohl eher zu viel, als zu wenig, hier ſtehen mag.

Sie ſprach aber: Lieber Johannes, du haſt mich ſeit geſtern wohl trauriger als je geſehen, denn ich dachte geſtern, da die Arbeit vollendet war, ſchon daran, wie ich heute alle die Wege gehen würde, die du mit mir gegangen biſt. Du haſt mich auch geſtern Abend gefragt, warum ich weine, da ich vor deinem Bettlein ſtand, aber ich habe dir keine Antwort gegeben, ſondern nur mit dir gebetet, damit wir ruhig ſchlafen möchten. Jetzt aber will ich dir Vieles erzählen, denn ich glaube, es wird dir frommen, wenn du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit iſt, und im Himmel allein die Freude, die wir durch unwandelbare Treue und Stärke in dem irdiſchen Leide allein verdienen können. Du wirſt dann deine Sinne immer mehr zu Gott wenden, und dich führen laſſen von ſeinen Engeln auf Erden, dem Glauben an Jeſus, der Hoffnung auf Jeſus, und der Liebe zu Jeſus, deren Geſpielen ſind die Einfalt, die Demuth, die Unſchuld und die Wahrheit. Auch ſollſt du nicht traurig ſeyn um des Leides willen, das dich auf Erden treffen wird, nein, nur um deine und Aller Schuld, deren Strafe das Leid iſt. Auch ſollſt du nicht trauern um deinen Schmerz, ſondern allein um die Leiden deines Erlöſers am Kreuze, an dem er geſtorben iſt, wie ein unſchuldiges Lamm, das dahin nimmt die Schuld der Welt; und zu dieſer Verſöhnung ſollſt du dich wenden, und feſt an ſie glauben und auf ſie hoffen, und dich rein erhalten von aller Sünde, damit du deine Seele nicht wieder befleckeſt, die dein Jeſus, dein Erlöſer, dein Heiland, dein Gott dir mit ſeinem heiligen Blute rein gewaſchen hat; dann wird dein Glaube, dein Vertrauen alles Leid überwachſen und du wirſt dir ein freudiges Herz erkämpfen zu deinem Gott, der dich erſchaffen hat im Vater, erlöſet im Sohn, und geheiliget im heiligen Geiſte.

Was mir meine ſelige Mutter, die ſchöne Laurenburger Els, in dem Häuslein meines ſeligen Großvaters, des Voglers Kilian, auf der Hirzentreu von ſich und dem lieben Großvater erzählt hat.

Dieſe Berghöhe heißt die Hirzentreu, und dieſes Häuslein, worin wir ſitzen, gehörte meinem lieben ſeligen Vater, dem Vogelſteller Kilian, den man weit und breit nur den guten Kilian und den frommen Falkenmeiſter nannte. Er iſt zu Gott gegangen vor 10 Jahren, und liegt begraben auf dem Kirchhofe zu Kloſter Arnſtein. Er iſt geboren zu Kitzing in Franken, und hat ſich dies Häuslein hier ſelbſt erbauet, da er als ein Falkenier des Grafen von Naſſau meine ſelige Mutter, eines Jägers zurückgelaſſene Waiſe, zu ſeiner Hausfrau wählte, und ſich hier mit ihr niederließ. Es ſtehet auch draußen im Garten noch der Baum, an welchem mein Vater meine Mutter zum Erſtenmale geſehen, da rettete er ihr das Leben; denn als mein Vater einen Hirſch verfolgte, fand das erzürnte Thier hier meine Mutter, welche als ein armes Mägdlein Kräuter für die Kloſterherren in Arnſtein ſammelte, und faßte der Hirſch in ſeinem Grimm meine Mutter auf die Geweihe. Mein Vater, der herzulaufend dieſes ſah, ſchoß einen Bolz von ſeiner Armbruſt nach dem Hirſch, und traf ihn nicht ohne Gefahr meiner Mutter in das rechte Aug, und das verwundete Thier trat ihm, geblendet, nun gerade entgegen; da faßte mein Vater einen guten Muth, und riß ihm die halbtodte Jungfrau von dem Geweihe, legte ſie unter jenen Baum und erquickte ſie an dem Bächlein, das hier entſpringt. Als ſie ſich wieder erholt hatte, ſahen ſie zu ihrer großen Verwunderung, daß der Hirſch neben ihnen im Gebüſch ſtand, und mit Schmerzen das Haupt bald hin und her ſchwenkte, bald traurig zur Erde ſenkte. Da rührte das niederrinnende Blut meinen guten Vater, er trat zu dem leidenden Thiere, zog ihm den Bolz aus dem Auge, und wuſch ihm die Wunde mit Waſſer aus, welches alles der Hirſch ruhig geſchehen ließ. Als aber mein Vater die erſchreckte Jungfrau nach Kloſter Arnſtein begleitete, lief ihnen der Hirſch durch den ganzen Wald nach, was

ſie beide ſehr rührte und ihrem Geſpräche eine größere Vertraulichkeit gab. Vor Kloſter Arnſtein reichten ſie ſich die Hände, und trennten ſich mit der gegenſeitigen Verſicherung, mit einander in chriſtlicher Ehe zu leben.

Nun machte ſich mein Vater von ſeinen herrſchaftlichen Dienſten los, baute mit Erlaubniß der Kloſterherren dieſe Hütte, und führte meine Mutter Agnes, als ſeine liebe Hausfrau, hinein. Der gute Hirſch war durch die Hilfe, die ihm mein Vater geleiſtet, ſo mild und zahm geworden, daß er ihm immer zur Seite war, wenn er hier an ſeiner Hütte mit der Mutter baute. Mein Vater pflegte dabei immer des Hirſchen krankes Auge, welches bald ausheilte, aber blind wurde. Hernach, als meine Eltern hier wohnten, hielt ſich der Hirſch immer freundlich zu ihnen, und ich weiß noch recht wohl, daß er, wenn wir aßen, den Kopf hier zum Fenſter hereinſteckte, und ich als ein Kind ihm Brod gab. Einſtens aber hörte mein Vater ihn in der Nacht heftig ſchreien, da ſtand er mit der Mutter auf und ſie gingen hinaus, zu ſehen, was dem guten Thiere fehlte. Er war aber im Kampf mit andern Hirſchen, welche ihm ſeines blinden Auges wegen überlegen waren, ſo heftig verwundet, daß er mit anbrechendem Tage zu den Füßen meiner Eltern ſtarb. Wir weinten um ihn, wie um einen treuen und dankbaren Freund, und hat ihn mein Vater unter demſelben Baum, wo er ihn geſchoſſen, begraben, ſein Geweih aber in den Baum ſo befeſtigt, daß es, zu ewigem Gedächtniß in denſelben verwachſen, noch zu ſehen iſt, und hat mein Vater dieſe Hütte wegen dem treuen Hirſchen Hirzentreu genannt.

Meine gute Mutter iſt auch bald geſtorben, und ich war noch ein ſo kleines Mägdlein, daß ich nicht recht wußte, was Sterben iſt. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich auf ihrem Bette ſaß, als ſie krank war, und ihr die Fliegen wehrte und ihr alle die kleinen Gebete und Sprüche, die ſie mich gelehrt, vorſagte, und meinem Vater zur Hand ging, ſie zu pflegen, ſo viel es ein Kind vermag. Da ich nun oft, wenn meine Mutter Arzneikräuter ſuchte, mit ihr im Walde geweſen war, und ſie mir dabei allerlei Heilkräfte der Pflanzen mitgetheilt hatte, ſo war meine Seele damals ſo erfüllt von der Begierde, ihr zu helfen, daß ich einſtens in der Nacht vor einbrechendem Tage in den Wald hinauslief, um ihr einige Kräuter zu ſuchen, von welchen mir geträumt hatte. Ich lief lange herum und ſuchte mit unbeſchreiblicher Angſt die Kräuter, welche ich mich vorher geſehen zu haben nicht erinnerte. Schon ſtand die Sonne hoch am Himmel und ich war weit von unſrer Hütte verirrt, aber ich vergaß, vor Begierde das Arzneikraut zu finden, meinen Hunger, und als ich endlich in großer Ermüdung niederkniete und mit Thränen zu dem lieben Jeſuskinde betete, es möge mir doch das Kraut ſuchen helfen, ich wolle ihm auch mein Brod ſchenken, bin ich darüber vor Müdigkeit entſchlafen.

Nach einigen Stunden erwachte ich, und ſah eine ſchöne edle Frau vor mir ſtehen, ein Diener führte ihr Roß, auf welchem ihr Söhnlein ſaß, und war ſie abgeſtiegen, als ſie mich ſo allein im wilden Walde liegen ſah. Sie fragte mich, wer ich ſei, und da ich ihr geſagt, ich ſei Voglers Els von der Hirzentreu, und heute früh ausgegangen ein Kräutlein für die kranke Mutter zu ſuchen, küßte ſie mich und ſagte, daß ſie mich heim-

führen wolle mit sich nach der Laurenburg, denn sie war die Hausfrau des alten Laurenburgers, deine Großmutter, von da wolle sie mich über die Lahn nach der Hirzentreu bringen lassen. Sie setzte mich nun auf das Roß, und nahm mich vor sich auf des Pferdes Hals, ihr Söhnlein aber, Jörg, saß hinter ihr und hatte sie mit den Armen umfaßt. So zogen wir ein Stück Wegs nach dem Lahnthal hinab, und hatte ich schier auch Alles vergessen, denn das Reiten, die fremde Frau und ihr Söhnlein, das mancherlei kleine Lieder mit ihr sang, beschäftigten meine Seele. Aber der Hunger fing mich an zu drücken, und ich bemerkte mit Weinen, daß ich mein Brod nicht mehr in meiner Tasche fand. Da fragte mich die Edelfrau: Els, was weinst da? und ich sagte ihr: Ich hungere, denn ich habe dem Jesuskind mein Brod gegeben und das Kräutlein von ihm erhalten, aber nun habe ich das Kräutlein verloren und hungere, und dabei verlangte ich heftig, sie möge mich in den Wald zurücklassen, das Kräutlein zu suchen. Ich mußte der Edelfrau das Kraut aber beschreiben, denn seinen Namen wußte ich nicht. Da sagte sie auf einmal: Mein liebes Kind, du hast wohl geträumt, aber die Barmherzigkeit Gottes ist groß, denn sieh, mein Diener trägt ein solches Kraut in einem feuchten Tuche eingeschlagen in seinem Wadsack auf dem Rücken; dies Kraut aber wächst nicht hier zu Lande, sondern habe ich es im Kloster Arnstein, wo ich zur Beichte war, von dem Gärtner erhalten, der es von einem Priester aus fremden Landen jenseits des Meeres hat. Da mußte der Knecht den Wadsack öffnen und siehe da, es war dasselbe Kraut darinnen, das ich im Traume gesehen. Meine Freude war unaussprechlich, und die gute Edelfrau befahl dem Knechte, sogleich das Kraut meinem Vater zu bringen, und ihm zu erzählen, wie ich es gesucht, und wie mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg genommen. Der Diener kannte meinen Vater gar wohl und lief mit Freuden die Waldstege nach unserer Hütte zu.

Nun ritt die Edelfrau mit mir und ihrem Söhnlein allein vollends zur Lahn hinab und an einer seichten Stelle hinüber nach der Laurenburg, wohin der Diener bald auch kam und mich auf dem Kahne zu meinen Eltern hierher zurück brachte. Die gute Edelfrau hatte mir viele Liebe erwiesen und gab mir noch ein Krüglein mit altem Wein, und einige stärkende Gewürzküchlein für die kranke Mutter mit, und versprach sie selbst morgen zu besuchen. Ihr Söhnlein aber, das nicht zugegen war, als ich aus der Laurenburg ging, kam mir bis zum Wasser nachgelaufen und gab mir einen ganzen Rosmarinstock, den er aus seinem Gärtlein ausgerissen, und sprach: Du Kleine, das stell an deiner Mutter Bett, das ist ein guter Ruch, wenn man siech ist. Elslein, komm wieder; da gab er mir die Hand, und wir schieden.

Als wir auf Hirzentreu ankamen, trug mich mein Vater an der Mutter Bette, die umarmte mich und sagte: Els, ich habe den ganzen Tag nicht leben und nicht sterben gekonnt aus Sorge, daß du verloren seist, Gott aber hat mich wunderbar getröstet durch das, was geschehen, und hat mir dein Vater von dem Kraute einen Trank gekocht, der hat mich wunderbar erquicket. Da gab ich dem Vater den Rosmarinstock, der pflanzte ihn in einen schönen Krug neben der Mutter Lagerstätte, und nun nahm der Diener Abschied, nachdem er den Wein und die Würzküchlein dem Vater gegeben. Es war darüber Abend geworden, mein Vater gab der Mutter noch von dem Weine und der Würze, und sie fand sich so gestärkt, daß sie das Abendlied mit dem Vater mit großer Andacht leise mitsang, worüber ich zu ihren Füßen auf ihrem Lager entschlief.

Gegen Morgen aber weckte mich der Vater, und sagte mir mit Weinen: Wach auf, lieb Elslein, und schau nach der Mutter, und gib ihr, was sie verlangt; sie ist gar krank, und ich will nach Kloster Arnstein laufen um die letzte heilige Wegzehrung für sie. Halte dich still, so sie schläft und bete still, und so sie es verlangt, reiche ihr zu trinken, auch schaue nach dem brennenden Kienspan im Kamin, daß kein Unglück entsteht. Dann trat er zur Mutter, trocknete ihr das Antlitz und sprach: Gott erhalte dich, liebe Agnes, zu christlichem Geleite, ich gehe nach Kloster Arnstein, o wie ist dir, liebe Agnes? Da sagte die Mutter: Ich lege wie ein Kind mein krankes Haupt in den Schoos dessen, der gesagt hat: Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet, und ich habe das Vertrauen, er wird mich mit vollem Troste von dir scheiden lassen, so gehe dann hin, und bringe mir den letzten Trost. Da küßte sie der Vater und ging fort.

Ich aber redete leise zu Füßen des Bettes: Mutter, darf ich zu dir kommen? da sagte sie: Ja, lieb Elslein, doch steh erst auf und bringe mir das kleine Kreuz aus meiner Truhe, mich verlanget sehr darnach. Geschwind eilte ich an die Truhe, doch der Deckel war so schwer, daß ich ihn nicht erheben konnte, das klagte ich der Mutter, die sagte: Elslein bete, der dir das Kraut gebracht, das mich so erquickte, wird dir auch helfen, die Truhe zu eröffnen, so du ihm vertraust. Da fiel ich vor der Truhe auf die Kniee und betete, Jesus möge mir die Truhe eröffnen, und Gott erbarmte sich meiner, ich öffnete die Truhe mit kleiner Mühe, und brachte der Mutter das kleine Kreuz. Es ist dasselbe, welches noch in Polzeich an meinem Bette hängt, und unsere Truhe zu Haus ist auch dieselbe Truhe. Die Mutter nahm das Kreuz in ihre gefalteten Hände und küßte es, und drückte es an ihr Herz, und ich legte mich zu ihr auf das Haupt-

küssen und drückte meine Wange an die ihrige. Sie sprach nicht, sie flüsterte betend, und so entschlief ich; bald aber weckten mich laute Worte von ihr, und ich hörte sie sagen: Hüter, ist die Nacht schier hin? Wer da? Gut Freund! Sei getrost! Ich bin's! fürchte dich nicht! Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser, und nach diesen Worten bewegte sie sich mühsam im Traume. Ich verstand sie nicht, und weckte sie mit Küssen: Lieb Mutter, was verlangt dein Herz? Da schlug sie die Augen auf und sagte: O mein Jesus, ich bin noch nicht bei dir! Elslein, mein Kind, sage, hast du den lieben Heiland gesehen, wo ist er hin gegangen? Ich verstand sie nicht, und suchte ihr das Kreuzlein in dem Bette, das ihren Händen entfallen war, und legte es ihr wieder in die Hände mit den Worten: Herzmutter, da ist der liebe Heiland. Da küßte sie das Kreuz wieder, und sagte dann: Elslein, ich war allein auf einem Kahn auf einem großen Wasser, eine lange, lange Nacht, kein Stern am Himmel, und sehnte mich nach dem Tage; endlich sah ich ein Sternlein, das zog leise über das Wasser, wie ein Wächter durch die Flur, und da rief ich mit aller Macht: Hüter, ist die Nacht schier hin? und der Stern antwortete: Wenn der Morgen schon kömmt, so wird es doch Nacht seyn, wenn du schon fragest, so wirst du doch wieder kommen und wieder fragen. Da kam es gegen mich über die Wogen geschritten, und ich sah, daß es eine einsame Gestalt war. Da rief ich: Wer da? und es antwortete: Gut Freund. Ach! da ward mein Herz so freudenvoll und ich gedachte: sollte es wohl mein Jesus seyn? Da sprach er: Sei getrost, ich bin's, fürchte dich nicht, und ich sprach: Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser. Da winkte er mir, und ich trat aus dem Kahn auf das Wasser, konnte aber den Herrn nicht erreichen, der vor mir herschwebte, wie eine Wolke oder ein Schatten, und wenn ich so recht muthig und begierig auf ihn zuging, und recht glaubte, daß er es gewiß sei, daß er sich meiner erbarmen werde, und einen Eliaswagen vom Himmel rufen, mich zu sich hineinsetzen und zu dem himmlischen Paradiese fahren werde, ach! da war er mir so nah, so nah, daß ich schon das Wehen der Seligkeit fühlte; dann kam aber plötzlich eine Welle und erhob sich ein Wind, und ich verzagte und glaubte zu versinken auf dem Wasser, und wie meine Sorge wuchs, schwand das Bild des Herrn vor mir in die Ferne, ja es ward wieder zu dem einsamen Stern, den ich zuerst gesehen, und auch der verschwand; da war ich ganz allein auf dem Wasser, und der Kahn trieb zu mir her, da sah ich dich darauf sitzen und nach mir weinen, und ich wandelte mit Mühe zu dir hin, und saß bei dir im Kahn, und herzte dich, und du entschliefst in meinem Arme. Ich aber wachte und die Nacht ward wieder so lang, so lang. Da hörte ich den Flügelschlag einer Taube durch die Luft, und ich rief abermals mit großer Sehnsucht: Hüter, ist die Nacht schier hin? Es flog aber ein Täublein über meinem Haupt, das rief zu mir: Lege Flügel der Liebe an, und folge mir nach, deine Seele findet nicht, da sie ruhe auf der Sündfluth, sieh, der himmlische Noah streckt seine Hand aus der gestirnten Arche, aus der du ausgeflogen, um dich wieder hinein zu nehmen, aber achte, daß dein Gefieder rein sei. Da sah ich den Himmel voll Sterne, aus dem blickten die Hände, die Füße und die Seite des Herrn, und die heiligen fünf Wunden leuchteten wie Rubin und bluteten hernieder, und die Taube flog ihnen zu, ich aber hatte Flügel und breitete sie aus und wollte sie schwingen, aber sie waren schwer und unrein, ich rief aber: O Herr, nur einen Tropfen deines Blutes auf meine Flügel, und sie werden gereiniget seyn, und es floß nieder zu ihnen, da waren sie rein, und ich schwang sie freudig, aber du lagst in meinem Schoos; da wollte ich dich küssen und Abschied nehmen von dir, da schlangst du die Hände um mich und wolltest mich nicht lassen, und deine Worte erweckten mich von dem seligen Traume. So erzählte mir die kranke Mutter, was ihr geträumet, und ich hörte ihr mit noch größerer Aufmerksamkeit zu, als wenn sie mir sonst eine Geschichte erzählte.

Da sie geendet hatt', sagte ich zu ihr: Mutter, das war sehr schön; aber schlafe wieder ein, und wenn die Taube wieder kömmt, so bitte sie, daß ich auch mit fliegen darf, ich will auch recht beten; der mir das Kräutlein gegeben, und mir die Truhe geöffnet, der wird mir auch gewiß Flügel geben, daß ich mit dir fliegen kann. Das wird er gewiß, liebes Elslein, so es dir gut ist, sagte die Mutter, aber wenn ich wieder einschliefe und das Täublein käme wieder, und ich flöge mit ihm fort, so würdest du gewiß gern zurückbleiben bei deinem Vater, daß er nicht allein sei, so ich dich darum bitten würde. Da sagte ich zu ihr: Ja, das will ich, so du bald wiederkehrst, und mir etwas mitbringest. Sie aber antwortete: Ich werde nicht wiederkehren, doch werdet ihr mir nachfolgen, und da wird Alles voll Herrlichkeit seyn; aber hörst du, Elslein, du mußt mir den Abschied nicht schwer machen, und auch den Vater trösten, wenn er weinen sollte, und ihm erzählen, wie ich dir gesagt, daß ihr mir nachkommen werdet, denn das Täublein wird bald kommen, mir ist, als höre ich schon seinen Flügelschlag. Da küßte ich die Mutter und sagte: Ich will thun, wie du willst, und will dein gutes Elslein seyn, und die Mutter küßte mich wieder mit den Worten: O du gutes, gutes Elslein. Dann bat sie mich ihr das Lied von der Taube zu sagen, das sie mich gelehrt, da sprach ich:

Hör, liebe Seel! wer rufet dir?
Dein Jesus aus der Höhe:
Komm, meine Taube, komm zu mir!
Den Ruf ich wohl verstehe.

Wenn ich soll deine Taube seyn,
Mußt du mir Flügel geben,
Die wasch' in deinem Blut ich rein,
Und werde glaubend schweben.

Du rufest mir! Wie arm ich bin,
Darf ich zu dir doch kommen,
Die Mängel hat dein treuer Sinn
Ja all von mir genommen.

Sag, Herr, wird auch ein Nestlein sein
Für mich bei dir gefunden?
Ja, meine Taube, komm herein,
Wohn' hier in meinen Wunden!

Mein Jesu, ach, was willst du mir
In deinen Wunden geben?
Durch meine Wunden, sag ich dir,
Fliegst sterbend du zum Leben.

Wohlan, es zielt des Todes Pfeil,
Er wird mich nicht verderben,
In deinen Wunden, Herr, ich eil,
Da werd ich's Leben erben.

Da ich der Mutter das Lied hergesagt, war sie leise wieder eingeschlummert.

Der Tag brach an, und ich nahm ein Zweiglein von dem Rosmarinstock, der bei ihrem Lager stand, und gab es ihr zu dem Kreuze in ihre gefalteten Hände. Da flog auch die Turteltaube, welche bei unserm Hause nistete, an das Fenster und pickte daran und rief: Ruckuck. Sie that es sonst alle Morgen, denn ich streute ihr Futter dahin, aber heute hatte ich nicht den Muth, und gedachte: ach! da kömmt die Taube schon, welche die Mutter mitnehmen will, aber ich soll ihr den Abschied nicht schwer machen. So stand ich leise, leise von der Seite der Mutter auf, und ging hinaus und kniete an dem Bächlein in das Gras und betete für sie. Da hörte ich ein Glöcklein im Walde und sah bald meinen Vater kommen, der trug eine Leuchte, und zwei Ordensherrn gingen mit ihm, deren einer trug das hochwürdige Gut, und der andere das heilige Oel, und ihnen folgten einige fromme Männer und Frauen, die still beteten. Da lief ich meinem Vater entgegen und sprach: Herzvater, die Himmelstaube ist schon da, welche die Mutter abholen will; wir dürfen aber nicht gleich mit, ich habe es ihr versprochen, bei dir zu bleiben, und dich zu trösten, bis wir nachkommen in die Herrlichkeit. Mein Vater verstand mich wohl und trat mit dem Geistlichen in die Hütte, ich aber blieb draußen und betete mit den Begleitern.

Hernach kam die Edelfrau von der Laurenburg mit ihrem Söhnlein, dem Junker Jörg, über die Lahn zur Hirzentreu, wie sie den Abend vorher mir versprochen, und derselbe alte Diener war wieder bei ihr. Die Edelfrau ging zu meiner Mutter hinein, der Junker aber blieb bei mir, und wir spielten im Gras an der Quelle; er fragte mich auch nach dem Rosmarin, den er mir gegeben für meine Mutter, da erzählte ich ihm von der Taube und von Allem. Nach einiger Zeit aber trat die Edelfrau heraus und nahm mich mit in die Hütte, da lag die Mutter ganz still, und der Vater kniete an ihrem Bette und weinte; da ich zu ihm trat, hob er mich zur Mutter, und sprach: Agnes, segne das Elslein, ehe du scheidest, und er legte der Mutter Hand auf mein Haupt. Die Mutter aber sagte: Gott segne dich, tröste den Vater, bis ihr nachkommet; Elslein, ich fliege schon! Da sah sie mich mit unaussprechlicher Liebe an und wendete dann den Blick zum Himmel. Ich sprach: Geleit dich Gott, lieb Mutter! und weinte laut. Da trug mich die Edelfrau hinaus zu ihrem Söhnlein, dem erzählte ich Alles und da ein paar Tauben hinüber zur Laurenburg flogen, streckten wir Beide kindisch die Hände aus und riefen: Da fliegen sie, da fliegen sie, geleit dich Gott, liebe Herzmutter! Hernach nahm mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg, und ich blieb bis zum andern Tag dort, da die Mutter schon im Kloster Arnstein begraben war. Der alte Knecht aber war bei meinem Vater geblieben und war mein Vater einen ganzen Tag in Kloster Arnstein gewesen, des Trostes der geistlichen Herren zu genießen.

Die Edelfrau ist auch mit zu Grabe gewesen, und da sie nach der Laurenburg kehrte, brachte sie ihren Herrn, den Ritter von der Laurenburg, und den ältern Sohn Johann, mit welchem der alte Laurenburger bei dem Grafen zu Nassau gewesen, der des Johann Taufpathe war, und war die Laurenburgerin ihnen auf der Heimkehr begegnet. Der Ritter war mir freundlich und gab mir Wecken von des Grafen von Nassau Tisch, und da seine Hausfrau ihm den frommen Tod meiner Mutter erzählet, war er sehr mitleidig mit meinem Vater, und sprach: Der Graf Johann hat noch heute zu Tisch

von dem frommen Falkenmeiſter geſprochen, und vor allen ſeinen Dienern ſein in Ehren gedacht, ich habe ihm auch verſprechen müſſen, den Vogler von ihm zu grüßen und will er ihm nächſtens einen kranken Falken ſchicken, daß er ihn pflege. Komm, Elslein, ſagte der Ritter dann zu mir, ich will dich ſelbſt zu deinem Vater bringen, es iſt noch hoch am Tage und mag er wohl Troſtes bedürfen. Da brachte mich der Ritter wieder zur Hirzentreu und ging Georg wieder mit. Die Edelfrau aber blieb mit Johann zurück, der ſollte ihr von dem Weſen des Grafen von Naſſau erzählen.

Wir fanden aber meinen Vater mit dem Laurenburger Knecht vor der Thüre ſitzen in ſtillem Geſpräch, und als dieſer ſeinen Herrn herankommen ſah, der mich auf dem Arm den ſteilen Pfad herauf trug, ſtand er auf und trat bei Seite; mein Vater aber lief mir entgegen, nahm mich von des Ritters Armen und herzte mich unter Thränen. Da ſprach ihm der Laurenburger ehrlich zu und getröſtete ihn ſo gut er es vermochte, ſetzte ſich auch zu ihm auf die Bank und erzählte ihm von des Naſſauers Gunſten zu ihm und ſprachen ſie mancherlei, nicht als ein Ritter zu einem Knecht, ſondern als gute Nachbarn und Freunde, denn das Unglück machet Geſellen. Es war aber dem Laurenburger auch ſeine erſte Hausfrau mit ſammt dem Kindlein in dem Kindelbett geſtorben, deren gedachte er mit vieler Liebe. Unter ſolchem Geſpräch ſtand ich zwiſchen meines Vaters Knieen, und Georg neben dem Laurenburger und ſpiegelten uns in deſſen blankem Bruſtharniſch und lachten, weil es hohl geſchliffen unſere Geſichter auf mancherlei Weiſe verſtellte; dann ſagte mir der Vater in's Ohr, ich möge den Wein und die Würze von der Mutter Tiſchlein bringen, da ging ich zur Stube, aber die war ganz anders geworden; wo das Bett geſtanden, ſtand der Betſchemel und das Altärlein, und hing ein neu Muttergottesbild an der Wand, und an demſelben der Mutter und des Vaters Brautkränzlein, ihre Spindel aber ſtand vor meinem Bänklein und war Alles gar verändert. Das hatte meinem Vater der gute alte Laurenburger Knecht ſo geordnet, daß er ſeines Leids deſto eher vergeſſen und ein neues Leben anfangen möge.

Nachdem ich mich genugſam über Alles gewundert, nahm ich den Wein und die Würze, was von dem Geſchenk der Laurenburgerin noch übrig war und brachte es dem Vater hinaus, der reichte den Krug dem Ritter. Da trank der Herr und mußte ihm der Vater Beſcheid thun. Auch ſagte der Ritter: Das iſt ein köſtlicher Wein, den man wohl dem Kaiſer bieten dürfte, ihr habt ihn wohl aus einem Kloſterkeller? Einem Edelmann wächſt ſolcher Wein nicht um die Lanze, der ſchmeckt

nach dem Krummſtab. Mein Vater lächelte und ſagte: Gnädiger Herr! ihr habt von dem Euren getrunken, aber er hat auf einem milden Faſſe gelegen, denn Eure liebe Frau Ida hat dieſen Trunk meiner ſeligen Agnes zur Labung gebracht, und wenn er euch beſſer ſchmeckt, als zu Haus, ſo iſt's, weil ihr Gottes Segen ſchmecket. Da trank der Laurenburger nochmals und ſprach: Wahrhaftig, in Gottes Segen ſoll man den Wein legen, in Gottes Segen ſoll man des Weines pflegen, in Gottes Segen gedeiht der Wein auf allen Wegen. Das Faß, aus dem Frau Ida dieſen Krug gefüllt, muß mir eben ſo gut werden, ihr müßt mir wohl erlauben, daß ich es mit Euch hier oben austrinke, Kilian, da es mir ſo wohl bei Euch geſchmeckt. Da dankte mein Vater dem Ritter herzlich und ſprach: So ihr einen armen Mann nicht verſchmähet, will ich euren Zuſpruch hoch in Ehren halten, aber ihr müßt dann auch von meiner Waſſerquelle hier trinken, da fließt auch Gottes Segen drinn. Nun ſchied der Ritter freundlich von uns mit den Seinen und ich ging mit dem Vater in unſer einſames Häuslein, worin die Mutter nicht mehr war.

Ein kleines Gebetlein für junge und alte Kinder.

Lieb Herrgottchen! ſchlag mein bös Köpfchen,
Sonſt werd' ich ein arm Tröpfchen.

Ein Trinkſpruch.

Es lebe hoch der deutſche Mann,
Der frei die Wahrheit ſpricht,
Den keine Drohung ſchrecken kann,
Der für die Unſchuld ficht.

Den nicht des Goldes Glanz bethört
Und keine Gunſt beſticht,
Der nur des Rechtes Stimme hört
Und nie die Treue bricht.

Der Gott nur gibt den höchſten Preis
Und keinen Menſchen ſcheut,
Er lebe hoch in jedem Kreis,
Den deutſche Ehre freut.

Alter Zecherſpruch.

So hatten es auch die Väter im Brauch,
Wenn ſie vor Jahren fein luſtig waren:
Sie ſchenkten voll ein und tranken ſo rein,
Daß man den Becher von oben
Konnt' auf dem Nagel proben,
Das war zu loben.

Alte Lebensweisheit.

Sei fromb, gedultig und verſchwiegen,
Was nit dein iſt, das laß' liegen.

Wanderſpruch.

Vor dem Ziele kehr nicht zu,
Nach der Arbeit ſchmeckt die Ruh.

Friſch gemuth, junges Blut!

Schlag die Sorgen aus dem Sinn!
Friſch die Feder auf den Hut!
Wirf dem Gram den Handſchuh hin!
Trink und faſſe Muth!

Faſſe Muth zum heißen Tanz!
Jedes Wetter zieht dahin,
Und zuletzt gewinnt den Kranz
Junges Blut und Heldenſinn.

Bruder trink! und weih den Kranz
Einer Stirne lieb und hold,
Die der Jugend ſchönſtem Glanz
Eint der reinſten Tugend Gold.

Wohl bekomm's!

(Von W. Müller.)

An des Königs Ehrentafel ſchmeckt auch Eſſig ſüß dem Gaſt;
Aber beim Nachhauſegehen fühlſt du, was im Bauch du haſt.

Nicht Alles auf einmal.

(Von demſelben.)

Willſt du wieder kommen zum Schmaus,
Singe beim erſten dein Lied nicht aus.

Weltluſt.

(Von demſelben.)

Die Luſt der Welt iſt Honigſeim, um den wir wie die Fliegen ſchweben,
Noch keine hat daraus genippt, ihr blieb ein Stückchen Flügel kleben.

Abendgruß

von N . . . . .

Von des' Meeres ſchwarz rollenden Wogen,
Waldeskrone am dunkeln Strand,
Von des Bergs blau duftigem Bogen
Letztes Glühen des Tages ſchwand.

Mit der Fluth ein Steuermann ringet,
Und ein Wandrer zur Heimath ſtrebt, —
Sturmsgeheul ſein Rufen verſchlinget,
Nacht und Grauen den Schritt umwebt.

Schau, da wogt's im Dunkel der Lüfte,
Und die ſchweigende Nacht erbebt,
Ueber Thal und Bergesklüfte
Schimmern himmliſchen Grußes ſchwebt.

Von des Thrones Stufen entſteiget,
Naht die himmliſche Königin,
Und des Mondes Scheibe ſich neiget
Ihren Füßen zum Schemel hin.

Gold'ne Sterne das Haupt ihr umkreiſen
In des Leidens verklärter Zahl,
Reiner Kindlein Hymnen lobpreiſen
Ew'ge Wonne nach kurzer Qual.

Aus dem Mantel hebt ſie die Hände
Leuchtend aus dem Azur der Nacht,
Segnend. — Ihre himmliſche Spende
Predigt opfernder Liebe Macht.

Gnadenmeer tilgt Schmerzen und Sünde,
Jede Wolke zerfließt im Blau,
Jedes Auge Thränen erfinde,
Jede Blume ihr Tröpflein Thau!

Heimath iſt dem Wandrer beſchieden,
Und dem Irrenden zeigt ſie Licht,
Und dem Kämpfer ew'gen Frieden,
Und der Sieger ſchaut ihr Geſicht!

Luft und Meer anbetend ſich neiget,
Spiegelt ſegnender Strahlen Kuß. —
Von der Erde Tiefe entſteiget
Wiederhallend der Engel Gruß.

Feſt-Umgang

von Pius Zingerle.

O heil'ge Stunden wonnereich,
Wie denk' ich ſelig oft an euch,
Da in des ſchönſten Maies Tagen
Den Heiland ich einſt weit getragen!

Die Sonne ſchien im hellſten Glanz,
Natur im reichſten Blumenkranz,
Und Wieſ' und Baum blüht' in die Wette,
Rings ſtrahlt' in Gold der Berge Kette.

Da zog mit Jeſus ich feldein
Durch frommer Beter lange Reih'n,
Und mit den Kindern Engel gehen
Konnt' ich im Geiſte ſtaunend ſehen.

Bald tönte heil'ger Pſalmenſang,
Bald Spiel und luſt'ger Böllerklang,
Andächtig Volk kniet' auf den Wegen
Erwartend des Erlöſers Segen.

Laut ſchoß ein friſcher Schützenchor
Den Wäldern ſeine Freude vor;
Die hallten Alles treulich wieder,
Schuß und Gebet und heil'ge Lieder.

Und endlich zogen froh die Reih'n
Zum ſchöngeſchmückten Tempel ein,
Wo uns die Orgel rauſcht' entgegen,
Zu feiern noch den letzten Segen.

Ein Spiegel für Fürſten und Völker.

Denkende Menſchen haben ſich von jeher, wenn ihnen die Gegenwart öde und unerfreulich erſchien, in die Vergangenheit geflüchtet.

Iſt ja die Geſchichte vergangener Zeiten und dahingeſchiedener Geſchlechter gewiß der lehrreichſte und heilſamſte Spiegel für Fürſten und Völker, ſo reich an großen Bildern, an Mahnungen und Warnungen.

Die Geſchichte beruhigt unſer empörtes Gemüth, wenn ſie uns zeigt, wie gebrechlich und hinfällig und einem höheren Walten unterworfen die Macht auch der Mächtigſten, der Fürſten wie der Völker, iſt; ſie, die vorgeſtern noch, wie Pharao, dem Propheten Gottes drohten, ſind geſtern ſchon verweht, wie ein dürres Blatt auf einſamer Bergeshöhe!

Die Geſchichte verſöhnt das Gerechtigkeitsgefühl in der menſchlichen Bruſt, wenn ſie uns in großen erſchütternden Bildern vor Augen hält, wie der Hochmuth, der frevle Gebrauch der Gewalt, die Vermeſſenheit und Zuchtloſigkeit der Herrſchenden, ebenſowohl als die Zügelloſigkeit oder die kriechende Selbſtentwürdigung und Sittenverderbniß der Gehorchenden, das Laſter und das Verbrechen des Hohen und des Niederen, des Kaiſers und des leibeigenen Knechtes, von einer höheren, unſichtbaren Hand ihre Strafe empfangen und wie ihnen Verachtung und Abſcheu im Andenken der Nachwelt folgt.

Zeigt uns ja dies Weltgericht der Geſchichte, wie die Völker von der göttlichen Ruthe gezüchtigt werden, wenn ſie aus dem vergifteten Becher entnervender Lüſte

und gottvergessenen Unglaubens und Stolzes trinken, und dann in wildem Rausche empörter Sinne und rebellischen Geistes jede Scham und Scheu gegen Gott und die Vertreter seiner Gesetze abwerfen, die Bande des Rechtes, der Sitte und des Gehorsams zerbrechen, und das Furienlied ihrer Anarchie singend und die Guillotine ihres Terrorismus umtanzend einander im Namen von Freiheit und Gleichheit zerfleischen und ermorden und Alles in Blut ersäufen und mit Trümmern bedecken, um zuletzt die Beute eines mit eisernem Fuße sie niedertretenden Despoten zu werden.

Nicht minder aber sehen wir auch in dem Spiegel der Geschichte, wie der siegreiche Eroberer, der unumschränkte Autokrat, vor dessen Wink die besiegten Völker in dem Staube der Unterjochung sich krümmen, und der heute jedem Rechte und Gesetze hohnspricht, morgen vielleicht ein thron- und kronberaubter Napoleon die Strafe seines unersättlichen Ehrgeizes auf einem öden Felsen, fern, in der tiefsten Abgeschiedenheit des großen Weltmeeres, nur von den Nebelgebilden verschwundener Größe umgeben, einsam beweint.

Allein die Betrachtung der Vergangenheit bietet uns auch noch mehr; denn sie zeigt uns auch erhabene Gestalten in unsterblichem Lichte, die der Selbstsucht und dem Eigennutze fremd, den Verlockungen des Ehrgeizes und der Sinnenlust unzugänglich, die taub gegen die Drohungen und Schmeicheleien der Gewalt, nicht den Lüsten und Launen eines Ludwigs XI., eines Heinrichs VIII., eines Iwans des Schrecklichen, oder der zügellosen Menge und ihren bluttriefenden Aufwieglern und Verführern feige gedient, sondern die muthig und hochherzig für Gott und die Gerechtigkeit, für die Heiligkeit von Sitte und Gesetz gerungen und gestritten und sich und das Ihrige zum Opfer dargebracht haben. Die Erinnerung an sie ist es, die den Menschen in den Wirren und dem ihn umgebenden Jammer tröstet und aufrichtet und ermuthigt und die zugleich in unser Herz die Samenkörner einer bessern Zukunft niederlegt.

Die alten Römer hatten eine schöne Sitte: sie stellten die Standbilder ihrer Vorfahren in dem Mittelpunkt ihres Hauses auf, wo die Herdflamme brannte und wo den Schutzgeistern des Hauses geopfert wurde, damit ihr Anblick den Lebenden die Erinnerung der unsterblichen Thaten ihrer großen Todten im täglichen Verkehr des Lebens lebendig erhalte. Auch bei den Begräbnissen folgten diese Ahnenbilder gleichsam als Zeugen zum Scheiterhaufen hinaus. Ja es war eine eigene Strafe, diese Bilder nicht mehr führen zu dürfen; der Enkel hatte den Adel seines Geschlechtes entehrt; er war als ein Entarteter des Anblickes seiner ruhmvollen, um das Vaterland verdienten Vorfahren nicht mehr würdig. Titus Livius, der römische Geschichtschreiber, sagt daher auch im Eingange seiner Geschichtsbücher: wie er die Thaten der Vorfahren aufgezeichnet habe, damit durch diese Erinnerungen wie durch den Anblick jener Bilder das Gemüth der Leser zur Nacheiferung ihrer Tugenden entflammt würde und die aufwachsende Jugend sich das Bild der Altvorderen einpräge und es im Leben erneue. Wohl that dieß seiner Zeit noth; denn die Geschicke Roms eilten raschen Schrittes ihrer Erfüllung entgegen. Es folgten die Jahrhunderte der Kaiserzeit voll der unbeschreiblichsten Nichtswürdigkeit und des entsetzlichsten Jammers. Und als nun die geknechtete Welt unter der Tyrannei verworfener Lüstlinge, eines Tiberius, eines Nero, eines Caligula seufzte; als die kaiserlichen Paläste der Sitz einer ungezügelten Sittenverderbniß wurden, die das ganze Reich vergiftete und verpestete; als das Schicksal der Völker von den Intriguen zuchtloser Weiber abhing; als Feigheit und Heuchelei, Meineid, Meuchelmord, Unzucht und Giftmischerei die Tagesordnung wurden; als die höchsten Aemter des Staates und der Heere der Preis, nicht des Talentes, des Charakters, des Verdienstes, der Treue, der Ehrenhaftigkeit, sondern der Schmeichelei, der ehrlosen Niederträchtigkeit und der dienstwilligsten Ruchlosigkeit wurden; als jedes freie und männliche Wort, das die Wahrheit und die Menschenwürde nicht verrieth, als Beleidigung der kaiserlichen Majestät mit der Folter und dem Tod bestraft wurde; als eine hündische Kriecherei noch die Maske der Freimüthigkeit annahm, als bringe sie ihre Schmeicheleien aus überwallendem Herzen dar und fürchte durch ihre begeisterte Huldigung die Bescheidenheit eines Nero oder Tiberius zu verletzen; als Rom sich mit einer zahllosen Schaar nichtswürdiger Späher nnd Ankläger füllte, die ihr Gift den Ohren der Imperatoren einzischelten; als die Willkür und das Gelüste der Machthaber kein göttliches und menschliches Gesetz mehr heilig hielt; als sie selbst aber, diese Auswürflinge des menschlichen Geschlechtes, die bald viehischen Lüsten bald teuflischer Grausamkeit fröhnten, von ihren entwürdigten Unterthanen unter Todesstrafe göttliche Anbetung verlangten: — da mochte den wenigen Römern von altem Schrot und Korn, die der Stern von Bethlehem noch nicht erleuchtet hatte, kein anderer Trost mehr übrig bleiben, als sich aus der Gegenwart in die Tage einer bessern Vorzeit zu flüchten und, während das Reich in Fäulniß zerfiel und unter Feindesschwert zusammenbrach, von den Lebenden sich zurückzuziehen und mit den Bildern ihrer großen Todten zu verkehren.

Auch unsere christliche Kirche hat trotz aller blinden Bilderstürmerei, gleich den alten Römern, jene schöne Sitte nicht untergehen lassen; auch sie will uns durch den Anblick heiliger Vorbilder zu dem Höchsten begeistern und dieselben in unserem Inneren lebendig machen. Darum steht das Bild des Gekreuzigten auf jedem Altar,

er schaut auf die Gräber der Abgeschiedenen hernieder, er begegnet uns an der Landstraße, er winkt uns warnend am steilen Abgrunde, er grüßt uns zutraulich unter Laubesdunkel am stillen verborgenen Waldbrünnlein, oder thront strahlend und weitum sichtbar hoch oben auf der einsamen Alpenspitze, wo der Blick über die aufgerollten Länder unbegränzt in's Weite hinausschweift: ein Bild der allerbarmenden und freiwillig sich aufopfernden Liebe, ein Bild der von den Menschen gemordeten und glorreich auferstandenen Unschuld, ein Bild der Versöhnung und des Verzeihens, das alle Unterdrückten und Leidenden mit ausgebreiteten Armen zu sich einladet, um sie zu trösten, zu erquicken und aufzurichten; zugleich aber auch ein Bild, das uns an einen künftigen Richter und eine ewige Vergeltung mahnt. Neben dieß Bild des Heilandes stellt die Kirche noch viele andere Bilder seiner Heiligen und Märtyrer vor unsere Augen, die Gottes Lob unter den Qualen der Verfolger gesungen und Zeugniß für ihn mit ihrem Blute gegeben. Auch sie rufen uns zu: in keiner Bedrängniß zu verzagen und nicht dem eitelen Schimmer des Vergänglichen, sondern dem Ewigen und Göttlichen zu dienen, und den Frieden des Gewissens über alle Güter der Erde zu achten.

Nur zu oft haben indessen die Christen ihr Herz den Mahnungen und Erinnerungen ihrer Vergangenheit verschlossen, nur zu oft sind die Bilder ihrer abgeschiedenen Heiligen die Zeugen der Laster und Verbrechen der Lebenden geworden, so daß uns die Geschichte der Heiden nicht selten Thaten und Charaktere vorhält, die einst gegen uns im Gerichte zeugen werden und zu denen wir nur mit der Röthe heißer Scham hinanblicken können. An solchen Beispielen ist unter anderen auch die chinesische Geschichte mit den patriarchalischen Tugenden ihrer alten Beherrscher reich und wir wollen in den folgenden Blättern den Kindern der Gegenwart einige Bilder jener sagenhaften Vorzeit vor die Augen führen, daß sie sich daran spiegeln und den Tugenden dieser ehrwürdigen alten Herrscher nachstreben mögen; möge auch ihnen die Nachwelt ein gleich ruhmvolles Zeugniß ertheilen, wie ihre Gerechtigkeitsliebe ihrer Leidenschaften und Launen Herr gewesen und ihre Wahrheitsliebe den trügerischen Schein falscher Schmeichler und die Selbsttäuschung der Eigenliebe verachtet habe.

Wir entlehnen die folgenden Erzählungen selbst einem jüngst in Frankreich erschienenen Buche, das den Titel führt: „Contes Chinois précédés d'une histoire pittoresque de la Chine par Charles Richomme. Desseins de Louis Lassalle et illustrations sur bois. Paris, Louis Janet."

Ist auch in diesen Erzählungen nur von Kaisern und Ministern und hohen Würdeträgern die Rede, so sind sie dennoch gleich lehrreich für große wie für kleine Herren; denn auch der Geringste ist ein Fürst und Herrscher im Kreise der Seinen, und wäre er auch nur ein Taglöhner, dem Gott ein Kind geschenkt, oder ein Bettler, dessen ganzer Hofstaat in einem Hund oder einer Katze bestünde. In diesem seinem kleinen Kreise hat er Gelegenheit ähnliche Tugenden der Wahrheitsliebe, der Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit, der gewissenhaften Strenge und langmüthigen Sanftmuth auszuüben, wie der mächtigste Herrscher auf dem höchsten Throne der Welt. Merk's also, lieber Leser, und schau zuerst in dein eigen Herz, das ist dein Acker, den baue tapfer im Schweiße deines Angesichtes, reiße Distel und Dornen aus, und schmücke ihn mit edlen Bäumen und schönen Blumen, den Nachbarn aber laß seine Sache mit Gott und seinem Gewissen abmachen.

I.

Wie ein Fischer Minister ward.

In einer der Vorstädte der schönen Stadt Su-Tscheu, dem chinesischen Venedig, lebte ein armer Fischer, Namens Lieu, den man wegen eines Fehlers seiner Gestalt gemeinhin den Buckeligten nannte. Er war ein kleiner, thätiger und geschickter Mann, von einem fröhlichen Gemüthe und wegen seiner Trefflichkeit in der Musik und seinem Geschick beim Fischfang weiter als zehn Stunden in die Runde wohl bekannt. Auch einige Kenntniße fehlten ihm nicht und seine Nachbaren sahen ihn wie einen guten Rathgeber an.

So lebte er denn in seiner bescheidenen Stellung glücklich, indem er das Leben hinnahm, wie es sich ihm bot und an nichts dachte, als sein kleines Habe zu mehren.

Die Nacht senkte sich eben hernieder und der Mond glitzerte schon auf den gefirnisten Dächern der Stadt. Reiche Gondolen kreuzten sich nach allen Richtungen auf den Kanälen; Jeder wünschte nach der drückenden Hitze des Tages einige kühle Luft zu schöpfen. Auf den Barken, die in vielen chinesischen Städten den Armen zur Wohnung dienen, sah man zahllose Menschen, wie sie sorglos ausgestreckt und vergnüglich ihre Pfeife rauchend, das herrliche Bild ihrer Stadt Su-Tscheu bewunderten. Nur Lieu war nicht müßig. Singend machte er eine kleine Barke zurecht für eine dort sehr gebräuchliche Weise des Fischfanges.

„Der Himmel ist klar, hell scheint der Mond," sagte er von Zeit zu Zeit. „Frisch auf! die Nacht wird ergibig werden." Dann fuhr er in seinem Gesang fort.

Der nächtliche Fischfang, den er vorhatte, ist seltsam genug; nur bei hellem Mondschein ist er ausführbar. Zu beiden Seiten eines langen und schmalen Nachens befestigt man in der Länge des Schiffleins ein Brett, ohngefähr zwei Fuß breit, und weiß und sorgfältig gefirnist; so senkt es sich in einer kaum bemerkbaren Neigung auf die Oberfläche des Wassers nieder. Die Fische, die im Mondschein spielen, halten die Farbe des Brettes für die des Wassers und springen so getäuscht in den Nachen.

Der kleine Buckel war eben mit seinen Zurüstungen fertig und im Begriff abzufahren, als er von einer reichen Gondel, die an ihm vorüberfuhr, einen Ausruf vernahm:

„Der ist's! Ja der ist's!"

„Verdammtes Portrait!" fügte einer der Leute auf der Gondel hinzu, „daß ich es auch vergessen habe. Wie soll ich mich nun vergewisseren, daß er es ist. Wir müssen bis Morgen warten."

In demselben Augenblick näherte die Gondel sich dem Laden des Fischers, und der Mensch, der zuerst gesprochen und dessen Kleider einen Mann von Rang verriethen, las mit lauter Stimme auf dem Schilde: „Lieu, verkauft Fische von allen Sorten." Drunter stand die herkömmliche Versicherung Pu hu, das heißt: Er wird Niemand betrügen.

Lieu glaubte, die Herren seien Käufer, und fing darum an, seine Waaren ihnen anzupreisen: „Kaufet! gnädige Herren! kaufet!" rief er. „Nirgends werdet ihr so schöne und frische Fische finden. Nur bei Lieu könnt ihre jede Sorte haben, von der Wildente mit Kürbissen gefüttert, bis zum Kin-Yu, diesem delikaten Goldfisch, der des Kaisers Tafel ziert."

Der Unbekannte, nachdem er einige Worte in seine Brieftasche geschrieben, gab indessen seinen Gondolieren Befehl zum Weiterfahren; vorher jedoch maß er den ehrlichen Fischer mit einigen forschenden Blicken. Anfänglich wurde dieser von einem so geheimnißvollen Benehmen betroffen, beruhigte sich jedoch bald wieder mit dem Gedanken, daß er keinen Handel mit der Polizei habe und daß er mit Niemanden in Feindschaft stehe und daß die Leute der Gondel auch nicht das Ansehen von Dieben hätten. Unter diesen Betrachtungen ergriff er seine Ruder und rasch ging's fort.

Es ist zehn Uhr Morgens. Lieu, der sich ein wenig ausgeruht hat, legt mit großer Sorgfalt die Fische, die er von seinem nächtlichen Fange heimgebracht, auf nassen Blättern zurecht. Er singt seiner Gewohnheit nach ein lustiges Liedchen, während er im Kopfe den Gewinn berechnet, den ihm die Fische bringen werden. Da wird sein Kopf auf einmal roth; sein Lied verstummt. Warum? — er gewahrt auf dem Kanal in der Entfernung von einigen Schritten die Gondel von gestern. Die beiden Unbekannten fassen ihn aufmerksam in's Auge, während sie ein Papier betrachten, und der eine von ihnen ruft auf's Neue:

„Ja, er ist's. — Gewiß er ist's."

„Freilich bin ich's," entgegnet Lieu, aber in einem unzufriedenen Ton, „was wollt ihr von mir?"

Der, welcher am Abend das Schild des Fischers sich aufgeschrieben, macht, ohne ein Wort zu reden, eine höfliche Verbeugung, und die Gondel entfernt sich rasch mit mächtigem Ruderschlag.

Hiermit war die Geduld des Lieu erschöpft; er brach in Schmähreden und Drohungen aus und versicherte seine Nachbarn, er werde sich bei dem Mandarinen des Stadtviertels beklagen — als die verhängnißvolle Gondel am Ende des Kanals erschien. Ihr folgten zwei prächtig geschmückte Barken mit den kaiserlichen Farben. Mandarinen vom höchsten Range befanden sich in den Fahrzeugen, die vor dem Laden des Fischhändlers zu seiner und seiner Nachbarn Verwunderung anhielten. Ihr Erstaunen aber stieg auf's Höchste, als die Mandarinen auf die Kniee sich niederlassend und mit dem Kopf den Boden berührend vor dem kleinen Buckel ihre Reverenz — kow-tow — machten; dann nach ihren sehr bemüthigen (schin-schin) Ehrenbezeigungen, denselben einluden, ihnen zu folgen.

„Wohin denn?" fragte Lieu.

„Nach dem kaiserlichen Pallast."

Vergeblich begehrte der Fischer Aufklärungen, kehrte ein Mißverständniß vor, klagte, daß er der Spielball eines schlechten Scherzes sei. Auf ein Zeichen der Mandarinen entkleideten einige untergeordnete Beamte ihn seines leinenen Kleides und legten ihm ein Prachtgewand an. Hierauf wurde er in einer der großen kaiserlichen Barken auf das Ehrenvollste von dannen geführt. Das Gefolge entfernte sich, während die Zuschauer den fabelhaftesten Vermuthungen preisgegeben zurückblieben.

So lange Lieu mit seinen schweigsamen Begleitern dem kaiserlichen Pallaste zufährt, wollen wir unseren Lesern die Lösung dieses seltsamen Ereignisses mittheilen. Das Reich stand am Rande des Abgrundes; unwürdige Fürsten, die sich zügellos ihren lasterhaften Leidenschaften überließen, hatten den öffentlichen Schatz erschöpft und die Sittlichkeit des Volkes verpestet. Einer von ihnen ließ, wie die Geschichtschreiber berichten, ein großes Bassin in Form eines Teiches graben, und nachdem er es mit Wein angefüllt, befahl er dreitausenden seiner Unterthanen sich hinein zu stürzen. Ungeheuere Stücke gebratenen Fleisches hingen rings um den Rand des Bassins, ihren viehischen Hunger zu stillen. Der Kaiser betrachtete von seinem Throne lachend dieß scheußliche Bild von dreitausend Elenden, die in der gemeinsten Trunkenheit schwam-

men und wovon die meisten ertranken. Die Laster der Fürsten hatten die höheren Klassen der Gesellschaft zu Grunde gerichtet und die Minister überließen sich, um ihren Gebietern zu schmeicheln, allen Ausschweifungen; das Volk, welches schweigend duldete, hatte neue Hoffnung geschöpft, als es einen ehrlichen Mann den Thron besteigen sah. Der neue Fürst war von den besten Absichten beseelt; da er aber Niemand zu seiner Unterstützung in seiner Umgebung hatte, so beweinte er die Uebel, denen er nicht abhelfen konnte. Nun glaubte er in einer schlaflosen Nacht im Traume die Gestalt eines Menschen zu sehen, den ihm der Himmel zum ersten Minister bestimmt hätte. Nach seinem Erwachen ließ er mehrere Bildnisse dieses Mannes machen und gab Befehl, ihn im ganzen Reiche aufzusuchen. Dieser künftige erste Minister war nun Niemand anders, als der arme Fischer von Su-Tscheu, den die Mandarinen endlich nach mehrmonatlichen Nachforschungen entdeckt hatten.

Im Pallast angekommen wurde Lieu unter vielen Ceremonien vor den Kaiser geführt, der ihn mit allen Zeichen der lebhaftesten Freude empfing.

„Du bist es," sprach er, „den der Himmel mir gesandt hat, mich mit deinem weisen Rathe zu unterstützen. Schmeichle mir nicht! Schone meine Schwächen ja nicht! Halte dich also, daß ich die Tugenden der großen Kaiser gewinnen und in bösen Tagen die Mäßigung, die Milde, die Gerechtigkeit ihrer Herrschaft im Gedächtniß erneuern möge. Ich ernenne dich zu meinem ersten Minister. Wohlan denn! stelle die Ordnung im Reiche wieder her!"

Lieu sah nichts, begriff nichts. Unwillkührlich neigte er sich vor dem Kaiser und folgte, ohne ein Wort zu sprechen, den Großwürdeträgern, welche ihn in ein prächtiges Gemach geleiteten und sich unter den ehrerbietigsten Verbeugungen zurückzogen. Mit sich allein befühlte er sich am ganzen Leibe, um sich zu überzeugen, daß er auch wach sei; nachdem er sich vergeblich bemüht, sein seltsames Abenteuer zu begreifen, warf er sich auf's Bett mit brennendem Kopf und ganz von Müdigkeit zerschlagen.

„Es ist merkwürdig!" sagte er einschlafend, „ich habe doch heute keinen Samshu getrunken" (ein geistiges Getränke, welches die Chinesen aus dem Reis destillren).

Als der arme Fischer nach seinem Erwachen sich in einem mit Seide tapezierten Zimmer sah, geschmückt mit kostbaren Gemälden, und als seine Augen die prächtigen Kleider bemerkten, verdoppelte sich sein Erstaunen. Er lief an die Thüre und sah im Vorsaal alle Großen des Reiches, die sich ehrfurchtsvoll vor ihm verneigten.

„Es ist also kein Traum!" schrie er.

„Es ist dem ersten Minister gestattet, vor dem Kaiser zu erscheinen," sagte ein Mandarine, „wir, seine Collegen, wir erwarten ihn."

Der Rath versammelte sich und berieth sich über die Mittel, dem Lande seine Ruhe und seinen Wohlstand zurückzugeben. Lieu, dem manche Kenntnisse nicht fehlten und der besonders einen gesunden Mutterwitz besaß, hörte nur mit dem größten Unwillen die zweideutigen Redensarten seiner Amtsgenossen, die das Elend des Staates zu verbergen suchten, oder von denen einer dem andern die Schuld der schlechten Staatsverwaltung zuschob. Als ein Mann aus dem Volke, der sein Brod mit seiner Hände Arbeit gewann, konnte der arme Fischer die Lügen unfähiger und nichtswürdiger Minister nicht ertragen, und als der Kaiser nun seine Meinung zu wissen begehrte, schilderte er mit lebhaften Farben das düstere, aber wahre Bild des Landes, wie es von Steuern erdrückt und den Räubereien der Mächtigen preisgegeben, seine einzige Hoffnung auf den Kaiser gesetzt habe. Er griff mit ganz besonderer Heftigkeit das Betragen der Beamten an, die einzig nach hohen Stellen trachteten, um sich dann allen Ausschweifungen hinzugeben.

„Der Friede und die Verwirrung, sprach er, hängen von den Ministern ab. Die Aemter dürfen nicht solchen anvertraut werden, die nur ihren Leidenschaften dienen, sondern, die derselben Meister sind. Ehren gebühren allein den Weisen und nicht den Bösen." — „Und das eben ist der Grund," fiel der Kaiser ein, „warum ich dich aus niederem Stande zu der höchsten Würde des Reiches erhoben habe. Gut denn! Ich bin mit dir zufrieden."

Hierauf nahm er ihn auf die Seite und erzählte ihm, durch welchen wunderbaren Zufall er, der buckelige Lieu, zu Hof berufen worden. Lieu wandte ein, er habe keinen hinlänglichen Unterricht erhalten und daß er sich nicht der Verwaltung eines Reiches fähig halte. Der Fürst jedoch, zufrieden mit dem gesunden Verstande und der Bescheidenheit seines neuen Ministers, gab ihm den Befehl, das Heft der Gewalt zu Handen zu nehmen, und sich desselben mit Nachdruck zu bedienen.

Alles gewann alsbald eine andere Gestalt. Lieu, Tag und Nacht beschäftigt, und die Berichte über das Betragen jedes Mandarinen unermüdet untersuchend, gab der Verwaltung neues Leben, indem er die Betrüger verstieß und schonungslos strafte und sich mit ausgezeichneten Männern umgab, die bisher in der Dunkelheit ihres Standes verborgen geblieben. Begreiflich konnte diese Strenge den Höflingen nicht gefallen; es bildete sich eine mächtige Partei gegen den verdammten Buckel, der keinem Oberen erlaubte seine Untergeordneten zu berauben. Der Minister verfolgte jedoch, unbekümmert um Spöttereien und Murren, sein Ziel, und fand hinreichenden Trost in den Segenswünschen des Volkes.

Eines Abends, als er verkleidet in der Stadt spa-

zieren ging, bemerkte er, daß die Thorwache, trotz dem Befehl, nach der bestimmten Stunde dennoch Jedem das Thor öffnete. Dieser Mißbrauch war um so gefährlicher, da man jeden Augenblick einen Angriff von Seiten der „rothen Augenbrauen“ befürchtete, eine Bande von Räubern, die das Land aussaugten und die sich so nannten, weil sie sich die Augenbrauen als Erkennungszeichen roth färbten. Lieu gab sogleich Befehl, daß den Verordnungen Folge geleistet würde, und bedrohte die Zuwiderhandelnden mit scharfen Strafen.

Einige Tage später geschah es, daß der Kaiser, der auf die Jagd gegangen war, die Abendmahlzeit so lange verzögerte, daß die Thore schon geschlossen waren, als er vor der Stadt erschien. Es traf sich nun gerade, daß sein erster Minister in demselben Augenblicke, wo die kaiserliche Leibwache an eines der Thore klopfte, über die Wälle ging, um seine gewöhnliche Runde zu halten. Er trat vor und fragte: wer noch so spät herein wolle. „Der Kaiser,“ erwiderte mit trotziger Stimme ein Soldat, der den Minister nicht erkannte. „Der Kaiser,“ entgegnete Lieu, „ist den Gesetzen unterworfen, so gut, wie der niedrigste seiner Unterthanen. Die Thore zu so später Stunde zu öffnen, ist gegen die Vorschriften; der Kaiser wird nicht herein kommen.“

Das Entsetzen der Hofleute war nicht gering; sie betrachteten einander voll Erstaunen über das, was sie die Unverschämtheit eines Parvenüs nannten, während der Kaiser ungeduldig seinem Pferde die Sporen gab und vor ritt, die Ursache der Verzögerung zu erfragen. Man hinterbrachte ihm die Antwort des Ministers noch mit einigen Uebertreibungen. Der Fürst wurde bleich vor Zorn und befahl auf's Neue, an das Thor zu klopfen. Die Wache aber gab zur Antwort, der Versuch sei vergebens, bei aller Ehrfurcht vor dem Oberhaupte des Reiches werde sie das Thor dennoch nicht vor der vorgeschriebenen Stunde öffnen.

„Wohlan denn!“ sprach der Kaiser mit bitterem Lächeln, „wenn die Wachen der übrigen Thore die Befehle meines Ministers eben so genau erfüllen, so werde ich gezwungen seyn, entweder nach meinem Jagdschloß zurückzukehren oder unter freiem Himmel zu übernachten.“

Lieu hatte unterdessen seine Runde fortgesetzt und den Offizieren der drei übrigen Thore befohlen, die Thore Niemanden zu öffnen, auch nicht dem Kaiser. Sobald jedoch der erste, an den man sich wandte, beim Schein der Fackeln den gelblich-rosenfarbenen Sonnenschirm des Kaisers mit dem goldenen Drachen darüber erkannte, wagte er keinen Widerspruch, und das Thor wurde geöffnet. Man erzählt sich sogar, er habe die baldige Ungnade des Ministers schon geahnt und sei daher froh gewesen, durch diesen Ungehorsam seinen Feinden seine Ergebenheit zu bezeigen.

Alle, welche den Lieu haßten und ihre Zahl war groß — denn in China, wie in Europa, finden Talent und Tugend unglücklicher Weise nur allzu viele Verfolger — alle Mandarinen, die wegen ihrer schlechten Aufführung Strafe erlitten hatten, oder die eine verdiente Züchtigung fürchteten, waren in der größten Freude. Der Kaiser hatte beim Eintritt in seinen Pallast seinen Unwillen über Lieu geäußert; es war klar, daß am folgenden Tag den gestrengen Minister die allerhöchste Ungnade treffen werde. Demnach war die Zahl der Anwesenden bei der Audienz des Kaisers ungeheuer. Sobald der kleine Buckel in den Saal trat, richteten sich alle Blicke auf ihn. Ruhig und unbekümmert, wie ein Mann, der das Bewußtseyn hat, seine Pflicht erfüllt zu haben, nahm er seinen gewohnten Sitz ein, ohne die Bekümmerniß seiner Freunde, noch die Freude seiner Feinde zu beachten. Der Fürst, sobald er Lieu bemerkte, zog seine Augenbrauen ein wenig zusammen; allein er sagte nichts und beantwortete mit einem Zuwinken der Hand die ehrfurchtsvolle Verbeugung (kow-tow) des Ministers. Während der ganzen übrigen Audienz schien er sehr aufgeregt: sollte er den Lieu strafen, weil er so strenge die Vorschriften befolgt und sollte er sich, indem er also seinem Stolz Genüge leistete, der Dienste eines Mannes berauben, der das Reich mit solchem Glanze verwaltete. Das war der Kampf, den in seinem Innern die Gerechtigkeit und die verletzte Eigenliebe mit einander stritten. Der Hof harrte ungeduldig auf die Entscheidung. Die Audienz sollte endigen und der Kaiser hatte noch immer kein einziges Wort an Lieu gerichtet, als dieser vor ihn hintrat.

„Gestern Abend,“ sprach er, „hat ein Offizier einer Thorwache die strengen, aber zur Sicherheit des Reiches unumgänglich nothwendigen und vom Kaiser selbst bestätigten Vorschriften verletzt; er hat das Thor vor der vorgeschriebenen Stunde geöffnet, statt das weise Verfahren einer andern Wache zu befolgen, die ihrem Befehle gehorchte. Es gebührt sich, daß der eine gestraft, der andere belohnt werde; dieß der Vorschlag, den ich dem Kaiser vorlege; denn Niemand darf über den Gesetzen stehen und ein Reich ist übel verwaltet, wenn die Beamten ihr Betragen von den Launen des Souverains abhängig machen.“

Das Erstaunen war auf allen Gesichtern gemalt! Was wird der Kaiser thun? Gab er den Forderungen des Ministers nicht nach, so mußte dieser sich zurückziehen; sein wohlbekannter Charakter ließ hierüber keinen Zweifel zu. Somit erwartete Alles ängstlich die Antwort des Fürsten, der in Nachdenken versunken mit zerstreuten Blicken den kleinen Buckel betrachtete, der zu seinen Füßen kniete.

Endlich erhob er sich und sprach mit leicht bewegter Stimme:

„Der weise Lieu hat recht. Das Gesetz muß geachtet sehn; und wer soll das erste Beispiel dieser Achtung geben, wenn nicht der Kaiser. Ich befehle, daß der Offizier der Wache, der mir gestern das Thor geöffnet, seiner Stelle entsetzt werde; was den betrifft, der seine Pflicht erfüllte, so wird meine kaiserliche Gnade ihn nicht vergessen."

Kaum hatte der Fürst seine Rede geendet, als die Höflinge den Minister umgaben und ihn ihrer Anhänglichkeit versicherten und wegen seines Betragens beglückwünschten. Ihrer Weise nach bezeugten sich hierbei die Feinde des Lieu am eifrigsten. Er aber empfing mit seiner gewohnten Ruhe ihre Schmeicheleien, deren Werth er kannte; doch hatte er mit Vergnügen die Antwort des Kaisers vernommen. Dieser Entscheid ehrte den Monarchen, und Lieu war von dem an seines mächtigen Beistandes gewiß. Nichts störte seitdem die Eintracht zwischen beiden, und Dank der weisen Verwaltung des Ministers, der Name des Fürsten wurde überall, wie der des Vaters seines Volkes, gefeiert.

Beim Tode des Kaisers faßten die Feinde des Lieu wieder Muth, und ihren Intriguen gelang es, daß der neue Fürst den großen Minister fallen ließ. Lieu empfing die Nachricht seines Sturzes unbekümmert; er sah, sein Rath würde doch nutzlos sehn, oder übel gedeutet werden. Er zog sich daher nach Su-Tscheu zurück, in die frühere Verborgenheit seines Standes. Er starb dort fast in Dürftigkeit, von den großen Herren, deren Gebieter er gewesen, gänzlich verlassen; allein das Volk, das nicht undankbar ist, vergaß nie den Minister, der dem Reich seine Ruhe und seine Wohlfahrt zurückgegeben, und wenn eine neue Steuer ihnen ihr letztes Stück Brod entriß, so sprachen sie seufzend: „Ach! so ging es nicht her zur Zeit des kleinen Buckels."

II.

Wie ein Fürst seine wahren und seine falschen Freunde prüfen und kennen lernen kann.

An einem schönen Frühlingsmorgen luftwandelte der alte Kaiser Schun in seinem kleinen Hofgarten, mit dem Mandarinen Yu, seinem ersten Minister. Yu war von niederer Herkunft und hatte sich durch sein eigenes Verdienst zu den höchsten Würden emporgeschwungen. Beauftragt den Verheerungen abzuhelfen, welche die beiden großen Flüsse des Reiches angerichtet, hatte er sich dieses Geschäftes mit einem Eifer und einer Gewandtheit entledigt, die seinem Namen die Gunst des Volkes gewonnen. Man sagt, es bestehen noch bis auf den heutigen Tag einige Ueberreste dieser ungeheueren Flußbauten, welche er vor mehr als viertausend Jahren errichtete. Der Kaiser und der Minister spazierten in einfachen Linnenkleidern, Schritt vor Schritt, in ihre Betrachtungen versunken und schweigend der ersten wohlthätigen Sonnenstrahlen sich erfreuend. Schun blieb plötzlich stehen und seine zitternden, vom Alter gefurchten Hände zum Himmel erhebend, rief er seufzend:

„Ach! welch eine Last ist die Herrschaft! welche Sorgen knüpfen sich an eine weise Regierung! Dem Volke die Güter der Erde verschaffen, es vor allem Schädlichen bewahren und vor Allem es tugendhaft machen, das sind die ersten Pflichten eines Fürsten; und ich, kann ich mir schmeicheln, daß ich sie erfülle? — Ruhe und Frieden im Lande aufrecht halten, ein aufmerksames Auge auf Alles haben, die Armen und die Unglücklichen nicht im Stiche lassen, weise und verdienstvolle Menschen aus ihrer Verborgenheit emporziehen, das sind die Vorschriften, welche mein ehrwürdiger Vorfahre, der Kaiser Yao, befolgte, und ich, war ich so glücklich ihm hierin nachzufolgen, wenn auch nur sehr von ferne?" —

„Das Reich ist trefflich verwaltet," sagte jetzt der erste Minister, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, „allenthalben erschallt das Lob Schuns."

„Ich täusche mich nicht, mein getreuer Yu. Niemals werde ich vom Volke geliebt werden wie es Yao war. Eines Tages, da er allein und unbekannt über einen öffentlichen Platz schritt, hörte er die Kinder, wie sie folgende Worte sangen:

Von allen, die erleuchtet und beherrscht das Reich,
Kömmt dir, o Yao! wahrlich keiner gleich;
Wer dich, den Weisesten, nicht sah, hat nichts gesehen,
O möchte Jeder deine Wege gehen.

Wehe! daß man von mir nicht das Gleiche sagt."

„Die Schmeichelei ist die giftigste aller Schlangen," entgegnete Yu, „allein jeder Zeit bin ich dir als meinem Herren und Meister die Wahrheit schuldig. Gut denn, sowohl die Mandarinen wie das Volk unterlassen es nicht, dir Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Du bist geliebt wie ein guter Kaiser, und gesegnet sei der Tag, an welchem Yao dich zu seinem Nachfolger berief. Möge ich augenblicklich sterben, wenn mein Mund nicht die Wahrheit spricht!"

Yu sprach diese Worte in einem so zuversichtlichen und eindringlichem Tone, daß der alte Kaiser seine Thrä-

nen nicht zurückhalten konnte. Er reichte seine Hand seinem ersten Minister und dieser küßte sie ehrfurchtsvoll.

„Ich habe alles Vertrauen zu dir, mein guter Rathgeber," fuhr Schun nach einigen Minuten des Schweigens fort. „Wie du weißt, so war es immer mein innigstes Verlangen so viel wie möglich das Beispiel des Yao nachzuahmen und mein mangelnder Eifer war nicht Schuld daran, wenn die Gesetze nicht streng befolgt wurden. Allein der Kaiser ist nur ein Mensch; er kann nicht selbst Alles sehen, und obwohl er kräftig von seinem getreuen Yu unterstützt ward, so wurden dennoch ohne Zweifel viele Ungerechtigkeiten begangen."

„Allein prüft unser weiser Gebieter nicht selbst alle drei Jahre das Betragen seiner Beamten? Hat er kein Vertrauen in die Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit seiner Mandarinen?"

„Das ist es eben, was mich am meisten besorgt macht; gerade das ist's, was mich in der Nacht beunruhigt und während des Tages traurig macht. Der Kaiser ist für das Betragen seiner Beamten verantwortlich; allein trotz seiner Achtsamkeit finden sich gewiß solche darunter, die des Vertrauens ihres Monarchens unwürdig sind. Der Spruch eines Weisen lautet: „Zögere nicht, die von dir zu entfernen, deren Sitten verderbt sind und die vor keiner Ungerechtigkeit zurückbeben." Allein wie sind die guten und die bösen Diener zu unterscheiden? Das Laster verbirgt sich unter der Maske der Heuchelei? Wird mein treuer Rathgeber mir ein Mittel verrathen, die Wahrheit zu erkennen?"

„Das Laster ist häufig schlauer als die Tugend," erwiederte der Mandarin, „allein nichts entgeht dem Scharfblick des Gebieters."

Schun und Yu setzten ihren Spaziergang fort, indem sie diese schwere Frage weiter verhandelten; allein sie konnten keine Lösung finden, und der Kaiser wollte sich eben zurückziehen, als ein Gedanke in dem Geiste seines ersten Ministers aufblitzte.

„Das Mittel ist leicht," rief er, „die von deinen Dienern zu erkennen, die wahrhaft Freunde der Gerechtigkeit sind. Ich kann mich aber in diesem Augenblick nicht darüber erklären, denn das Volk strömt zur kaiserlichen Audienz herbei; allein Morgen, so hoffe ich, wird die Wahrheit den Augen des Kaisers einleuchten."

Der Plan des Yu war höchst einfach und ermangelte nicht der Eigenthümlichkeit. Der Kaiser sollte einen seiner tugendhaften Räthe in Ungnade fallen lassen. Die, welche den Muth hätten ihn zu vertheidigen, die, welche niederträchtig genug wären, einen Unschuldigen zu verfolgen, würden auf diese Weise ohne allen Zweifel ihre guten und ihre bösen Gesinnungen enthüllen.

Am folgenden Morgen, um die eilfte Stunde, saß Schun umgeben von seinen neun Ministern, seinen obersten Mandarinen und anderen hohen Beamten des Reiches unfern des Fensters seines Audienzsaales, als er einen Mann der unteren Klasse im Zustande der Trunkenheit über den öffentlichen Platz gehen sah. Dieser häßliche Anblick erzürnte ihn.

„Das noch!" schrie er, „und doch habe ich Jedem mit der Bastonade gedroht, der sich solcher Ausschweifung schuldig machen würde. Allein meinen Befehlen wird nicht mehr gehorcht, und meine Minister unterlassen es, den Gesetzen die gebührende Achtung zu verschaffen."

Die Höflinge sahen einander erschrocken an und beobachteten das tiefste Schweigen. Der Kaiser fuhr in scharfem Tone fort:

„Wo ist der Minister, dem die Aufsicht über die Musik obliegt? Warum befindet er sich nicht bei uns?"

„Kuei ist krank," entgegnete der erste Minister, „er konnte nicht länger bei der Audienz des Kaisers verweilen."

„Auch er erfüllt seine Pflichten nicht; ich habe ihn an die Spitze eines wichtigen Ministeriums gestellt; es war mein Wille, er sollte die Kinder der Prinzen und der Großen in der Musik unterrichten; allein er kümmert sich um meine Befehle nicht und die Kinder lernen nichts."

„Kuei ist indessen sehr unterrichtet und sehr geschickt im Spielen der Instrumente," sagte Tschui, der Vorsteher der öffentlichen Arbeiten.

„Was dieser Mensch weiß," entgegnete ernst der Kaiser, „ist nichts in Vergleich zu dem, was er nicht weiß. Uebrigens hat Kuei sich Reden erlaubt, die man aus seinem Munde nicht hören sollte. Menschen von einer bösen Zunge sind mir äußerst zuwider, sie säen Zwietracht aus und schaden ehrlichen Leuten. Warum hat der Minister der öffentlichen Censur mich nicht hierauf aufmerksam gemacht?" Der Mandarine Lung, mit diesem wichtigen Amte betraut, eilte sich zu entschuldigen: Kuei sei ihm, sagte er, in der That seit einiger Zeit schon verdächtig erschienen, allein er habe an solche Vermessenheit nicht glauben können.

Die Zuschauer waren über diese unerwartete Wendung auf's höchste bestürzt. Alle richteten ihre Augen auf Yu und suchten die Ansicht des ersten Ministers zu erforschen und den Weg, welchen er in einer so zarten Sache einschlagen würde. Yu blieb inzwischen theilnahmlos. Der Kaiser aber, der sich heftig erzürnt stellte, verfolgte den unglücklichen Kuei, der von dem über seinem Haupte losgebrochenen Sturm nicht das Mindeste ahnte, mit seinen Drohungen.

Der Vorsteher der Musik genoß in dem ganzen Reiche der höchsten Achtung, die er sich nicht minder durch seine Rechtlichkeit und die Geradheit seiner Gesinnung wie durch seine Talente verdient hatte. Das Erstaunen

der Höflinge, ihn dem Zorne des Kaisers preisgegeben zu sehen, war daher sehr begreiflich; allein die Meisten von ihnen suchten nicht einmal ihren Amtsgenossen zu entschuldigen, der das Opfer infamer Verläumdungen feiler Angeberei seyn konnte. Der Gebieter hatte gesprochen; dieß genügte ihrem Knechtssinne. Es galt nun, wer die meisten Steine auf den in Ungnade gefallenen Minister werfen würde.

Kuei ist ohne Zweifel ein Mann von Talent, sagte der eine, allein er ist überaus stolz; in seinen Gesprächen schont er nichts, nicht einmal die kaiserliche Majestät! — Er ist nicht der einzige in dem Reiche, der den Vorstand über die Musik führen könnte, fügte ein anderer hinzu. Und sein Betragen, ist es über allen Tadel erhaben? Er ist jedem Verdienste neidig. Er hält sich für geschickter in der Musik als den erlauchten Schun selbst.

Dieser letzte Vorwurf wurde mit besonderem Nachdruck wiederholt. Man wußte, daß der Kaiser sich nicht ohne Grund seiner musikalischen Kenntniß rühmte; er hatte eine große Anzahl von Hymnen componirt, die bei den Feierlichkeiten des Staates und beim Gottesdienst gesungen wurden.

Der Unwille des Kaisers schien sich mit der Zahl der Ankläger des unglücklichen Kuei zu steigeren. Nur Yu und seine Amtsgenossen, mit Ausnahme des Justizministers und des Vorstandes der öffentlichen Censur, vertheidigten allein den Vorsteher der kaiserlichen Musik. Der alte Kaiser wies sie mit unwilliger Härte zurück. Die Gegner des Kuei triumphirten und Jeder theilte sich schon in die Beute des besiegten Feindes. Der erste Minister, ein vertrauter Freund des Vorstehers, spielte seine Rolle mit um so größerer Zuversicht, da er den Ausgang des Spieles schon kannte; er nahm daher nochmal mit Nachdruck das Wort zu Gunsten des Angeklagten, als Schun ihm mit zorniger Stimme erwiederte:

„Es war mein Wille, der dich zum ersten Minister des Reiches machte; in dieser Eigenschaft hast du auf mein Wort zu hören und ihm auf der Stelle zu gehorchen."

Hierauf zum Justizminister sich wendend:

„Kao-Yao! ich habe dich zum obersten Richter ernannt; dir steht es zu, Verbrechen und Missethaten zu bestrafen. Der Vorsteher Kuei soll von deinen Untergebenen festgenommen und nach den Gesetzen des Reiches gerichtet werden. Fort und gehorche!"

Kao-Yao, der die Stelle eines Vorstehers der Musik für seinen Sohn wünschte, entfernte sich sogleich, und die übrigen Höflinge folgten ihm, die einen voll Freude über den Sturz des Kuei und in die Träume ihres Ehrgeizes versunken, die andern ebenso bestürzt als bekümmert über die Ungnade ihres Freundes und entschlossen Alles anzuwenden, um dem Kaiser die Augen zu öffnen.

In dem Augenblick, als der Hof sich zurückzog, warf der Mandarin Fang-tsi, Vorstand des Ministeriums der himmlischen Angelegenheiten, ein Greis mit weißem Barte, und seiner Tugenden wegen in ganz China geehrt, sich zu den Füßen des Kaisers nieder.

„Gnade! erhabener Herrscher!" rief er, „Gnade! wenn nicht für ihn selbst, an dessen Unschuld ich inzwischen glaube, so doch zum mindesten für sein Weib und sein Kind. Ich rufe deine Gerechtigkeit an. Könnte Schun die Vorschriften des großen Yao vergessen?"

Der Kaiser hob sehr gerührt den alten Mandarinen auf und zeigte ihm mit dem Finger, ohne ein Wort zu sprechen, die Thüre des Saales. Fang-tsi verbeugte sich mit thränenden Augen und folgte seinen Amtsgenossen. Schun von Schmerz erdrückt, warf sich auf das fürstliche Sopha von kostbarem Holze aus der Landschaft King. Er hob die Arme gen Himmel, und seinen Minister, der wieder zurückgekehrt war, mit einem Blicke voll Kummer und Niedergeschlagenheit anblickend, sagte er:

„Nun sprich, Yu! hättest du an so viele feige Niederträchtigkeit glauben können? Von hundert seiner Freunde haben kaum fünf oder sechs gewagt, ihn zu vertheidigen, und unter seinen Anklägern sind sogar zwei seiner Amtsgenossen!"

„Dieß ist eine traurige Erfahrung," erwiederte der Mandarine. „Warum sich aber wundern? Der Lasterhafte kennt nur seinen Vortheil, in diesem Augenblicke ist die Beraubung des Kuei sein Sinnen und Trachten."

„Sein Erwachen wird aber schrecklich seyn; ich schwöre es bei dem heiligen Namen der Lui-tseu, ich werde nach guter und strenger Gerechtigkeit mit den schlechten Menschen verfahren, die den Unschuldigen verdammen, ehe sie ihn gehört haben. Allein ich will meinen Unwillen noch aufschieben."

Das Gerücht von der Ungnade des Kuei verbreitete sich alsbald in der Stadt. Die Schlechten, die Ehrgeizigen, die Neidischen freuten sich über dieses Unglück, die Rechtschaffenen und an ihrer Spitze Fang-tsi geleiteten den Vorsteher der Musik bis zu dem kaiserlichen Gefängniß und kehrten zurück, um seiner Familie mit Trostworten zuzusprechen. Die Ersteren verdoppelten ihre Verläumdungen gegen Kuei und priesen mit lauter Stimme die Weisheit des Monarchen; die Letzteren riefen die Gerechtigkeit des getäuschten Kaisers an, indem sie sich für die Unschuld des Mandarinen verbürgten.

Kaiser Yao, der Vorgänger des Schun, hatte an das äußere Thor seines Pallastes eine Tafel aufhängen lassen, auf welche alle Chinesen ihre Ansichten schreiben konnten, welche sie dem Staatswohle für zuträglich hielten. Schun hatte diese bewundernswerthe Einrichtung beibehalten. Demnach wurde diese Tafel mehrere Tage hindurch mit Bemerkungen wider oder für Kuei bedeckt.

Dem Kaiser ergebene Beamte zeichneten sich insgeheim die Namen der Ankläger und Vertheidiger auf. Diese Anzeigen waren für den Oberrichter bestimmt, der die Sache des ehemaligen Ministers führte.

Am Morgen des Tages endlich, an welchem das Urtheil gefällt werden sollte, kamen seine Frau und seine Tochter Ta-ki, ein schönes Mädchen von vierzehn Jahren, und knieten zu den Füßen des kaiserlichen Thrones. „Gnade!" rief die Mutter halbtodt und das Kind richtete seine weinenden Augen zu dem alten Kaiser und wiederholte mit zitternder Stimme: „Gnade für meinen Vater!"

Der Anblick dieser beiden armen Opfer erschütterte den Kaiser. Er wandte sich zu seinem ersten Minister, von neuem zu fragen: ob es nicht Zeit sei, die Wahrheit kund zu machen. In diesem Augenblicke jedoch trat der Justizminister an der Spitze des Gerichtes vor. Den Richtern folgte Kuei mit Ketten beladen, von Soldaten umringt; aber mit einem Ausdruck, der die Ruhe der Unschuld zeigte. „Ihr Frauen!" sprach der Kaiser mit einer Stimme, der er einen strengen Ton zu verleihen suchte, „zieht euch zurück. Unter dem Reiche des Schun muß die Gerechtigkeit ihren Lauf haben für den Mandarinen sowohl, wie für den Untersten des Volkes." Hierauf an den Oberrichter sich wendend: „Kao-Yao! und ihr alle, ihr Spender meiner höchsten Gerechtigkeit! wenn ihr den Kuei für schuldig haltet, welche Strafe soll ihm zu Theil werden?"

Eine unermeßliche Menge drängte sich in den weiten Hof, in dessen Hintergrund sich der kaiserliche Thron unter einem Schoppen von Holz und Erde erhob. Das tiefste Schweigen herrschte in Mitte der Menge, als der Oberrichter mit lauter aber zitternder Stimme sprach: „Der Kaiser geruhe den Kuei zur Strafe des Stockes, zur Einziehung seiner Güter, zur Verbannung zu verurtheilen; Kuei stieß verdammliche Reden gegen den himmlischen Schun aus, darum werde er gestraft, denn er ist schuldig." —

Die Volksmenge bewegte sich murrend; man hörte schreckliche Rufe; das Weib und die Tochter des Kuei sanken ohnmächtig nieder. Der Mandarine erblaßte und vergoß einige Thränen; dann aber seiner Schwäche sich schämend erhob er das Haupt und blickte den Kaiser mit ruhiger Miene an.

Schun, gestützt auf seinen ersten Minister, stand aufrecht da, mit funkelnden Augen, mit glühendem Gesichte und die rechte Hand im Zorne bewegend, rief er mit lauter Stimme:

„Nein! nein! er wird nicht gestraft werden, denn er ist nicht schuldig. Ha, ihr unwürdigen Räthe, die ihr den Unschuldigen auf das Wort eueres Gebieters straft, ohne Beweise, ohne Gewissen, einzig um euerem Haß und euerem Ehrgeiz zu fröhnen. Fort mit euch! für immer aus meinen Augen! der Kaiser wird in seiner Milde euch keine andere Strafe auferlegen."

Und indem er sich zu den Mandarinen wandte, die ihn umgaben:

„Ein Monarch kann sich irren; darum ist es an seinen treuen Räthen, ihm seinen Irrthum zu zeigen, selbst dann, wenn sie sich seinem Zorne aussetzen. Denn begeht er Ungerechtigkeiten, an wen sollen sich die Völker halten? Was dich betrifft, Kuei! wenn ich dich zu dieser Prüfung auserwählt habe, so geschah es, weil ich deiner Unschuld gewiß war; allein eine Vergütung gebührt dir von Rechtswegen. Höre, was der Wille des Kaisers ist: Huan-teu dein Bruder und eure nächsten Verwandten werden die Aemter der Mandarinen Fang und Kao-Yao und der andern treulosen Räthe, die ich eben verstoßen, einnehmen. Deine Tochter wird den jungen Li heurathen, den Sohn meines innig geliebten Yu, und du selbst, du sollst der erste Minister des Reiches seyn."

Die Menge verbeugte sich zur Erde und die Lüfte erschollen vom Freudengeschrei. Der Kaiser gebot mit einem einzigen Worte Schweigen und indem er die Hand des Mandarinen Yu faßte, trat er vor, an den Rand des Balkones.

„Es geziemt sich, daß heute ein Jeder nach seinen Werken belohnt werde. Der Kaiser straft die bösen Räthe, allein er vergißt nicht seine treuen Diener. Mein hohes Alter und meine Kränklichkeit gestatten mir nicht mehr, den Angelegenheiten meinen ganzen Eifer zu widmen. Yu! du hast dem Reiche große Dienste geleistet; du hast seine Länder gegen furchtbare Ueberschwemmungen geschützt und trotz dem Glanze, der sich an deinen Namen geheftet, bist du immer bescheiden geblieben und hast dich nicht der Last der Arbeiten entzogen; wahrlich! dieß ist keine geringe Tugend. Darum geselle ich dich, weil ich keinen andern, der dir vergleichlich wäre, kenne, mir zum Genossen der Herrschaft bei. Ich selbst bin nur der Sohn eines armen Bauern; der weise Yao hielt mich nicht für unwerth sein Nachfolger zu werden; du hast aber so viele Ansprüche, wie ich, auf den kaiserlichen Thron. Yu! ich will nicht, daß du die Würde, zu der ich dich berufe, ausschlägst."

Noch am selben Tage wurde Yu in dem Saale der Vorfahren, in Gegenwart des Volkes und der obersten Würdeträger, verkündet. Er regierte während einiger Jahre das Reich im Namen des Schun und nach dem Tode seines Wohlthäters fiel ihm die Herrschaft allein zu. Sein Name lebt noch in geehrtem Andenken bei den Chinesen, die ihn als einen ihrer größten Herrscher rühmen.

Der Mensch und die Welteitelkeit.

Nach dem persischen Dichter Feridoddin Attar übersetzt von Tholuck, in seiner „Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik. Berlin, Dümmler 1825.“ Seite 273.

Du bist der Fuchs, der trotz der List bethöret
In's Wasser fiel, wie uns die Fabel lehret.
Behend ein Fuchs ob Berg und Thal einst rannte,
An einen Brunnen plötzlich er sich wandte.
Den Kopf er senkte in den Brunnen nieder,
Da schien ein zweiter Fuchs im Brunnen wieder.
Nun thät den Finger an die Nas' er legen,
Begann mit jenem Fuchs Gespräch zu pflegen.
Er winkt und grüßt, auch jener grüßet munter:
Ei! ei! er spricht, ich muß zu ihm hinunter!
Gern möcht' zu ihm er zum Besuche eilen,
Drum stürzt er plump hinein sich ohn' Verweilen.
Doch als er angelangt im Brunnen unten,
Hat keinen Fuchs er als sich selbst gefunden.
Schnell wollt' er gern heraus nun wieder springen,
Doch aufwärts wollt' es nicht so leicht gelingen.
Geplätscher macht er viel und gräulich schreit er:
Ich Thor, er schrie, ich dacht' ich wär' gescheiter,
O weh, daß ich mich nicht in Acht genommen,
He da, will Niemand mir zu Hilfe kommen?
Doch ach! hier hilft wohl weder Schrei'n noch Bitten,
Mein Geist ist schier mir aus der Hand geglitten.
Wohl viel die Aeuglein nach dem Rand er wandte,
Und viele Seufzer er nach Oben sandte:
Doch plötzlich zog das Wasser ihn hinunter,
Mit lautem Schrei ging er im Wasser unter. —
Dem Füchslein du, o Menschenkind, gar gleich bist,
Des Teufels Brunn der Brunnen dieser Welt ist;
Im Wasser sahst dein eignes Schattenbild du,
Auf diesen Schatten stürzest du in Hast zu.
Wohl dem der schnell an's Tageslicht hinauf flieht,
Eh' in die Tief' der Strudel ihn hinabzieht.

Münchener Bilder und Spaziergänge.

Alte bayerische Chroniken und Geschichtschreiber lagen auf meinem Tische: die Werke von Oefele, von Adlzreiter, Brunner, Welser, Melchelbeck; dazwischen lagen Turnirbücher, Pilgerbücher und Länderbeschreibungen. Ich blätterte in den großen und kleinen Bänden; manche Bilder der Vorzeit schwebten an meinem Geiste in buntem Wechsel vorüber, manche Erinnerungen wurden geweckt. Beim Leben Herzog Wilhelms V. hielt ich inne; die Hochzeit des jungen Fürsten mit Renata von Lothringen und die prachtvollen Feste jener Tage zogen mich an.

Ich sah das alte herzogliche München mit seinen Wällen, Gräben und Thürmen, seinem Hof, seinem Adel, seinen Prälaten, seinen Bürgern und Ständen in festlichstem Schmuck; mir erschien ein Bild des alten Deutschlands, des alten Reiches und seines alten Reichthumes und seiner früheren Herrlichkeit, wie Deutschland ehemals gewesen, ehe es durch die Gräuel und Verheerungen des dreißigjährigen Krieges in den Abgrund der Zwietracht, der Entkräftung, der Armuth, der Schmach und des Elendes gesunken, eine Beute der Fremden, eine traurige Wüstenei, kaum mehr ein bleicher, kraft- und blutloser Schatten dessen, was es war.

Festgeläute, Trompeten und Pauken, und Hörnerschall und der Donner des Geschützes erfüllte die Straßen der Stadt. Aus Deutschland, aus Frankreich, aus Italien, aus Spanien strömten die Fürsten oder ihre Stellvertreter herbei; der Kaiser schickte den Großmeister von Deutschland, der Papst den Kardinal Bischof von Augsburg; mit den österreichischen Erzherzogen Ferdinand und Karl und dem Erzbischof von Salzburg und vielen anderen Fürsten und Fürstinnen erschien die Blüthe des gesammten Adels süddeutscher Lande, die Abgeordneten der freien Städte Nürnberg und Augsburg „die unter des Reiches Schirm, Schutz und Frieden genießen.“ Prachtvoll geschmückt halten die Fürsten und Prälaten, viele ausgezeichnete Staatsmänner und sieggekrönte Feldherren, Tag für Tag, in langen Zügen ihren Eintritt in die hochzeitliche Herzogsstadt.

Da endlich ist der Tag der Ankunft der lotharingischen Braut gekommen. Am 21. Februar in frühester Frühe, während ein rauher Nordwind die altbayerische Hochebene und die Berge allum mit Schnee bedeckt, ist die ganze Stadt sammt allen ihren Gästen auf. Alles sitzt zu Pferde. Der Nahenden entgegen bewegt sich mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele der unabsehbare hochzeitliche Festzug gegen 3500 Pferde, Roß und Reiter prachtvoll geschmückt. Alles glänzend in Sammt und Seide und strahlend in Gold und Edelsteinen. Von allen Helmen der Ritter und Edelknechte, von allen Hüten und Baretten

wehen die Farben der Braut, gelbe, weiße und rothe Federn, hier in reichen Büschen und dort in stolzem Schwunge bis zum Rücken des Pferdes herniederwogend. Dem Zuge voraus reiten die Schützen mit ihren Trompeten, Fahnen und Pauken, hinter ihnen die Gefolgschaften der Fürsten und Herren; dann die Barone, die Grafen, die Herren des bayerischen Adels, und die Beamten und Hofleute des Herzogs; endlich die Gesandten und fürstlichen Gäste; zuletzt der Bräutigam selbst, von seinem Vater und dem Gesandten des Kaisers, dem Großmeister von Deutschland geführt, ein blühender Jüngling in scharlachrothem Mantel, mit carmoisinrothem Kragen, verbrämt mit Gold, die Beinkleider und Wamms so reich mit Gold gestickt, daß die Farbe des Stoffes kaum kennbar; auf dem Haupte den kostbaren Hut eingefaßt mit Gold und Diamanten, und aus seinen wehenden Federn eine glänzende Medaille hervorschimmernd; hinter dem Bräutigam, den Schluß des Zuges bildend, endlich viele Diener, viele Knechte zu Fuß und hundert Trabanten.

Zwei Stunden später ziehen auch die Bürger und Handwerker der Stadt aus, sechs Fähnlein Knechte in schönen Rüstungen und Schlachtordnung ausrückend, mit rothen, gelben und weißen Schärpen quer über der Brust, den Hauptmann voraus zu Pferd, mit Trommelschlägern und Pfeifern.

Unweit Neuhausen an der Dachauerstraße sind zwei Zelte aufgeschlagen, dort stellt sich der Zug zum festlichen Empfange auf; in dem ersten, der Stadt zugekehrten Zelte erwartet der Bräutigam mit seinen Gästen die Braut.

Jetzt wird ihr nahendes Reitergefolge sichtbar und sie selbst in prächtiger Sänfte von zwei schönen muthigen Maulthieren getragen. Unfern der beiden Zelte besteigt sie den glänzend weißen Zelter, der mit rothem Sammt und goldner Stickerei und Franzen in hochzeitlichem Staate sie erwartet.

So naht sie, begleitet von dem Herzog von Vaudemont, dem Grafen von Schwarzenberg, ihrer Schwester Dorothea und zwölf Damen, auch sie zu Pferde, in Kleidern von weißem Sammt mit breiter goldner Einfassung, darüber Mäntel von schwarzem Sammt mit Gold gestickt, die Hüte mit Perlen, Juwelen und dichten Federn geziert; hinter den Damen folgen die Hofherren in schwarzem Sammt mit goldenen Halsketten, ein Zug von ohngefähr vierhundert Pferden. Die Braut selbst trägt ein spanisches Kleid von carmoisinrother Seide, lang, vom Gürtel an offen, mit eingewebten Figuren von Gold und Silber, und einem vier Finger breiten Saume von großen Perlen und herrlichen Rubinen, auf dem Haupte trägt sie den Hut, reich mit Perlen geschmückt, und darunter die feinsten Blonden, gleichfalls mit Perlen und Rubinen geziert; um die Stirne Perlenschnüre in Form einer Krone geschlungen, um den Hals eine Kette von Diamanten, Rubinen und Perlen, worunter ein vor anderen ausgezeichneter Rubin von unschätzbarem Werthe auf die Brust herabhängt.

Sie geht in das zweite Zelt, und als sie nach einer Weile jenseits zur entgegengesetzten Thüre heraustritt, kömmt ihr im gleichen Augenblick der Bräutigam aus dem ersten Zelte entgegen. Beide reichen einander zum Willkomm die Hand, die feierlichen Begrüßungen und Umarmungen folgen. Die Braut besteigt hierauf den glänzenden Gallawagen, während neunzig Donnerbüchsen der Stadt und allen Umwohnern die Freude des Tages zweimal verkünden. Der ganze Zug bewegt sich unterdessen der Stadt zu; allein er ist so groß, daß die ersten schon in das Thor einreiten, während die Braut noch an dem Zelte bei Neuhausen hält. Man zählte im Ganzen 5640 Reiter. Den Trompeten, den Hörnern, den Pauken, Trommeln und Pfeifen, und den Büchsen der Schützen antworteten von den Basteien und Mauern der Stadt und den nahen Anhöhen das große Geschütz, die Cartaunen, die Feldschlangen, die Falkonette und Doppelhaken, während von den hohen Thürmen das festliche Geläute der Glocken hernieder tönt, unterbrochen von dem Jubelrufe des dichtgedrängten Volkes, das tausendstimmig ruft: „Es lebe Wilhelm und die schöne Renata!“

Langsam nähert der wogende Zug sich der Kirche unserer Lieben Frauen, um an den Stufen seines Altares Gott zuerst den Dank für die glückliche Ankunft darzubringen und seinen Segen zu erflehen. Hier, in der Kirche, harrt der Cardinal und die Bischöfe mit der Geistlichkeit, und die Mutter und die jungen Schwestern des Bräutigams mit den zu Gast geladenen fremden Fürstinnen und hohen Damen. Jetzt treten Braut und Bräutigam mit ihrem ehrenvollen Geleite durch die Hauptpforte in die heiligen Hallen. Der Cardinal Bischof von Augsburg empfängt sie mit seinem Segen, die Braut reicht den Bischöfen die Hand und wird von den fürstlichen Frauen umarmt. Dann bietet der Cardinal ihnen beiden ein goldenes Kreuz zum Kuße dar, besprengt sie mit Weihwasser und segnet sie unter dem Gesange der in Prozession einherziehenden Priester. Vor dem Hochaltar sinken Braut und Bräutigam auf ihre Knie nieder und nehmen alsdann ihren Platz in einer geschmückten Bühne beim Grabe Ludwigs des Bayern. Der Cardinal singt mit tiefer Stimme die erhabenen Gebete der Kirche, mit ihm wechselt die weltberühmte Kapelle des Herzogs unter ihrem Meister, Orlando di Lasso ab. Jetzt stimmt der Bischof in hohem Tone das Te Deum an, mit hellerer, fröhlicher Stimme fahren die Sänger fort nach der Composition ihres Meisters. Mit dem bischöflichen Segen endet der Dankgottesdienst und der hochzeitliche Zug begibt sich in die herzogliche Burg.

Der folgende Tag, es war Sonntag, der 22. Februar, ist zur kirchlichen Trauung unter dem Vespergottesdienst bestimmt. Es ist zwei Uhr Nachmittag; von dem wolkenlosen blauen Himmel scheint die winterliche Sonne hellsten Glanzes auf die Stadt hernieder; wieder ertönen die Glocken von allen Kirchen; wieder jubeln die Trompeten, Hörner, Querpfeifen und Pauken: da begibt sich der hochzeitliche Zug, die Frauen in prunkenden Festwagen, die Herren auf reichgeschmückten Rossen, durch die wimmelnden Straßen zu den Pforten unserer Lieben Frauen, wo die Bürger in glänzendem Waffenschmuck die Ehrenwache halten. Auf der ersten Stufe des Altares außerhalb des Chores steht der Bischof; die Trauung vollziehend nimmt er von der Hand des Bräutigams den Trauring, aus der Hand der Braut aber, nach damaliger Sitte, einen Kranz, dessen Blumen und Blätter aus Edelsteinen und Seide künstlich gebildet sind; beide legt er auf einen goldenen Teller und segnet sie. Jetzt richtet er an den Bräutigam die Frage: „ob er als rechtmäßige Braut Renata von Lothringen heimführen wolle? — Herzog Wilhelm gibt alsbald die einem Christen und getreuen Fürsten geziemende Antwort. Als er hierauf auch an die Braut die Frage richtet: ob sie Herzog Wilhelm als ihren innigstgeliebten, einzigen Bräutigam wolle, erröthet ihr jungfräuliches Angesicht, sie wendet sich mit unbeschreiblicher Anmuth zu ihrer erlauchten Mutter Christine und bittet sie, sich verbeugend, um die Erlaubniß, die geziemende Antwort geben zu dürfen. — Die hohe Frau erhebt sich freudenvoll von ihrem Sitze, von zwei der vornehmsten Herren des Hofes unterstützt nimmt sie die gehorsame Tochter bei der Hand und spricht ihre Einwilligung zu der glücklichen Vermählung. Sofort nimmt der Cardinal des Bräutigams und der Braut rechte Hand, spricht in tiefem Tone ein Gebet, steckt an den Finger der Braut den Ring des Bräutigams, und setzt auf das Haupt des Bräutigams den Kranz der Braut. Unter den Lobgesängen der Vesper endet die kirchliche Feier mit dem Segen, und die Neuvermählten kehren, von dem Jubelrufe des Volkes begleitet, unter klingendem Spiele, in festlichem Zuge, zur herzoglichen Burg zurück*).

Dort angelangt wird kurze Zeit darauf zum prachtvollen Hochzeitmahle aufgeblasen, der Bräutigam die junge Gemahlin führend, trägt auf dem Haupt den Kranz, alle hohen Gäste tragen ähnliche Kränze mit Perlen, Smaragden, Rubinen und Diamanten verziert auf dem Barette, welche dem Gebrauche gemäß die Braut ihnen zur Erinnerung an dem Hochzeitsmorgen geschenkt. Den Hauptschmuck des Mahles bildeten nach damaliger Sitte die Schauessen oder Tafelaufsätze, welche mit den verschiedenen Abtheilungen der Gerichte, während die Kapelle die herrlichsten Musik- und Gesangstücke aufführte, zur Tafel getragen wurden. Seltsam wechselten in arglosser Gutmüthigkeit und Heiterkeit die ernstesten Vorstellungen aus dem alten und neuen Testamente mit Bildern aus der heidnischen Götterlehre, aus den Sagenkreisen des ritterlichen Mittelalters und Zügen aus dem wirklichen Leben. Drei Schiffe, in deren Mastbäumen die zehn Lebensalter des Menschen abgebildet waren, eröffneten diese Wunder der Schauluft; es folgten: das cannanäische Weib am Brunnen — Holofernes — die Gerechtigkeit — das Urtheil des Paris — die keusche Susanna — Christus in den Fluthen des Jordans — die büßende Magdalena — Adam und Eva unter dem Baume des Paradieses — die römische Lucretia — Simson mit dem Löwen — die schöne Meerfee Melusina — turnierende Ritter — Adler und Pelikane — Labyrinthe — brennende Oefen — drei von selbst fahrende ungarische Kutschen, jede mit vier Pferden — drei Wagen mit Wein beladen — Kastelle — Josua — ein vornehmer Signore und der Arlequino — drei Blumengärten mit Pomona, Ceres und Diana — Christus mit den Jüngern am Oelberge und endlich der Baum des menschlichen Lebens, eine große Vorstellung, welche Judenthum und Christenthum, Eva und Maria, dort Moisis Schlange und das goldene Kalb der Wüste und hier das Kreuz Christi und das Lamm und die Auferstehung umfaßte.

Das Bankett, bei welchem nur Grafen und Barone die hochzeitliche Tafel bedienten, endet mit einem Balle. Die Neuvermählten werden alsdann in das Brautgemach geleitet, wo die Eltern ihren Kindern ihren Segen ertheilen.

Am folgenden Morgen, Montag 23. Febr., und die darauf folgenden Tage, bis in den März hinein, folgen eine Reihe prunkvoller, fröhlicher Höffeste, wobei alle schönen Künste und Witz und Laune mit dem Glanze fürstlichen Reichthumes wetteifern, die Freude dieser Tage zu erhöhen. Bei dem Bankett des zweiten Tages wird eine Pastete aufgetragen, in welcher sich ein kleiner Zwerg des Erzherzog Karl von Oesterreich in glänzend weißer Rüstung befindet. Die Pastete steht einige Zeit auf der Tafel, als der Marschall sie öffnet, und Allen unvermuthet der Zwerg, ein nicht volle zwei Spannen hohes Kind von sechs Jahren, sich erhebt, die Rennfah-

*) Die einzelnen Züge zu diesem hochzeitlichen Bilde haben wir der Beschreibung eines Augenzeugen, des Massimo di Trojano, Mitglied der herzoglichen Kapelle, entlehnt, nach der davon jüngst erschienenen Uebersetzung: „Die Vermählungsfeier des Herzogs Wilhelm des Fünften von Bayern, mit Renata, der Tochter des Herzogs Franz des Ersten von Lothringen, zu München im Jahre 1568. Frei übersetzt von Friedrich Würthmann, k. Hof- und Staats-Bibliotheks-Scriptor. München 1842. Fleischmann."

nen, in der Hand, behende auf der Tafel umhergeht und die Fahne viermal schwingend, den Bräutigam und die Braut und „die Fürstenspersonen mit sittsamer Reverenz“ begrüßt und ihnen die Hand reicht. Die Feier jeden Tages beginnt gewöhnlich mit einem großen musikalischen Hochamt der herzoglichen Kapelle unter der Leitung des Orlando di Lasso, der übrige Tag wird den Festlichkeiten gewidmet, die sich gar mannigfaltig in ununterbrochener Reihe folgen. Da wechseln mit einander ab: Tanz auf dem Rathhaus; Ringrennen auf dem festlich mit Fahnen und Triumphbögen geschmückten und zum Turnierplan umgewandelten Schrannenplatz, wobei die Ritter theils abentheuerlich prachtvoll, theils komisch und scherzhaft maskirt erscheinen und lustige Scenen als Zwischenspiele aufführen; feierliche Ueberreichung der köstlichen Brautgeschenke von Seite der Gäste, als da sind: Schmuck und kostbares Geräth, Halsketten, Gürtel, Ringe, Juwelen, Medaillen, Becher, Credenztische u. s. w.; Fußturnier auf dem Schrannenplatz, die jungen Prinzessinnen und andere schöne Hände vertheilen am Abend beim Tanz den Kampfrittern die goldenen Kränze des Sieges; Turnier über die Planken; große Tragödie von Simson und den Philistern auf einer Bühne in der herzoglichen Burg mit symbolischen Zwischenspielen von den Jesuiten aufgeführt; Feuerwerk, ein Kastell mit Kunstfeuer angefüllt geht prasselnd in Flammen auf und steigt krachend in die Lüfte; Kübelstechen, ein scherzhaftes Turnier, wobei die Ritter statt des Helmes einen hölzernen mit allerhand fratzenhaften Darstellungen bemalten Kübel tragen müssen; Tanz und Mummenschanz; Freiturnier zu Pferde; Scharfrennen und Kröndelstechen; Hirschjagden und Hasenjagden, und endlich eine italienische Comödie, die Orlando di Lasso, ein Mann von dem muthwilligsten Humor, nicht nur selbst gedichtet hatte, sondern worin er auch zur allgemeinen Belustigung mit anderen seiner Kapelle eine Hauptrolle spielte. Wie denn überhaupt, neben den ritterlichen Uebungen, den Turnieren jeder Art und Gattung, die der Gebrauch des Pulvers noch nicht verdrängt hatte, der Gesang und die Musik jener berühmten Hofkapelle das Meiste zur Verherrlichung dieser festlichen Tage thaten und alle Lustbarkeiten begleiteten und veredelten, so daß, wie uns Augenzeugen melden, die Gäste bei ihren Banketten Speise und Trank vergaßen und den bezaubernden Tönen und den Weisen großer Meister lauschten.

Allein wie alle Dinge in diesem irdischen Leben, so gingen auch diese Festlichkeiten zu Ende; das Klirren der Waffen der turnierenden Ritter und der Schall der Trompeten und Pauken verstummte allgemach; die hohen Gäste verabschiedeten sich einer nach dem andern, und die alte Ruhe und der gewohnte Gang des alltäglichen Lebens kehrten in die Hallen der herzoglichen Burg und die Straßen Münchens zurück.

Die Ehe, welche jene Feier geknüpft, war durch ihre Eintracht eine glückliche und mit zehn Kindern, sechs Söhnen und vier Töchtern, gesegnet. Unter den Töchtern war eine Kaiserin, Maria Anna, die Gemahlin Ferdinands II., unter den Söhnen starb Philipp als Bischof von Regensburg und Cardinal 1598, Ferdinand als Churfürst und Erzbischof von Cöln, dessen Churwürde seit dieser Zeit ununterbrochen dem bayerischen Hause verblieb; der größte seiner Söhne aber war unstreitig Maximilian I., jener wahrhaft deutsche Fürst und gottbegeisterte Schirmer des alten Glaubens, der in den Bedrängnissen des dreißigjährigen Krieges, die Treue dem Reiche wahrend, das deutsche Wort sprach: „Lieber das Aug' im Sarge schließen, als Fremdherrschaft in Deutschland“ und der die ewigen Güter über alle zeitlichen Schätze und Ehren achtend, am Ende seiner wechselvollen Laufbahn sich und sein Volk mit dem Bewußtseyn tröstete: „Wir haben aus dem furchtbaren Kampfe das Höchste gerettet, den alten angestammten Glauben*).

Denken wir nun an jene glänzenden Hochzeittage Wilhelms V., des Vaters dieses Maximilians I., zurück, an diese stolzen Aufzüge, wo Alles, Reiter und Roß und Wagen von Gold und Edelsteinen, von Sammt und Seide starrte; an diese rauschenden Bankette mit ihren reichgeschmückten Tafeln von Grafen und Baronen bedient; an diese festlichen Turniere mit ihren stolzen Rittern adelichen Blutes und ihren preisvertheilenden Fräulein; an diese muthwillig heitere Tanz- und Maskenlust und das burleske Comödienspiel und die stets wechselnden Genüsse der höchsten musikalischen Kunst aufgeführt von den Sängern und Musikern der verschiedensten Länder, kurz an diese Tage von 1568, wo Alles im höchsten Glanz und Prunk, unter Trompeten und Paukenschall, nur Freude und Genuß athmete, wo wir überall in den Festsälen und Prunkgemächern nur erlauchten Namen, nur Fürsten und Fürstinnen und Baronen, mit hohen Federn und langen Schleppen, begegnen, wo der Bürger und der Gewerbsmann, der im Schweiße seines Angesichtes sein Brod verdient, und der Bettler, der seinen stechen Leib in elende Lumpen hüllt, so ganz in den Hintergrund zurücktreten — erinnern wir uns hieran: werden wir dann nicht glauben, das Herz des bräutlichen Paares müsse berauscht und betäubt von all dieser Weltlust sich mit kaltem hochmüthigen Stolze erfüllt haben, der seine eigene Nichtigkeit und die Ehre Gottes und die Noth des Nebenmenschen vergaß. — Allein dem ist nicht also. Im Herzen Wilhelms und seiner jungen

*) Siehe Aretins Geschichte Maximilians I. Bd. I. S. VII u. 4.

Gemahlin lebte der Geist des alten Glaubens, der mit wehmüthiger Trauer das Vergängliche all dieser Herrlichkeit durchschaute und wohl wußte, daß sie ein kurzer Traum ist, dem ein ernstes Erwachen in der Ewigkeit folgt.

Macht und Ehre, Glanz und Prunk konnten daher auch so wenig Gewalt über Herzog Wilhelm gewinnen, daß er dreißig Jahre nach dieser Hochzeit, am 4. Febr. 1598, da er erst das fünfzigste Jahr seines Lebens zählte, die Regierung freiwillig in die jugendlich kräftigen Hände seines vierundzwanzigjährigen Sohnes Maximilians niederlegte, um sich aus dem Getümmel der Welt und dem Drange der Geschäfte mit seiner Gemahlin in eine klösterliche Abgeschiedenheit zurückzuziehen und von hieraus den jungen Fürsten mit dem Rathe des gereifteren Alters zu unterstützen, sein eigenes Leben aber einzig dem Dienste Gottes und werkthätiger Nächstenliebe zu widmen. Und ein seltenes Beispiel in der Geschichte, die achtundzwanzig Jahre, welche er seit dieser Entsagung verlebte, floßen in ungetrübter Eintracht dahin; nie vergaß der Sohn die Ehrerbietung und Dankbarkeit, welche er dem Vater schuldete, noch auch ließ der Vater von einem wieder erwachten sich Ehrgeize bethören, auf's neue die Hand nach den Zeichen der Würde auszustrecken, die er freiwillig niedergelegt hatte; nur durch diese entsagende Seelengröße wurde es möglich, daß dieselben festen Hände Bayerns Steuerruder länger als ein halbes Jahrhundert in sturmerfüllten Zeiten unverrückt nach demselben Ziele lenken konnten; ein Beispiel der Entsagung und wechselseitiger Eintracht, das selbst im bürgerlichen Leben und in der Hütte des Bauern leider nur allzu selten ist. Dasselbe München aber, welches die glänzenden Feste der Vermählung seines jungen Fürsten gesehen, wurde nun Zeuge einer ganz anderen Reihe von Bildern, die an die ersten Zeiten des Christenthums erinnerten, indem der edle Fürst, den früher die Vornehmsten des Landes bedient, nun selbst den Aermsten der Stadt diente und seine größte Lust darin fand, die Kranken in ihren schmerzlichsten Leiden zu pflegen und den Unheilbaren und Sterbenden mildem Herzens Trost zuzusprechen.

Bemüht, die kirchliche Zucht und Sittlichkeit zu heben und einen religiösen wissenschaftlichen Sinn unter der Jugend zu verbreiten, hatte er für die Studirenden zu Ingolstadt ein Convict erbaut, zu München ein Seminarium und ein prächtiges Gymnasium, ferner ein Collegium zu Regensburg und Altenötting; die Abtei Ebersberg, dann Biburg und Münchsmünster hatte er gleichfalls den Jesuiten übergeben. Der prächtigste Bau jedoch, den er errichtete, und der noch gegenwärtig eine Zierde München's bildet, war die Kirche zum heil. Michael mit ihrem kühnen Gewölbe und das Collegium mit seinen unermeßlichen Räumen, welches er als einen Sitz der Frömmigkeit, der Wissenschaft und Kunst mit seinem Gotteshause verband. Er selbst bezog eine Wohnung dicht an diesem Collegium, dort seine Tage zu beschließen. Nur schwarz trugen sich seine Hofherren, nur irdene Gefäße kamen auf seine Tafel, die einst von Gold und Silber geglänzt. Was Adlzreiter uns von seinen Liebeswerken und den Stiftungen erzählt, zeigt wie seine Barmherzigkeit keinen vergaß und überall selbst Hand anlegte.

In München baute er, so berichtet derselbe, den Pilgern ein gastliches Haus, wo er den Ankömmlingen die Füße wusch und sie mit dem Willkommkuß begrüßte, ihnen unter freundlichen, heiteren Reden die Speisen auftrug und sie nach drei Tagen reich beschenkt entließ. Hiefür spendete er alljährlich viele tausend Gulden. Auch eine Kapelle baute er ihnen zum heil. Rochus mit einem Leichenacker. Ein anderes Häuslein, an seine eigene Wohnung anstoßend, widmete er dreien Kranken, die er allein verpflegte. Drei oder viermal des Tages ging er zu ihren Krankenbetten hin und, während er ihnen geistlichen Trost zusprach und von göttlichen Dingen redete, richtete er sie im Bette auf und reichte ihnen, jeden Ekel überwindend, die Speisen dar. Zwei oder dreimal in der Woche, wenn er sich eine besondere Freude machen wollte, lud er sich die elendesten Bettler zu Gast, ließ sie oben an der Tafel sitzen, diente ihnen als Truchseß und Mundschenk und reichte ihnen das Beste dar und entließ sie endlich mit einem Goldstücklein beschenkt. Eingedenk der Zahl der ersten Schüler Christi kleidete er alljährlich zweiundsiebenzig Greise, die von Alter gebrochen in Noth und Elend darbten, beschenkte sie überdieß wie seine Freunde oder Pathen viermal im Jahre mit Almosen und Weihnachtsgeschenken und anderen üblichen Gaben in unverbrüchlicher Weise. Renata that dasselbe an eben so vielen alten Frauen. Zwölf andere Arme bediente er täglich als seine Gäste beim Mittagmahl und dabei ließ er ihnen während des Essens zur Erbauung aus einem geistlichen Buche vorlesen; statt des Dankes aber hielt er sie an, monatlich zur heiligen Communion zu gehen und bewirthete sie an diesem Tage der Gnade ganz besonders festlich. Nicht minder besuchte er auch die Spitäler von St. Elisabeth, von dem hl. Geist und St. Peter wöchentlich; an keinem Bette ging er vorüber, ohne den Kranken freundlich anzureden, zu trösten und seine Bedürftigkeit zu lindern. Ja auch selbst in den Vorstädten suchte er die Elendesten und Verlassensten in ihren armseligen Hütten und Betten auf. Oft wenn seine Hofleute sich die Nasen zuhielten und sich mit Wohlgerüchen stärkten, verzog er allein keine Miene und blieb freundlich und heiter, als wandle er unter Rosenbeeten. Selbst die Aussätzigen, die mit der Elephantiasis Behafteten, die fern von aller menschlichen

Gesellschaft lebten suchte er als ein tröstender Engel heim. Ein brennendes Licht in der Hand unterstützte er die Sterbenden in ihrem letzten Kampfe, geleitete sie zum Grabe und wohnte ihrem Seelengottesdienste bei. Kranken Priestern ließ er dieselbe Ehre und Milde angedeihen, seine Küche, sein Keller und seine Apotheke stand ihnen offen. Bei St. Elisabeth richtete er eigens vier Wohnungen für Kranke ein. Eben so war er es, der den Waisen Vaterstelle vertrat, und vorzüglich nach seinem Rath und mit seiner Hilfe kam ein Waisenhaus zu Stande, um Knaben und Mädchen dort zu erziehen, welche die Grausamkeit ihrer Eltern nach der Geburt ausgesetzt hatte, oder die durch die äußerste Noth zu Grunde gingen.

Für sich selbst baute er sich bei seiner Wohnung unter Bäumen versteckt eine Einsiedelei, wohin er sich besonders zur Fastenzeit aus der Welt zurückzog, um dort, nach Weise der Altväter in der Wüste, im rauhen Büßerkleide der strengsten Abtödtung, der Gewissenserforschung, dem Gebete und der Betrachtung zu leben und allwöchentlich sich durch das hl. Abendmahl zu stärken. Auch auf der Hofmark Neudeck in der Vorstadt Au bei St. Karl und auf seiner Villa zu Schleisheim hatte er eine ähnliche Einsiedelei eingerichtet und mit sechs Kapellen umgeben, zu Gunsten solcher, die sich dem einsiedlerischen Leben widmen wollten. Den Weg zu ihnen ließ er von Strecke zu Strecke mit Säulen bezeichnen, die dem Pilger andächtige Sinnbilder vorhielten. Auch den Bau der Pfarrkirche in der Au zum heil. Karolus und die Stiftung einer eigenen Pfarrei setzte er nicht ohne Mühe durch, eine große Wohlthat für die Handwerker und den ärmsten Theil des Volkes, der hier in großer Anzahl wohnte und früher in das ferne Bogenhausen zur Kirche gehen mußte.

Seine Gemahlin Renata, die ihm als treue Gefährtin zur Seite stand, die wie er als eine Mutter und Pflegerin der Armen und Kranken ihr Leben und ihr Einkommen dem gleichen Dienste widmete, und zur Stiftung des Spitales von St. Elisabeth allein ein Geschenk von zwanzigtausend Dukaten spendete, starb am 23. Mai 1602. Herzog Wilhelm sagte von ihr: „Wenn Jemand die Liebe abmalen wolle, so müsse er die milde Frau darstellen; denn er würde an ihr alle Merkmale finden, welche der Apostel St. Paulus der reinen Liebe zugeeignet.“ Vierundzwanzig Jahre überlebte er sie. Ruhig und gefaßt ging er seinem Ende entgegen, und nachdem er noch einmal sein ganzes Leben überdacht und ein reumüthiges Bekenntniß aller Sünden abgelegt und sich mit Gott vereinigt, schied er, in Gegenwart seiner Kinder, von den Gebeten der Priester geleitet, dahin, wohin seine ernste Seele immer sehnsuchtsvoll verlangt.

Seine Demuth aber erstreckte sich noch über seinen Tod hinaus. Streng untersagte er in seinem letzten Willen jeden Leichenpomp, kein Wort des Lobes dürfe an seinem Grabe gesprochen werden, höchstens sollten die Gegenwärtigen an die menschliche Sterblichkeit erinnert werden, deren er zum Beispiel dienen könne. Auch den Dichtern gebot er Schweigen, damit keine rühmende Grabschrift seinem Andenken mit Tugenden, die er nicht besessen, unverdienter Weise schmeichle.

Sein Wille wurde erfüllt, der Jammer und die Thränen der verlassenen Armen waren das ehrendste Loblied, welches die Leiche des frommen Fürsten geleitete, der in seiner Michaelskirche in die selbst erwählte Gruft unter dem Hochaltar beigesetzt wurde. Wie bei seiner Hochzeit die ganze Stadt in Freude und Jubel geglänzt, so wohnte sie jetzt in tiefster Trauer dem letzten Todesdienst ihres väterlichen Wohlthäters bei. Ueber dem Sarge waren bei seinem Leichenbegängniß in lateinischer Sprache folgende Worte zu lesen, die einen kurzen Rückblick auf sein Leben enthalten:

„Wilhelm V., ein Sohn Alberts V., Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Ober- und Niederbayern, dieses Collegiums und Gotteshauses Stifter, geboren im Jahre 1548 am 29. September, regierte das Land nach des Vaters Tod 17 Jahre, übergab dasselbe alsdann an Maximilian, seinen Sohn, lebte mit seiner Gemahlin Renata von Lothringen in Zurückgezogenheit und frommer Ruhe sieben Jahre, als Wittwer vierundzwanzig Jahre, stirbt 1626, am 7. Februar, Vormittags gegen die zweite Stunde. Gelebt hat er also 72 Jahre, 4 Monate, 3 Tage, und in Zweifel gelassen, ob seine Frömmigkeit oder sein Glück größer gewesen; denn von seinen Söhnen sah er Philipp mit dem Purpur der römischen Kirche geschmückt, Ferdinand und Maximilian zu kaiserlichen Wahlfürsten erhöht, jenen durch die Wahl Churkölns, diesen durch kriegerische Tapferkeit; er sah seinen Sohn Albert von Nachkommen umgeben; er sah zwei Schwiegersöhne, wovon der eine Kaiser, der andere ein Lutheraner zum großen Frommen des Glaubens zur katholischen Kirche sich bekehrte. Er ruhe in Ewigkeit als Theilhaber einer besseren Welt.“

Noch heute ruht Herzog Wilhelm dort in der Gruft zu St. Michael neben seiner geliebten Gemahlin Renata und seinem Sohne Maximilian; die Inschrift aber, die nach seinem Willen auf das Grab gesetzt wurde, ist ein treuer Abdruck seines Lebens und eine ernste Mahnung der Demuth an jeden Besucher. Von Gustav Adolf einst bewundert, lautet sie:

Commissa mea pavesco	Mich schrecken, Herr! die Sünden mein,
Et ante te erubesco;	Erröthend, Gott! gedenk ich dein!
Dum veneris judicare,	Wenn einst du naheſt zum Gericht,
Noli me condemnare!	Erbarme Dich, verdamm' mich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Tyrol.

Von J. L. Pyrker. (Lieder der Sehnsucht nach den Alpen. Neue vermehrte Ausgabe. J. G. Cotta'scher Verlag. 1846. S. 50.)

Tyrolerland, du Wiege meiner Ahnen,
Sei mir gegrüßt! du wurdest Oestreichs Stern,
Zu leuchten auf des Ruhmes hehren Bahnen,
Als Nacht die Völker deckte nah' und fern!
Sie blickten staunend auf zu deinen Fahnen,
Die du erhobst für deinen hohen Herrn,
Für deine Sitten, Freiheit, heil'gen Glauben,
Und nicht gelang's dem Fremdling sie zu rauben.

Ich ging mit stolzer Brust in deinen Thälern,
Auf deinen schneebegrenzten Höh'n umher,
Und überall, an deinen Siegesmählern,
Hob sie sich stolzer, freudiger noch mehr.
Es war dein Muth so tugendhaft und stählern,
Der dich begeisterte zur Landeswehr,
Daß späte Enkel noch, die auf dich schauen,
Sich froh an dir erheben und erbauen.

Du gutes Volk, bewahre deinen Segen!
Er blühe dir durch Himmelshuld stets neu;
Du weißt wohl, Alles sei an ihm gelegen:
Drum mögest du auch Glauben, Muth und Treu'
Fortan in deiner Brust mit Liebe hegen;
So bleibst du stets beglückt, geehrt und frei:
Ein Leitstern Allen, die aus frommen Trieben
Das Edle, Gute, Schön' und Wahre lieben!

Geistige Prosamen aus dem P. Abraham a Sancta Clara.

Wer bist du Mensch?

Weißt du, Mensch, wer du bist? Wann es dir und deinem schlüpfrigen Gedächtniß entfallen, so beschaue das erste Blatt der heiligen Schrift, allwo dir undankbarem Geschöpf die Erschaffung der Welt, wie auch die eigentliche Beschreibung deines ersten Stammhauses wird vor Augen kommen, und dir fein weisen, dir's verweisen, und dich unterweisen, wie daß dich der gütigste Gott, vermöge seiner Allmacht erschaffen habe zu seinem Ebenbild. Du bist demnach, mein Mensch, ein wahrhaftiges Contrafei Gottes, an dem weder Kunst noch Gunst gesparet. Du bist ein edles und schönes Bild. Du hast einen Willen, und der ist frei; du hast ein Gedächtniß, und das ist aufmerksam; du hast einen Verstand, und der ist erleuchtet; du hast eine Seele, und die ist unsterblich. Du lebst mit den Thieren, und wächsest mit den Bäumen; du verstehest mit den Engeln; du trotzest mit allen Geschöpfen. Sonne und Mond seyn weniger als du. Gold und Silber seyn weniger als du. Himmel und Erd seyn weniger als du. Du hast etwas vom Feuer; du hast etwas von der Luft; du hast etwas von der Erden; du hast etwas von den Thieren; du hast etwas von den Engeln; du hast etwas von Gott. Du bist ein Inhalt aller Geschöpfe; du bist ein Meisterstück der göttlichen Hände. Du erkennst das Gute und unterscheidest das Böse; du verwirfst das Schlechte und umfangest das Gerechte. Du mit einem Worte, Mensch, du bist das schönste und edelste Ebenbild und Contrafei Gottes; und schämest du dich nicht, diesem ansehnlichen Ebenbild eine spöttliche Narrenkappen aufzusetzen?

Die menschliche Zunge.

O wie zaumlos ist die Zunge des Menschen! eine Zunge ist wie ein Dornhecken, diese läßt keinen Vorbei-

gehenden ungerupft. Eine Zunge ist wie ein Wiesel, welches alles Thier giftig anhauchet. Eine Zunge ist wie eine Säg, so da Stein und Bein nicht ungebissener läßt. Eine Zunge ist wie eine Kleten, vor der auch Sammet und Seiden nicht sicher seynd. Eine Zunge ist wie eine Mucken oder Fliegen, welche sich nur auf Wunden und Schaden setzet.

Der Klosterberuf.

Eine Maus beschloß bei ihr selbsten, sich der Eitelkeit dieser Welt gänzlich zu entschlagen, und ihr Leben in der Einsamkeit zuzubringen; begabe sich dannenhero in einen Holländerkäs, und nachdem sie solchen ziemlich ausgehohlet, ließ sie ihr in dieser Einsamkeit ganz wohl geschehen. Auf eine Zeit kamen ein Paar ihrer Kameraden, und weilen sie geistlich worden, baten sie solche um ein Almosen; die Maus aber schaute aus dem Käs heraus, und sagte: Daß sie ihnen nichts geben könne, indem sie selbsten arm, und sich dessentwegen hieher gezogen, von denen Tumulten der Welt entfernet zu leben. Dieser Maus gleichen alle diejenigen, welche um gut Essens und Trinkens willen in die Klöster gehen, ja auf nichts Anderes sehen, dann auf das Aeußerliche, nämlich: auf die schöne Gebäu, herrliche Kirchen und Gastzimmer, auf den edlen Prospekt, die stattlichen Zellen, die Gastfreiheit, die Jägereien, Fischereien und andere Lustbarkeiten, item, was sonsten Welt gemäß, und dem Leib verträglich ist. — Diese Zeiten sind wohl vorüber!

Sitten und Charaktere aus dem katholischen Volksleben.

Spanische Hochherzigkeit und Gastlichkeit.

Die Urtheile, welche man sonst so vielfach über Spanien zu lesen pflegte, lauteten seit langer Zeit: über diesem unglücklichen Lande laste die tiefste Finsterniß des Aberglaubens und sein Volk sei durch geistlichen und weltlichen Druck in die niedrigste Knechtschaft herabgewürdigt, nur eine völlige Umwälzung könne ihm ein neues goldenes Zeitalter herbeiführen. Man predigte dieß den guten Spaniern so lange vor, daß ein Theil von ihnen es selbst glaubte. Die Umwälzung ist, wie Jeder weiß, geschehen: allein das goldene Zeitalter der Freiheit, des Glückes und der Zufriedenheit läßt immer noch auf sich warten; im Gegentheil, die Kunden, die von Zeit zu Zeit über die Pyrenäen zu uns herüberschallen, sind meist so traurigen Klanges wie der Ruf der Glocken bei Feuersnoth oder beim Sturm oder wenn sie eine Leiche zu Grabe geleiten.

Allein seltsam! während das spanische Volk als ein so gänzlich entwürdigtes verschrieen wurde, erfuhren die Reisenden, die es in seinen eigenen Hütten beim Feuerherde aufsuchten, die mit ihm in Handel und Wandel verkehrten, zu ihrem höchsten Erstaunen, von allen ihren Erwartungen gar häufig gerade das Gegentheil. Sie mußten sich gestehen, daß hier der gemeinste Mann, der nie eine Zeitung oder ein Buch gelesen, gar oft einen Adel der Gesinnung, eine Offenheit, eine Geradheit, eine Ehrenhaftigkeit zeigte, und in seinem Thun und Lassen, seinem Stehen und Gehen, in Wort und Haltung ein Gefühl menschlicher Würde kund gab, wovon sie bei sich daheim auch in höheren Kreisen, wo die Worte Licht und Aufklärung, Freiheit und Bildung das tägliche Lied sind, nichts Aehnliches gefunden. Und zwar waren Charaktere dieser Art gerade vorzugsweise Spanier von dem alten Schrot und Korn, die von den Umwälzungen der Gegenwart und der neuen Weisheit unberührt geblieben; es waren solche, die das von den Vätern vererbte Stammgut alten Glaubens und nationalen Sinnes treu bewahrt und sich nicht durch den falschen Schimmer der neuen Propheten hatten rauben lassen. Dieser gesunde Kern des Volkes gibt uns die Hoffnung, daß einst auch der Stern Spaniens, wenn die Unwetter vorüber, wieder hellen Glanzes scheinen wird.

Wir wollen hier ein Urtheil dieser Art anführen; es rührt von einem englischen Protestanten, Namens Borrow*), her, den die englische Bibelgesellschaft hinüber gesendet hatte, um das Licht des wahren Christenthums in dem dunkeln Lande alten Aberglaubens auszubreiten. Borrow macht kein Hehl daraus, wie er Rom und was er Papisterei und papistischen Aberglauben und Götzendienst nennt, von ganzem Herzen haßt, so daß das Lob eines katholischen Volkscharakters in dem Munde eines so haßerfüllten, vorurtheilsvollen Feindes der katholischen Kirche von doppeltem Gewichte ist.

Borrow blieb fünf Jahre in Spanien, und obschon er nach seinem eigenen Geständniß dort nur sehr wenig ausrichtete und gar Mancher über den wunderlichen Apostel, der seine Bibeln rechts und links an der Straße ausstreute und seine Tractätchen den Schmugglern und

*) The Bible in Spain; or. the journeys, adventures, and imprisonments of an Englishman, in an attempt to circulate the Scriptures in the Penisula by George Borrow. Third edition. III. vol. London, John Murray 1843.

Waschweibern in die Hand drückte, lächelte, so nimmt er doch keinen Anstand, zu bekennen, jene fünf Jahre, die er in dem finsteren Lande zugebracht, dem er das wahre Licht erst anzünden wollte, seien die glücklichsten seines Lebens. Die Erinnerung daran erweckte ihm Seufzer der Sehnsucht. „Ich fühle für Spanien," so fährt er alsdann fort, „die wärmste Bewunderung, es ist das herrlichste Land der Welt, wahrscheinlich das fruchtbarste und sein Klima gewiß das vorzüglichste. Ob die Kinder dieser Mutter würdig sind, ist eine andere Frage, die ich nicht zu entscheiden wage; allein ich begnüge mich mit der einen Bemerkung: neben Vielem, was zu beklagen und zu tadeln ist, habe ich des Edeln und Bewundernswerthen Vieles gefunden: manche trotzige Heldentugend, manch wildes und schaudervolles Verbrechen, von gemeinen niedrigen Lastern sehr wenig, zum mindesten in der großen Masse der Nation, mit welcher mich mein Reisezweck in Berührung brachte. Zu dem spanischen Adel freilich trat ich in keine nähere Bezeichnung, da ich mich so fern als möglich von ihm hielt; dagegen hatte ich die Ehre mit Bauern, Hirten und spanischen Maulthiertreibern auf vertraulichem Fuße zu leben; sie haben ihr Brod und ihren Stockfisch mit mir getheilt, sie haben mich stets mit Freundlichkeit und Artigkeit behandelt, und mich oft durch Obdach und Schutz verpflichtet. „„Die hohe Haltung des Franzisco Gonzales,"" sagt ein Däne, „„und die Großthaten des Ruy Diaz el Cid werden noch immer bei den Festen der Sierra Morena gesungen."" Ich glaube man kann keinen besseren Beweis von der angebornen Kraft und den Hilfsquellen Spaniens und dem kernhaften Charakter seiner Bevölkerung anführen, als die Thatsache, daß es noch heutigen Tages ein mächtiges und unerschöpftes Land ist und seine Kinder immer noch bis zu einem gewissen Grade, ein hochherziges und großes Volk sind. Was die österreichische Dynastie auch durch rohe Gewaltthaten und Ueppigkeit, was die schwachsinnigen Bourbonen, was der römischen Curie geistliche Tyrannei auch für eine Mißherrschaft darüber geführt, immer kann Spanien noch für sich einstehen und seinen eigenen Kampf fechten und die Spanier sind keine fanatischen Sclaven und kriechende Bettler. Hiemit ist viel, sehr viel gesagt; es hat mehr erduldet als Neapel und doch ist das Loos Neapels nicht das seine. Noch immer besitzt Asturien Mannheit; Aragonien Edelmuth; Altkastilien Ehrenhaftigkeit, und die Bäuerin der Mancha kann noch immer eine silberne Gabel und ein schneeweißes Tuch neben die Schüssel des Gastes legen." (Borrow I. XII.)

Nach diesem ehrenvollen Zeugniß für den Hochsinn und die Tugenden, die noch immer in der Brust des gemeinen Spaniers leben, wollen wir mit unserem englischen Apostel einen Besuch bei einem spanischen Geistlichen machen. Sein Bibelverbreitungsgeschäft hatte ihn nach der alten Universitätsstadt Salamanca geführt und hierüber läßt er sich (II. S. 29), wie folgt, vernehmen:

Salamanca ist eine melancholische Stadt; die Tage seines Universitätsruhmes sind längst dahin geschwunden, um nie wieder zurückzukehren. Dieß ist jedoch nicht sonderlich zu beklagen; denn welcher Gewinn ward der Welt von der scholastischen Philosophie? Und sie allein war der Ruhm Salamanca's. Seine Hallen sind nun verödet und Gras wächst in seinen Höhen, wo einst zum mindesten achttausend Studenten wandelten, eine Zahl, zu welcher sich gegenwärtig die ganze Bevölkerung der Stadt nicht erhebt. Und dennoch, mit all seiner Schwermuth, welch eine Theilnahme erweckt Salamanca! welch ein herrlicher Ort ist es! Wie erhaben sind seine Kirchen! wie staunenswerth seine verlassenen Conventе! und mit welcher hehren aber düsteren Größe blicken seine riesigen und verfallenden Mauern, die das steile Ufer des Tormes krönen, auf den lieblichen Fluß und seine ehrwürdige Brücke hernieder!

Ist es nicht ein Jammer, daß von so vielen Flüssen Spaniens kaum einer schiffbar ist? Der schöne, aber seichte Tormes, statt für diesen Theil Kastiliens ein Quell des Segens und Reichthums zu seyn, bringt ihm keinen andern Nutzen, als daß er die Räder einiger kleinen Mühlen treibt, die auf quer in den Fluß hineingezogenen Steindämmen stehen.

Mein Aufenthalt in Salamanca wurde mir durch die freundliche Aufmerksamkeit und die fortdauernden Beweise der Gastlichkeit von Seiten der Glieder des irischen katholischen Collegiums ganz besonders erheitert. Ich hatte an den Rector desselben einen Empfehlungsbrief von meinem lieben und trefflichen Freund, Herrn O'Shea, dem berühmten Banquier von Madrid. Ich werde nicht sobald diese Irländer vergessen und insbesondere ihren Vorstand, den Dr. Gartland, einen ächten Sprößling des irischen Stammes, einen vollkommenen Gelehrten und einen freundlichen und hochherzigen Ehrenmann. Denn obschon er sehr wohl wußte, wer ich war, so bot er doch seine gastliche Hand dem wandernden Missionär der Ketzerei dar, trotz dem, daß er sich hiedurch den grollenden Bemerkungen der engherzigen eingebornen Geistlichkeit aussetzte, die mit ihren häßlichen Schaufelhüten und langen Mänteln mich von der Seite anschielten, wenn ich an ihren flüsternden Gruppen auf dem großen Platze vorüberging. Allein wann hätte ein Irländer sich aus Furcht vor den Folgen abschrecken lassen, die Pflichten der Gastlichkeit zu erfüllen?

Hier möge uns der wunderliche englische Apostel Borrow, hinsichtlich dieser Seitenblicke eine Bemerkung erlauben, seine eigene Toleranz betreffend. Er erzählt

uns nämlich selbst, wie er, ein Fremdling, kaum an's Land gestiegen war und kaum die katholische Luft der Halbinsel geathmet hatte, sich schon zu Evora an den öffentlichen Brunnen, auf die große Landstraße, breit hinsetzte, und dort allen denen, die zum Brunnen kamen, Wasser zu holen, nicht mehr und nicht minder sagte, als der Papst, den sie verehrten, sei ein Erzbetrüger und der erste Minister des Satans auf Erden (an arch deceiver and the head minister of Satan here on earth) die Mönche und Klosterbrüder, deren Abwesenheit und Barmherzigkeit mit den Armen sie beweinten und die ihre Beichtväter gewesen, seien des Satans untergeordnete Diener. Und sie selbst seien keine Christen, da sie ihre Hoffnungen auf Formen und abergläubige Ceremonien setzten, die der Satan erfunden habe, um sie in den Höllenpfuhl zu stürzen, den er für sie gegraben habe. (Borrow I. 50.)

Uns und jedem Billigen wird es bedünken, daß die Priester von Salamanca eine bewundernswerthe Duldsamkeit bewiesen, wenn sie einem solchen unduldsamen Eiferer gegenüber sich auf Bemerkungen und Seitenblicke beschränkten. Hätten sie selbst in England ihrer Seits auf öffentlichen Plätzen, wo der Fremde blos seiner Kleidung wegen schon verhöhnt und verspottet wird, eine ähnliche Sprache gegen die Religion des Landes geführt, welches Schicksal hätten sie zu befahren gehabt? Allein wir werden sehen, mit welcher liebenswürdigen Gastlichkeit auch einer aus der Mitte dieser kastilischen Priesterschaft den Eiferer aufnahm. Bei der Gastlichkeit übrigens, die Borrow in dem irischen Colleg zu Salamanca erfuhr, hätte er auch daran denken können, daß es gerade die Verfolgungen seiner aufgeklärten englischen Väter waren, welche den Papst gleich ihm als den ersten Minister des Satans ansahen, die durch ihre intoleranten Strafgesetze den Katholiken Irlands mit beispielloser Tyrannei jeden Unterricht in ihrem Vaterlande verpönten und sie daher nöthigten, fern von der Heimath Collegien, wie das von Salamanca, zu gründen, wo sie nun mit bewundernswerther christlicher Menschenliebe jeden Wanderer, ohne Unterschied des Glaubens, mit herzlicher Gastlichkeit aufnehmen, gerade wie ihre Väter in den Tagen der Königin Maria, nachdem sie selbst die härtesten Verfolgungen unter Heinrich VIII. erlitten, den verfolgten Protestanten Englands eine gastliche Zufluchtstätte in Irland darboten. Hieran scheint er inzwischen nicht gedacht zu haben und fährt also fort:

Wie fest sie auch an ihrer Religion hangen mögen, und wer ist dem römischen Glauben so treu ergeben, wie ein Irländer? so bin ich doch überzeugt, das ganze Ansehen des Papstes und der Cardinäle würde einen Irländer nicht bewegen, seine Thüre selbst dem Luther zu verschließen, lebte dieser ehrenwerthe Mann noch gegenwärtig und wäre er der Nahrung und des Obdachs bedürftig. Ehre darum Irland und hunderttausend Willkommgrüße seien ihm zugesandt. Lange waren seine Gefilde die grünsten, seine Töchter die schönsten, seine Söhne die tapfersten und beredsamsten. Mögen sie nie aufhören es zu seyn.

Die Posada, in welcher ich wohnte, war ein gutes Muster einer altspanischen Herberge und glich ganz solchen, wie sie uns aus den Zeiten Philipps III. und IV. beschrieben werden. Die Zimmer waren zahlreich und umfangreich und mit Ziegeln oder Steinen gepflastert, gewöhnlich stand im Grunde ein schlechtes Wollenbett. Hinter dem Hause war ein Hof und in seinem Grunde ein Stall voll von Pferden, Ponies, Macchos, Maulthieren, Eseln; denn an Gästen fehlte es hier nicht, die indessen meist bei ihren Thieren im Stalle schliefen, da sie entweder Maulthiertreiber oder kleine Hausirkrämer waren, die das Land mit Wollentuch und Leinwand durchzogen. Meinem Zimmer gegenüber, in der Gallerie, wohnte ein verwundeter Offizier, der eben auf einem wunden zusammengerackerten Pferdchen von San Sebastian gekommen war. Seine Heimath war Estremadura und er kehrte zur Heilung nach seinem Dorfe zurück. Drei zusammengebrochene Soldaten, lahme oder verwundete und zum Dienste untaugliche, begleiteten ihn; sie erzählten mir, daß sie aus demselben Dorfe wie seiner Gnaden seien und daß ihnen deßhalb gestattet sei, mit ihm zu reisen. Sie schliefen auf der Streu, und den Tag über schlenderten sie mit ihren Papiercigarren um das Haus herum. Ich sah sie nie etwas essen, obschon sie oft in einen finsteren kühlen Winkel gingen, wo eine Art von Wasserkrug stand, den sie ohngefähr sechs Zoll von ihren schwarzen überhäuteten Lippen hielten, so daß ihnen das Wasser in die Kehle hinabfließen konnte. Sie sagten, sie hätten keinen Sold und seien gänzlich ohne Geld, so daß der Offizier ihnen manchmal ein Stück Brod gäbe; allein er selbst sei arm und habe nur einige wenige Thaler. Das sind schöne Gäste für ein Wirthshaus! dachte ich; doch Spanien, ihm zur Ehre sei es gesagt, ist eines der wenigen Länder Europas, wo die Armuth keinen Hohn erfährt und keiner Verachtung begegnet. Selbst in einem Wirthshaus wird der Arme nie von der Thüre gejagt, und wird er dort nicht beherbergt, so wird er wenigstens mit freundlichen Worten entlassen und der Barmherzigkeit Gottes und seiner Mutter empfohlen. Dies ist, wie es seyn soll. Ich lache über Spaniens Vorurtheile und Bigotterie; ich verabscheue die Grausamkeit und Wildheit, die seine Geschichte mit einer Makel ewiger Schmach befleckt; allein in Betreff der Spanier muß ich sagen, daß kein Volk in der Welt in dem geselligen Verkehr ein richtigeres Gefühl von dem zeigt, was der Würde der menschlichen Natur gebührt, oder besser begreift, welch Benehmen einem Manne gegen seine Nebenmenschen ansteht.

Ich habe gesagt, daß Spanien eines der wenigen Länder Europas ist, wo die Armuth nicht mit Verachtung behandelt wird, und ich kann hinzufügen, wo dem Reichen kein blinder Götzendienst schmeichelt. In Spanien fühlt selbst der Bettler sich nicht als ein entwürdigtes Geschöpf, denn er küßt Niemanden den Fuß und er weiß nicht, was es ist, geschlagen und angespieen zu werden. Und in Spanien kann selbst der Herzog und der Graf kaum eine übermäßige Meinung von seiner Bedeutung hegen, da er Niemand findet, seinen französischen Kammerdiener vielleicht ausgenommen, der sich vor ihm beugte und ihm schmeichelte. — Samstag, den 10. Juni, reiste ich von Salamanca ab nach Valladolid. Da das Dorf, wo wir über Nacht bleiben wollten, nur fünf Stunden entfernt war; so hatten wir keine Eile vor Mittag abzureisen. Am Himmel war ein Nebel, der die Sonne einhüllte, so daß er unseren Augen ihren Stand beinahe entzog. Mein Freund, Herr Patrick Cantwell aus dem irischen Colleg, war so freundlich, einen Theil des Weges mit mir zu reiten. Er saß auf einem sehr kümmerlich aussehenden gemietheten Maulthier, von dem ich nicht glaubte, daß es vermögend seyn würde, Schritt mit den muthigen Pferden von mir und meinem Begleiter zu halten; denn es schien ein wahrer Zwillingsbruder des bekannten Maulthieres von Gil Perez, auf welchem sein Neffe seinen berühmten Ritt von Oviedo nach Penaflor machte. Ich hatte mich indessen sehr getäuscht. Er hatte das Thier nicht so bald bestiegen, als es raschen Schrittes davon eilte, wie ich es so oft an spanischen Maulthieren bewundert habe und womit kein Pferd wetteifern kann. Unsere stattlichen Thiere waren bald hinter ihm und wir wurden schnell genöthigt, uns in Trab zu setzen, um dem wunderlichen Vierfüßer zu folgen, der dann und wann den Kopf hoch in die Luft hob, das Maul aufblies und sein gelbes Gebiß zeigte, als wolle er über uns lachen, was er vielleicht that. — Wir gelangten endlich nach Pitiegua, einem kleinen Dorfe, vier Stunden von Salamanca, von ungefähr fünfzig Familien und Lehmhütten, mitten in einer staubigen Ebene gelegen, wo Korn in Fülle wuchs. Wir frugen nach dem Hause des Curaten, eines alten Mannes, den ich am Tage vorher im irischen Colleg gesehen und der, als er erfahren, daß ich im Begriff sei nach Valladolid abzureisen, mir das Versprechen abgefordert hatte, nicht durch seinen Ort zu gehen, ohne ihm einen Besuch abzustatten und seiner Gastfreundschaft zu genießen.

Eine Frau zeigte uns ein Häuschen von etwas besserem Aussehen als die anderen. Es hatte einen Porticus, wenn ich mich nicht irre, gänzlich von rankenden Weinreben überdeckt. Wir klopften sehr lange an der Thüre, ohne Antwort zu erhalten; es herrschte völlige Stille; man hörte nicht einmal das Gebell eines Hundes; der Umstand war der, daß der Pfarrer und seine ganze Familie, die aus einer alten Magd und einer Katze bestand, ihre Siesta hielten.

Der gute Mann wurde endlich durch unsern Lärm und unser Geschrei geweckt; denn wir hatten Hunger und waren darum ungeduldig. Er sprang von seinem Bett und lief eilig zur Thüre; und als er uns gewahr ward, ergoß er sich in Entschuldigungen: statt um diese Zeit zu schlafen, sagte er, hätte er seinem geladenen Gast entgegen gehen sollen. Er umarmte mich sehr herzlich und führte mich in einen kleinen Saal mittlerer Größe, ringsum eingefaßt von lauter Gestellen voll Büchern. Auf der einen Seite stand ein Tisch oder ein Schreibpult mit schwarzem Leder überzogen, ferner ein großer bequemer Lehnstuhl, in welchen er mich niederdrückte, da ich als ein wahrer Büchernarr herumging, Bücherschau zu halten. Er sagte dazu mit vieler Lebhaftigkeit: er habe nichts, was der Aufmerksamkeit eines Engländers würdig wäre, seine ganze Sammlung bestände einzig aus Breviarien und trockenen theologischen Abhandlungen.

Hierauf ließ er es sich angelegen seyn, uns Erfrischungen zu verschaffen. Mit Hilfe seiner alten Magd setzte er in einem Augenblick mehrere Teller mit Kuchen und Eingemachtem auf seinen Tisch und dazu mehrere große und seltsame Flaschen, die mir denen von Schiedam sehr zu gleichen schienen; ich hatte mich nicht getäuscht. „In diesem Betreff," sprach er, sich die Hände reibend, „kann ich Ihnen, — Gott sei Dank! in einer Weise dienen, die Ihnen angenehm seyn wird. In diesen Flaschen ist ein Holländer von dreißig Jahren;" und zwei große Becher hervor holend: „Schenken Sie Sich ein, meine Freunde! Trinken Sie, wenn Sie wollen, Alles bis auf den letzten Tropfen; ich mache mir wenig daraus; ich trinke selten etwas anderes als Wasser. Ich weiß, daß ihr Herren Insulaner ihn liebt und nicht ohne ihn leben könnt. Da er Ihnen ja wohl bekömmt, so bedauere ich nur, nicht mehr zu haben."

Da er aber bemerkte, daß wir uns damit begnügten, ihn nur zu verkosten, betrachtete er uns mit der Miene des Erstaunens und fragte uns, warum wir nicht tränken. Wir antworteten ihm, daß wir starke Getränke nur selten nähmen, und ich fügte hinzu, daß ich auch nur höchst selten Wein tränke und gleich ihm mich mit Wasser begnüge. Er schien mir etwas ungläubig, sagte uns jedoch, wir möchten thun, wie es uns gefiele, und verlangen, was wir wünschten. Wir gestanden nun, da wir nicht zu Mittag gegessen, so würde uns etwas Nachhaltiges sehr willkommen seyn.

„Ich fürchte," entgegnete er, „wir werden in diesem

Hause nichts finden, was Ihnen zusagen könnte; indessen wollen wir sehen."

Nun führte er uns in einen kleinen Hof hinter dem Hause, den man einen Garten oder eine Baumschule hätte nennen können, hätte er Bäume oder Blumen enthalten; so aber wuchs nichts darin, als Gras die Fülle. In einer Ecke befand sich ein großes Taubenhaus, in welches wir uns Alle begaben. „Ach!" sagte er beim Eintreten, „könnten wir da ein paar schöne delikate Tauben finden, das würde ein herrliches Mittagmahl abgeben!" Eitle Hoffnung! nachdem wir die Nester durchsucht, fanden wir nur ganz junge, die zum Speisen nicht geeignet. Der gute Mann wurde traurig und sagte, er fange an zu fürchten, daß wir ohne Mittagessen von dannen ziehen müßten. Von dem Taubenhause führte er uns zu einer Stelle hin, wo wir mehrere Bienenkörbe fanden, um die eine Menge dieser emsigen Thierlein herumschwärmten, die Luft mit ihrem Gesumm erfüllend.

„Nach meinem Nächsten," fuhr er fort, „liebe ich nichts mehr als diese Bienen; es ist ein wahrer Genuß für mich da zu sitzen und sie zu bewachen und ihrem Gesummse zu lauschen."

Wir durchschritten nun mehrere von Hausrath entblößte Räume. In einem derselben waren mehrere Speckseiten aufgehangen, unter denen er stehen blieb, sie mit großer Aufmerksamkeit betrachtend. Wir sagten ihm: im Falle er nichts anderes uns anzubieten hätte, würden wir sehr zufrieden seyn, einige Stücke dieses Speckes zu essen, besonders wenn er uns Eier dazu geben könnte.

„Die Wahrheit zu gestehen," erwiederte er, „ich habe nichts Besseres, und wenn Sie Sich mit dieser Kost begnügen können, so bin ich sehr erfreut. Was die Eier betrifft, so können Sie haben, so viel Sie wollen, und zwar ganz frische, denn meine Hühner legen alle Tage."

Sobald Alles bereitet und nach unserem Geschmack hergerichtet war, setzten wir uns zu dem Schinken und den Eiern in einer kleinen Kammer; es war nicht dieselbe, in welcher er uns empfangen, sondern ihr gegenüber neben der Hausthüre. Obschon der gute Curate nichts aß (er hatte lange vorher sein Mahl zu sich genommen), so setzte er sich doch oben an den Tisch und belebte die Mahlzeit durch sein Gespräch.

„Eben da," sprach er, „wo Sie sitzen, meine Freunde! saßen einst Wellington und Crawford, nachdem sie die Franzosen bei Arapiles geschlagen und uns von der Knechtschaft des schlechten Volkes befreit. Nie hielt ich mein Haus so hoch, als seitdem sie es mit ihrem Besuche beehrt. Sie waren Heroen und der eine ein Halbgott." Und nun brach er in das Lob „des großen Lords" aus in Worten, die ich glücklich wäre zu übersetzen, wäre meine Feder im Stande in englischer Sprache die kräftigen und donnernden Ausdrücke der kastilianischen Sprache wiederzugeben.

Bis dahin hatte ich geglaubt, er sei ein ganz einfacher, unwissender, alter Mann, tiefer und mächtiger Empfindung, ebenso unfähig wie eine Schildkröte in ihrer Schaale; er schien aber auf einmal ganz begeistert; seine Augen waren voll Feuer; jeder Muskel seines Gesichtes war in Bewegung. Während seiner Aufregung fuhr das Käppchen, das er nach Brauch der katholischen Geistlichkeit trug, jeden Augenblick auf und nieder; und ich wurde alsbald inne, daß ich einem jener merkwürdigen Menschen gegenüber stünde, welche so häufig im Schooße der katholischen Kirche aufwachsen und mit einer kindlichen Einfalt eine wunderbare Schnellkraft und Macht des Gemüthes verbinden, gleich geeignet eine kleine Heerde roher Bauern in irgend einem unbekannten Dorfe Italiens oder Spaniens zu leiten, oder Millionen von Götzendienern an den Küsten von Japan, von China oder Paraguay zu bekehren.

Es war ein magerer dürrer Mann von ohngefähr fünfundsechzig Jahren; er trug einen Mantel von grobem Zeug, seine übrige Kleidung nicht feiner. Diese bescheidene Einfachheit im Aeußeren war ihm keineswegs von der Armuth auferlegt. Im Gegentheil, seine Pfründe war eine vortreffliche und stellte ihm jährlich wenigstens 800 Dollar zur Verfügung, wovon der achte Theil überflüssig zur Unterhaltung seiner Person und seines Hauses hinreichte; das Uebrige wurde für Werke der Nächstenliebe der lautersten Art verwendet. Er speiste den hungrigen Reisenden und entließ ihn singend, nachdem er seinen Sack mit Fleisch versehen und ihm eine Peseta in den Beutel gesteckt. Seine Pfarrkinder fanden in Geldnoth sogleich immer eine unmittelbare Hilfe bei ihm. Man kann wohl sagen, er war der Banquier seines Dorfes; niemals erwartete oder wünschte er sein Geld zurück. Obschon er genöthigt war, sich öfter nach Salamanca zu begeben, so gönnte er sich nicht einmal ein Maulthier, und begnügte sich mit einem Esel, den er einem Müller in der Nachbarschaft entlieh. „Ich hatte sonst ein Maulthier," sagte er, „allein vor einigen Jahren geschah es, daß ein Reisender, den ich beherbergt hatte, mir es ohne meine Erlaubniß mitnahm; denn hier in dem Alkoven habe ich zwei Betten, rein und sauber, zum Besten der Reisenden; es wäre mir eine große Freude, wollten Sie und ihr Freund davon Gebrauch machen und bis Morgen bei mir bleiben."

Ich mußte jedoch meine Reise beschleunigen; mein Freund wünschte gleichfalls schleunig nach Salamanca zurückzukehren. Als ich von dem gastlichen Curaten Abschied nahm, bot ich ihm ein Neues Testament an; er nahm es ohne ein Wort zu äußern und stellte es auf ein Gefach seiner Bibliothek; allein ich sah, wie er dem

irischen Studenten bedeutungsvoll zuwinkte, als wollte er sagen: „„Ihr Freund versäumt keine Gelegenheit sein Buch zu verbreiten,“ denn er wußte gar wohl, wer ich war. Lange werde ich den guten Priester nicht vergessen, den Antonio Garcia de Aquilar, Curaten von Pitiegua.

Diesem Bilde Borrow's wollen wir noch ein ähnliches folgen lassen; auch hier sehen wir wieder Bibelaustheilende Engländer einem katholischen Geistlichen jenes ritterlichen Landes gegenüber, das noch so viele Spuren aus den Tagen des Cids und der Kämpfe mit den Mauren zeigt. Hören wir auch diese Schilderung:

Der Pfarrer bewohnte die alte Ruine einer orientalischen Moschee, wovon ihm ein Theil als Bibliothek, ein anderer als Taubenhaus diente; das Uebrige war von seiner Haushälterin eingenommen, die den Stadtschreiber geheirathet hatte, und neben der Besorgung ihres eigenen Haushaltes auch dem Pfarrer diente.

Der gute Mann lebte von einigen Früchten, vom Speck, der in einer oberen Gallerie aufgehangen war, und von Eiern, welche ihm seine Hennen legten, die gackernd um das Marmorbassin und den maurischen Springbrunnen liefen. Einige Zitronen- und Granatbäume grünten in einem Winkel und senkten ihre blutrothen und golbenen Früchte über das Wasser. Er ließ uns Alles, was er hatte, in einen kleinen Saal bringen, dessen Aussicht auf den Patio oder inneren Hof ging; alle Augenblicke wurde er von Armen gestört, die an die Thüre klopften. Er that wie der Vicarius von Wakefield; wollte er sich von einem Bettler unordentlichen Lebens befreien, so lieh er ihm einen Mantel oder ein Käppchen in der festen Zuversicht, seinen Gläubiger nie wieder zu sehen. Seinem abgenützten Priesterrock, seinem schwarzen, ziemlich nachläßig gekämmten Bart nach zu schließen, hätte man ihn wohl für arm halten können, und ich hätte wohl geglaubt, dieser Besitzer einiger elenden Trümmer hätte keine Peseta bei sich, hätten nicht die zahlreichen Besucher, die an seine Thüre klopften, von seiner eigenen Hand häufig Almosen empfangen.

Kurz er war der Banquier und der Arzt des Ortes. In einem Bellveder, dessen kleines Fenster wilder Jasmin und Lorbeer beinahe gänzlich überdeckte, hatte er seine zwei Betten für Reisende stehen. Wir waren Calvinisten, er wußte es; seine gemüthliche Gastlichkeit war darum nicht minder herzlich; und als ich beim Scheiden ihm eine meiner protestantischen Bibeln zustellte, begnügte er sich damit, schalkhaft zu lächeln, indem er das Buch auf das Gestell setzte, wie wenn er hätte sagen wollen: Sie sind ein Musterreiter, der sein Geschäft nicht vergißt. Mit einem Worte, ich bin wenigen Menschen begegnet, die thätiger, liebenswürdiger und aufopfernder gewesen wären.

Der sinnreiche Lehrer und Bekehrer der Sträflinge zu Toulon.

Nicht leicht besitzt ein Volk in dem Maaße die Gabe sich mitzutheilen, wie die Franzosen. Sie haben diesen Beruf im guten und bösen Sinne in der Geschichte bewährt. Neben den begeisterten, unerschrockenen Aposteln der beseligenden Lehren des Christenthums, die für das Evangelium in den Wildnissen Amerikas und auf den Küsten Chinas den Martyrtod starben, haben die Franzosen auch als die Missionäre der Revolution durch ihre Literatur das zerstörende Feuer des Unglaubens und der Empörung in den Geistern von einem Ende der Welt bis zum andern angezündet, ihre Heere haben alsdann mit klingendem Spiele dem neuen Geiste die Siegesfahnen bis zu den Pyramiden Aegyptens, den heißen Sierren Spaniens und den kalten Steppen Rußlands nachgetragen. Und wieder, nachdem der furchtbare Vulkan sich einigermaaßen beruhigt, ist in Frankreich jener große Missionsverein zur Verbreitung des Glaubens erstanden, dem so viele katholische Völker sich angeschlossen haben, und dessen segensreiche Wirksamkeit sich bis an die äußersten Ende der Erde erstreckt. Ein anderer Beweis für diese französische Gabe der Mittheilung ist die Geltung, welche ihre Sprache sich zu verschaffen wußte, daß sie die allgemeine der gebildeten und diplomatischen Welt geworden, so daß Bücher in ihr geschrieben für ihren Leserkreis kaum eine Gränze kennen.

Der Franzose, mit seiner beweglichen lebendigen Schmiegsamkeit und Biegsamkeit, versteht es gar leicht, sich sogleich in jeder Lage zurecht zu finden und sich darin einen Wirkungskreis zu verschaffen. Wird diese Gabe, mit der sich eine rastlose Thätigkeit verbindet, mit aufopfernder Begeisterung zum Guten verwendet, so vermag sie gar Manches, von dem man in anderen Ländern kaum eine Ahnung hat. So hat namentlich im Gebiete der Wohlthätigkeit Frankreich eine große Reihe von Anstalten und Einrichtungen geschaffen, wo die Barmherzigkeit der Noth und dem Elend, geistigem wie leiblichem, oft auf die sinnreichste Weise beispringt und sich bei dem Unglück Eintritt zu verschaffen weiß. Wir werden öfter hierauf zurückkommen und wollen hier nur ein Beispiel anführen, das wir einer der unglücklichsten Klassen der menschlichen Gesellschaft, den Galeerensträflingen, entlehnen. Die Weise, wie hier ein

menschenfreundlicher Priester die Sträflinge zu ihrer Bekehrung eine Art von Schauspiel aufführen läßt, erinnert uns an die Vorliebe, womit einst auch die Jesuiten von ihren Zöglingen Schauspiele aufführten ließen. Es erinnert uns ferner an die große Bedeutung, welche heilige Schauspiele im Mittelalter als Mittel der Auferbauung und des Unterrichtes des Volkes übten. Vielleicht ließe sich auch bei uns, wo das Leben des Landvolkes so arm und nüchtern geworden, unter weiser Leitung Aehnliches als eine harmlose, lehrreiche Erheiterung wieder in's Leben zurückrufen. Denn hievon gilt, wie von so vielen anderen Dingen, daß der Erfolg und die Wirkung eben von dem leitenden Geiste abhangen. Wir lassen nun die Thatsachen selbst folgen, wie sie in einem jüngst in Frankrgich über die Galeeren erschienenen Werke mitgetheilt werden, das den Titel führt: Les bagnes: histoire, types, moeurs, mystères par *Maurice Alhoy*. Edition illustrée. Paris, Gustave Havard. 1845. Der Verfasser, ein Augenzeuge, erzählt hier, wie folgt:

Man kann sich kaum in Toulon einige Zeit aufhalten, ohne den Namen des Abbé Marin, des Priesters der Galeerensträflinge, zu hören. Der Matrose, der Bedürftige, der Kranke, der Verurtheilte führen immer diesen Namen im Munde, wie im siebzehnten Jahrhundert der Unglückliche den des Vincentius von Paula pries, und wie später der Name der Priester Montes und Perrin verehrt wurde.

Es ist wohl eine übernatürliche Gabe, welche einigen Menschen geworden, durch ihr Erscheinen überall Zuneigung und Verehrung zu erwecken; und Niemand besaß vielleicht in einem höheren Grade diese zauberische Anziehungskraft, als eben der Abbé Marin. Er hatte in seinem Amte als Priester des Strafhauses zum Vorgänger einen Spanier der Geistlichkeit von Toulon, einen sehr gelehrten Priester, der aber keineswegs die Gabe besaß, der verpesteten Gemeinde, die er zu leiten hatte, Ehrfurcht und Anhänglichkeit einzuflößen.

Der Galeerensclave liebt das Gebet, wenn er den liebt, der ihn beten lehrt. Wenn er sich dem Tische des heiligen Abendmahles nähert, so glaube ich nicht, daß er während der Communion, das Erstemal wenigstens, einen höheren Gedanken hat, als das Bedürfniß der Nachahmung; und sieht man ihn gesammelt, bußfertig, andächtig, so ist es beinahe immer eine moralische Gewalt, die ihn unbewußt bewegt, sich nach dem Beispiele des Priesters zu richten, den er verehrt.

Der spanische Priester, der vor Abbé Marin Geistlicher der Ruderknechte von Toulon war, durfte sich nicht vor den Sträflingen sehen lassen, ohne daß Murren und Gotteslästerungen dem Mund Aller entfuhren. Hielt er christliche Lehre, so antworteten sie ihm mit ihren schmutzigen Zotenliedern.

Wie ist es denn nun von einem Tage zum anderen geschehen, daß dieß Volk, so gottlos, so frech, so widerspenstig, nun der Stimme des Priesters gehorcht und Ehrfurcht seinem Amte beweist? Wie hat ein bescheidener Mann es gewagt, die Schwelle dieser Hölle zu betreten, wo alle diese Auswürflinge eines gefallenen Geschlechtes Chorus gegen seinen Vorgänger machten, der doch Eigenschaften besaß, wohl geeignet jenen Widerwillen zu bekämpfen, welcher sich jedesmal bei seinem Erscheinen offenbarte? Wie konnte endlich der Abbé Besitz ergreifen von seiner Stelle, und sie erfüllen, ohne seine Zuflucht zu Zwangsmitteln zu nehmen?

Es ist sonderbar zu sagen: das Theaterspiel ist hier dem Evangelium zu Hilfe gekommen und das geschah also.

Fenelon hat gesagt: Glücklich wer sich spielend unterrichtet! und zwar viel früher, ehe ein geistlicher Schriftsteller, Herr d'Exauviller, kleine Schriftchen über religiöse Moral verfaßte, deren Form, durchweg anziehend, die Aufmerksamkeit des Lesers an die Lösung der ernstesten und erhabensten Fragen fesselt. Einige dieser kleinen Schriften des Abbé d'Exauviller enthalten Gespräche, deren Personen aus den niedersten Schichten der Gesellschaft genommen sind.

Abbé Marin war bemüht, in der Absicht Bekanntschaft mit den Sträflingen zu machen, ihnen das Daseyn Gottes und die Nothwendigkeit der Religion nahe zu legen. Hätte er es sich einfallen lassen, an einer Stelle der Strafanstalt einen Stuhl oder eine Kanzel zu errichten, und hätte er dort in Chorhemd und Kappe die biblische Sprache zu diesen Blinden geredet, er wäre wohl nicht besser von ihnen aufgenommen worden, als der spanische Priester; er schlug aber einen andern Weg ein, und bediente sich dabei der kleinen Schriften des Abbe d'Exauviller.

Er verschaffte sich so viele Exemplare dieser Büchlein, als Personen darin vorkommen. Er tritt in den Saal herein, liest mit lauter Stimme die Einleitung des Buches, welche zum Ausgangspunkt eine halb historische Anecdote nimmt; bezeichnet dann die Personen, wie z. B. Herr Demont, Maire des Ortes, ein Schöngeist und Zweifler; Meister Thomas; der dicke Peter; Johann u. s. w., alles Einwohner eines Dorfes, wo die Religion vernachläßigt und die Moral mißachtet war. Er fragt nun, welches unter den Sträflingen die unterrichtetsten und die geschicktesten sind. Man ward inne, daß es sich von einem Schauspiel handelte und die Fähigsten wurden von der Menge bezeichnet. Jeder der Sprechenden erhielt nun seine Schrift; Herr Abbé Marin behielt für sich eine Rolle, nämlich die des Pfarrers der Gemeinde. Er gab dem ersten Sprecher ein Zeichen zu beginnen; der Sträfling bemühte sich, den Ton zu treffen, den er seiner Rolle für angemessen

hielt; der zweite verfuhr bei der Antwort eben so. Das Spiel wurde mit Geschick und Feuer gespielt; die Masse der Zuschauer saß auf der Bank des Strafhauses und hörte neugierig zu. Der Gegenstand war ernst, allein er war in vertraulicher Sprache abgehandelt, und nachdem der Widersprechende, der Grund auf Grund gegen den Dorfpfarrer vorbrachte, seine Rolle zu Ende geführt und unterlag, so erschallte ein Donner von Beifall und Bravo aus dem ganzen Saale, und der Sieg der Rolle, welche sich Abbé Marin vorbehalten, war vollkommen.

Die Sträflinge fanden solchen Geschmack an diesem Unterricht in Form einer Komödie, daß sie am folgenden Sonntag unter einander wetteiferten, wer eine Rolle erhalten sollte. Der Priester wechselte mit seinen Stücken, und von dem an war seine Gegenwart ein Bedürfniß für die Züchtlinge. Er konnte nun jenen evangelischen Geist entfalten, der ihm später nicht nur die Liebe der Sträflinge, sondern auch aller bei der Marine Angestellten gewann.

Ich ergriff begierig die Gelegenheit, die sich mir darbot, in Berührung mit diesem verehrungswürdigen Geistlichen zu treten; er war so freundlich, mir einen Besuch zu machen und sich lange über die zu unterhalten, die er seine armen Verurtheilten nannte Es macht ihm Freude einzelne lobenswerthe Züge anzuführen, welche dieser entwürdigten Klasse zur Ehre gereichen und günstig für sie sprechen.

Vor einiger Zeit geschah es, so erzählte er mir, daß sich unter den nach Toulon gebrachten Sträflingen ein Unglücklicher aus dem Seminar von Chartres befand. Dieser Mensch fürchtete die Spöttereien und Demüthigungen, denen ihn sein Stand aussetzen mußte. In der Stadt hatte die Nachricht von der Ankunft des Schuldigen einen gewissen Eindruck gemacht; die Neugier war erwacht und Jeder bemühte sich den Unglücklichen zu sehen.

Nachdem er aus dem Zellenwagen gestiegen, hatte man den neuen Ankömmling, dem Herkommen gemäß, in ein Zwangsarbeitsboot eingeschifft, das ihn nach der Strafanstalt bringen sollte. Zehn Paar Sträflinge waren auf den Ruderbänken und alle warfen einen gierigen Blick auf ihren neuen Genossen. Das Boot entfernte sich vom Ufer, und während es seine Ueberfahrt bewerkstelligte, wurde es von einem anderen gekreuzt, in dem Neugierige fuhren, die sich schon nach der Strafanstalt begeben hatten, um den neuen Ankömmling in Augenschein zu nehmen. Beim Anblick eines von Sträflingen bemannten Bootes kamen sie auf den Gedanken, der Unglückliche müsse sich wohl dort befinden, sie trieben ihr Fahrzeug so dicht als möglich heran und riefen den Sträflingen: „Habt ihr nicht den Menschen? Zeigt ihn uns.“

Alle Ruderer begriffen sogleich, welches der Schmerz eines Menschen seyn müße, den man nur aufsuchte, um ihn zum Spielwerk der Bosheit zu machen; sie hatten Erbarmen mit seiner Erniedrigung und aus einer freiwilligen Bewegung, die ihnen Niemand befahl, erhoben sich alle Sträflinge und Unglücksgenossen; sie antworteten den Fragenden verneinend und bewogen sie, sich anderswohin zu wenden, indem sie ihnen eine andere Barke als die bezeichneten, welche den unglücklichen Seminaristen trage.

Ich bin überzeugt, sagte mir Abbé Marin, außer dem Gefühl von Mitleid, welches ihnen der Verurtheilte einflößen konnte, leitete sie hiebei der Gedanke, daß das, was sie dem Gefangenen thäten, dem freien Priester angenehm seyn würde, der ihnen seine Sorge widmete. Um eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen, geschah es, daß diese Menschen, die gewöhnlich Spötter sind und die Religion verhöhnen, sich gegen den Gefallenen barmherzig und mitleidvoll zeigten. Sie sagten sich: Dieser Mensch hat den Chorrock getragen, den der Abbé Marin trägt. Sie suchten seinen Flecken vor denen zu verbergen, die daraus ein Mittel des Aergernisses machen wollten. „Sie sehen, mein Herr,“ fügte der gute Geistliche hinzu, „man kann auch diesen Naturen, an denen man so sehr verzweifelt, einiges Gute abgewinnen;“ und er erzählte weiter: Nachdem man den Seminaristen von Chartres in die Eisen geschlagen und an die Arbeit gesetzt, so hätten seine Kameraden jenes Gefühl nicht verläugnet, welches sie ihm, der gleich allen neuen Ankömmlingen bei der schweren Arbeit angestellt wurde, anfangs gezeigt, sie wetteiferten, wer die Arbeit des Unglücklichen verrichten sollte; man nahm ihm den Spaten, das Hebeisen aus der Hand; man litt nicht, daß er den Riemen, um einen Wagen zu fahren, anfaßte, noch daß er den Schubkarren zog. Der Geistliche hegte ohne Zweifel den Wunsch, daß die Probezeit, welche der Verurtheilte durchmachen mußte, ehe er eine Milderung seiner Strafe oder einen Dienst erlangte, abgekürzt würde; allein der Geist der Gerechtigkeit bekämpfte bei ihm den Aufschwung der Barmherzigkeit, und aus Furcht, man möchte das Mitleid, welches der Schuldige dem tugendhaften Priester einflößte, Triebfedern des Kastengeistes zuschreiben, wagte er nicht, die Güte des Commissärs der Strafanstalt in Anspruch zu nehmen. Die Sträflinge errieten diesen Scrupel des guten Priesters und begehrten, daß der Unglückliche von Chartres den beschwerlichen Arbeiten des Hafens enthoben würde; weit entfernt, über diese Gunst zu murren, die man seiner früheren gesellschaftlichen Stellung und der Würde, womit er bekleidet gewesen, zugestanden, bemühte sich Jeder, einen günstigen Dienst für ihn zu erlangen. Gegenwärtig ist er in einem der Bureaux für Wasserbauten beschäftigt.

Meine Begleiter, die sich unter die Masse der Sträf-

linge gemischt, erfuhren dort nebst andern Nachrichten auch ein geheimnißvolles Ereigniß, dem der Geistliche nicht fremd geblieben; Folgendes ist der Hergang.

Es herrscht der Gebrauch, wenn ein Sträfling eine Besprechung mit dem Geistlichen der Strafanstalt zu haben wünscht, so sucht er schriftlich um die Vergünstigung nach, ihm vorgestellt zu werden. Ein Mensch, der zu ewiger Zwangsarbeit verurtheilt war, zur Klasse der Landleute gehörig, erschien einst vor Abbé Marin und bat ihn, von dem Commissär die Versetzung in einen anderen Saal zu erlangen. Da dieser Sträfling für seine Forderung durchaus keinen triftigeren Grund anführte, so hielt der Geistliche es nicht für passend, sein Gesuch dem Verwalter vorzutragen.

Einige Tage gingen vorüber; da nun der Verurtheilte nicht mehr darauf bestand, daß man seinen Saal wechsele, sondern bat, ihn nach den Galeeren von Brest oder Rochefort zu versetzen: so wünschte der Priester die Gründe zu wissen, die den Sträfling bewogen, so sehr auf seiner Versetzung zu bestehen. Er sagte nun dem Abbé, wie sein gegenwärtiger Wohnort für ihn ein Ort entsetzlicher Qual sei, da er immer einen unglücklichen Kameraden vor seinen Augen habe, den die Jury ungerechter Weise wegen eines Mordes verurtheilt habe. Das Verbrechen wurde von mir begangen, fügte der Bittende hinzu, der unschuldig Verdammte, der mich jeden Augenblick neben sich sieht, weiß nicht, daß ich der Thäter dieses Verbrechens bin, welches er unschuldig abbüßt; ich aber bin jede Stunde mit ihm in Berührung und seine Gegenwart ist für mich eine schreckliche Strafe, die mir das Leben in dieser Strafanstalt unerträglich macht.

Der gute Geistliche hinterbrachte dem Verwalter die Worte des Sträflings; dieser glaubte aber nicht, das Gesuch berücksichtigen zu müssen. Als der Verurtheilte vernahm, daß sein Wunsch nicht erfüllt würde, sagte er: „Ich werde erkranken, ins Spital kommen und sterben.“ Man legte wenig Gewicht auf die Weissagung des Züchtlings. Indessen begann sie alsbald in Erfüllung zu gehen. — Der Verurtheilte wurde von einem bösartigen Fieber ergriffen und nach dem Spital gebracht. Sobald er des Geistlichen ansichtig wurde, sagte er: „Ich habe es Ihnen jagesagt; Sie sehen mich nun hier, und bald werde ich auf der Anatomie seyn.“ Der Priester wollte dem Sterbenden Trost zusprechen, er suchte den verhängnißvollen Gedanken, der ihn beherrschte, zu entfernen. Das Uebel verschlimmerte sich bald; der Arzt erklärte, der Kranke habe nur noch kurze Zeit zu leben; der Priester bot ihm die Tröstungen der Religion an. „Ja, Herr Abbé!“ erwiederte der Arme, „ich werde beichten; vorher aber muß ich Alles thun, um einen Schuldlosen zu reinigen.“ — Der Staatsprocurator erschien vor dem Bette des Sterbenden, und empfing eine Erklärung, woraus hervorging, daß ein Mensch, genannt Boissieux, wegen Todtschlag zur Zwangsarbeit verurtheilt und gegenwärtig zur Ausstehung seiner Strafe auf den Galeeren zu Toulon, das Opfer eines gerichtlichen Irrthums war. Der, welcher das Verbrechen begangen, gab alle Einzelnheiten an, welche die menschliche Gerechtigkeit in den Stand setzen konnten, den Fehltritt, den sie gethan, wieder gut zu machen. Boissieux wurde zu dem Sterbenden geführt und er fügte noch einige Angaben zu diesen Enthüllungen hinzu, sprechend: „ich bin unschuldig.“

Diesen Thatsachen fügt eine französische Zeitschrift folgende Betrachtung bei.

Niemals werden die Philanthropen das Ziel ihrer Bemühungen erreichen, wenn sie sich nicht innigst mit der Religion verbinden. Nur sie kann, durch die Vermittlung der Geistlichkeit, die socialen Wunden heilen, die so schrecklich klaffen und bluten. Wir werden darum stets das innigste Zusammenwirken der Verwaltung und der Geistlichkeit zum Besten der Unglücklichen und der Schuldigen fordern; oft vermischen sich Verbrechen und Unglück und eines erwächst aus dem andern. Nur die Religion besitzt jene große und hinreißende Gewalt, die das Innerste der Seele durchdringt und sie zur Reue und zur Barmherzigkeit zwingt. Die Welt weiß es nicht, wie viele unglückliche Seelen durch die Beichte und den Rath guter Priester vom Rande des Abgrundes zurückgehalten werden. Der Einfluß jener gottgeweihten Schwestern, welche sich den Diensten der Barmherzigkeit am Bett des Kranken und in den Hütten des Armen widmen, ist nicht minder mächtig und den meisten Weltmenschen nicht besser bekannt.

Loblied von Brentano.

Kein Thierlein ist auf Erden
Dir, lieber Gott, zu klein.
Du ließst sie alle werden,
Und alle sind sie dein.
Zu dir, zu dir
Ruft Mensch und Thier.

Der Vogel dir singt,
Das Fischlein dir springt,
Die Biene dir summt,
Der Käfer dir brummt.
Sie rufen Alle, groß und klein:
„Herr Gott, du sollst gelobet seyn!“

Die Zerstörung von Jerusalem.

Tragisches Singspiel in drei Abtheilungen.

Personen:

Jesaias, Jeremias, Ezechiel, Daniel, } die Propheten.

Der Hohepriester von Jerusalem
Die Tochter des Hohenpriesters.
Simon, des Gioras Sohn, } Häuptlinge
Johannes von Gischala, } der Juden.
Der Prophet der Juden.
Maria, Tochter Eleazars, eine Jüdin.

Ahasverus, der ewige Jude.
Titus, des Imperators Sohn, Feldherr der Römer.
Ein Idumäer.
Ein Levit.
Ein Christ.
Eine Christin.
Der Engel des Grabes Christi.
Chor der Racheengel.
— der Leviten.
— der Frauen Jerusalems.

Chor der Jungfrauen Jerusalems.
— der Töchter Sions.
— der Zeloten.
— der Waisenkinder.
— der römischen Priester.
— der Juden.
— der Römer.
— der Christen.
— der Engel.
— der Menschen.
— der Dämonen.

Erste Abtheilung.

Die Propheten.

Vorspiel.

Jesaias.

Wehe Jerusalem! wehe!
Mörderin! dein Arm erschlug
Deinen Heiland sanft und mild;
Schrecklich furcht ein Feuerpflug,
Sion! Sion! dein Gefild.

Jeremias.

Wehe Jerusalem! wehe!
Staub wird stolze deine Zier,
Dir im Herzen steht der Stahl,
Deines Hungers grimmer Gier
Wird dein eigen Fleisch zum Mahl.

Ezechiel.

Wehe Jerusalem! wehe!
Fallen wird dein stolzer Thron,
Rächend trifft der Blitz dein Zelt,
Flüchtig wird dein letzter Sohn,
Irrt wie Kain in weiter Welt.

Daniel.

Wehe Jerusalem! wehe!
Schuld und Blut ist deine Saat,
Eine Wüste wird dein Ruhm,
Wenn der Wolf von Abend naht,
Wird zu Rauch dein Heiligthum.

Alle vier Propheten.

Ein Liliengarten,
Ein neuer erblüht,
Ist deine Asche
Im Winde verglüht.

Chor der Racheengel.

Sein Wille,
Sein heiliger Wille geschehe!
Wehe Jerusalem! wehe!

Der Tempel von Jerusalem festlich geschmückt, das Opfer beginnt

Der Hohepriester.

Nun singet seinen Preis,
Bekränzet froh sein Haus,
Ihm dient der Erdenkreis,
Doch wählt er Sion aus.

Chor der Jungfrauen.

Jehova, unser Ziel!
Dir tönt der Harfen Spiel.

Chor der Leviten.

Es blickt im Jubelchor,
Das Aug zu dir empor.

Der Hohepriester.

Wie glänzt dein Tempel stolz,
Den Sion dir erhob
Aus Gold und Cedernholz,
Wie singt die Braut dein Lob!

Chor der Jungfrauen.

Ihr Herz ist makelrein,
Verlangend harrt sie dein.

Chor der Leviten.

Den Heiden gilt dein Zorn,
Du schirmest Juda's Horn.

Der Hohepriester.

Von Opfern auserwählt
Triest rauchend dein Altar,
Geschenke ungezählt
Bringt Sion, Herr! dir dar.

Chor der Jungfrauen.

Hosanna! jubelt heut
Die Braut dir hocherfreut.

Chor der Leviten.

Ihr Haupt ist hochgeweiht,
Sie thront in Ewigkeit.

Die Tochter des Hohenpriesters (stürzt herein).

O Vater! o Vater!
Wie ist mir geschehen!
Wie ist mir so bang!
Wie ist mir so weh!
O Vater! o Vater!
Was hab ich gesehen!

Der Hohepriester.

Fasse! fasse dich!
Laß dein Zagen!
Laß dein Klagen!
Wohlgeborgen
Ohne Sorgen
Meine Tochter sprich!

Die Tochter.

So höre ein Lied
So düster, so bang,
Das schreckend im Schlaf
Die Ahnung mir sang.

(Sie singt.)

Ich sah von Sions Zinnen
Den fernen Jordan rinnen,
Die Sonne schien so roth
Wie Blut und Noth.

Ich sah zu Sions Hallen
Die Stämme festlich wallen,
Da zog am Himmel schwer
Ein Wetter her.

Ich sah im Goldgeschmeide
Die Braut im Hochzeitkleide,
Und um den Festaltar
Die Hochzeitschaar.

Die Lilienwangen blühten,
Die Rosenlippen glühten,
Sie blickte lächelnd hin
Die Königin!

Ein Blitz traf ihren Scheitel,
Und Alles ach! war eitel!
Es sank des Tempels Pracht
In Schutt und Nacht!

Nur Trümmer sah ich traurig!
Nur Klagen hört' ich schaurig!
Und in der Nacht allein
Ein Leichenstein!

Der Hohepriester.

Träume trügen, scheuche sie!
Ihren Lügen traue nie!
Unsre Feier störe nicht!
Schweig und höre, David spricht:
Ewig steht Sions Macht,
Nie vergeht ihre Pracht.

Die Tochter des Hohenpriesters.

Verzeihe dem Kinde,
Wenn bange bethört,
Das träumende, blinde
Die Feier gestört.
O singet und bringet
Das Opfer ihm dar,
Sein Friede durchdringe
Die gläubige Schaar!

(Beide singen.)

Wir legen alle Schmerzen
In unsres Gottes Schooß,
Vertrauen ihm von Herzen,
Er ist so gut, so groß.
Er hat mit uns durchzogen
Der Wüste heißen Sand,
Er führt uns durch die Wogen
Zu unsrer Sehnsucht Land.

Der Prohet der Juden.

O Fluch! o Fluch!
Ich rufe wehe! rufe wehe!
Zu Staub wird Sions Thron
Und euch der Blutschuld Lohn.

Der Hoheprieſter.

Wer biſt du Unglücksſohn!
Der frech die Feier unterbricht?

Der Prophet.

Es iſt der Geiſt, der aus mir ſpricht.

Der Hoheprieſter.

Du läſterſt gottlos dieſen reinen Ort.

Der Prophet.

Vernimm aus meinem Munde Gottes Wort:
O wahnſinnvolles Feſt, das Gottes höhnt,
Die Erde ſelber bebt, der Abgrund ſtöhnt,
Des Tempels heil'ge Pforten öffnen ſich,
O Sion! deine Engel fliehen dich;
Die Rache klopft am Thore, Schlag auf Schlag,
Erzitt're, denn es naht dein letzter Tag;
Ein roth Geſtirn, ein giftig drohend Licht
Beſtrahlt vom Himmel fahl dein Angeſicht.
Die Feuerſchaalen gießt der Herr auf dich,
Es naht ein Meer von Blut dir fürchterlich;
Ich ſehe Leichen, ſehe Schutt und Brand
Und Peſt und Krieg und Hunger Hand in Hand,
Ihr ſchrecklichen Geſichte, haltet ein!
Der Schmerz durchfährt mir glühend Mark und Bein.
Des Roſſes Mähne feſſelt den Levit,
Das frechen Hufs das Heiligſte betritt;
Und Sion raſend in Verzweiflungsſchmerz
Verſchlingt voll Wuth ihr eigen zitternd Herz:
Drum ſchweigt ihr jubelnden Geſänge!
Hinweg den Schmuck, das Goldgepränge!
Die Kränze weg! die Lichter löſchet aus!
In Trauer kleidet büßend Gottes Haus!
Die Flöten legt, die Harfen aus der Hand!
Zerreißt, Leviten! euer Feſtgewand!
Beſtreut im Sack mit Aſche euch und Staub
Und macht mit Klaggeſchrei den Himmel taub!
Und ihr, des Frühlings zarte Roſenflor!
Ihr Töchter Sions! klagt im Trauerchor,
Mit eurer Thränen heißem Strom bedeckt
Die Erde, die der Unſchuld Blut befleckt,
Und fleht, die Stirne in den Staub gedrückt,
Wenn roth der Racheſtrahl Jehovas zückt.

Die Töchter Sions.

Wehe der Zeichen!
Wehe uns Armen!
Wir Schwache erbleichen,
Jehova, Erbarmen!
Wehe uns Armen!
Erbarmen! Erbarmen!

Johannes von Giſchala.

Was ſoll dies Wehgeſchrei, dies Klagen?

Simon, des Gioras Sohn.

Wer macht die Töchter Sions zagen?

Johannes.

Verräther fliehe! ich erwürge dich.

Simon.

Nein bleibe, bleicher, banger Thor und ſprich!

Der Prophet der Juden.

Zertretet Frevler nur den wehrlos ſchwachen Wurm,
Dann ſieht er nicht des Tempels Schreckensſturm.

Johannes von Giſchala.

Dich hat der Römer Macht, ihr Gold bethört!

Simon.

Nein Wahnſinn ſeinen ſchwachen Geiſt zerſtört.

Der Prophet.

Die Zeichen der Propheten lügen nicht.
Es rufen die Poſaunen zum Gericht.

Johannes.

Verſtumme!

Simon.

Sprich!

Johannes.

Verräther!

Simon.

Thor!

Der Prophet der Juden.

Euch, Frevler, hört der Racheengel Chor,
Drum ziſche nur, du giftgeſchwellte Natterbrut!
Ihr Höllenhunde toll von Gier und Wuth,
Die ungeſtraft ihr jeden Frevel wagt,
Wie Schlangen an dem Herzen Sions nagt,
Sein bös Gewiſſen, Erben ſeiner Schuld
Verwandelt ihr in Zorn Jehovas Huld,
Ihr ſeid's, worauf das Blut des Lammes ruht.

Simon und Johannes und der Prophet.

Es komme auf euch / uns } ſein Blut und krône
In Purpur euch / uns } und eure / unſre } Söhne.

Johannes.

Du aber ſtirb, zu büßen den Verrath!

Simon.

Nein, mir gebührt an ihm die Rachethat.

Johannes.

Hinweg! hinweg das Schwert! ſein Haupt iſt mein.

Simon.

Zurück! ſonſt dring' ich auf dich ſelber ein.

Chor der Töchter Sions.

Wehe der Zeichen!
Wehe uns Armen!
Wir Schwache erbleichen.
Jehova, Erbarmen!
Wehe uns Armen!
Erbarmen! Erbarmen!

Der Prophet der Juden.

Wehe Jeruſalem! wehe!

Ein römiſcher Kriegstribun.

Knechte, die des Aufruhrs Geiſt bethört,
Blinde Juden! raſet länger nicht!
Rom, die Herrſcherin der Völker, ſpricht,
Zittert, fallet in den Staub und hört!

Simon und Johannes.

Fluch der Weltbedrückerin!
Der Wölfin Fluch!

Der Römer.

Eure Ohnmacht macht euch so ergrimmt,
Thoren! weicht des Schicksals Gunst,
Das der Völker Scepter Rom bestimmt:
Sieg sein Loos und Herrschen seine Kunst.

Simon und Johannes.

Schweige! Sion ist des Herren Haus,
Von Judäa geht der Herrscher aus.

Der Römer.

Blickt nach Rom das Capitol hinan,
Wo der hohe Göttervater thront;
Seinem Adler wurden unterthan,
Was der Erde weiten Kreis bewohnt:
Parther, Meder, Serer, Inder,
Afrika, das Land der Wüstenkinder,
Tirus fiel, Karthago wich,
Troja's, Alexanders Stern erblich,
Alle beugten seiner Hoheit sich,
Und vom sonnenhellen Griechenlande
Bis zum nebelkalten Nordmeerstrande,
Wo der Rhein des Urwalds Nacht umsäumt,
Wild die Donau Skythenland durchschäumt,
Gilt des Zeus, des Cäsars Göttermacht,
Wird ihm Weihrauch opfernd dargebracht.
Jetzt noch einmal ruf ich warnend euch:
Hört sein zürnend Gebot:
Beugt Empörer das Knie!
Wißt, vergeblich bedroht
Rom, das mächtige, nie;
Juden ihr werbet
Um Gnade und Huld,
Oder ihr sterbet
Ein Opfer der Schuld.

Simon und Johannes.

Fluch dem Cäsar! Fluch dem Zeus!
Fluch dem Römerjoche! Fluch!

Simon.

Roms Vergeltungsstunde schlug.

Johannes.

Seiner Frevel hat der Herr genug.

Simon.

Ihm wird seiner Sünden Lohn.

Johannes.

Nahe ist der Zeiten Fülle schon.

Simon.

Rom verliert den Siegesraub,

Johannes.

Kniet vor ihm besiegt im Staub.

Simon und Johannes.

Mächtig über alle Nationen
Wird der Welterobrer thronen.

Simon.

Heilig ist für ihn der Krieg,

Johannes.

Gottverheißen uns der Sieg.

Simon und Johannes.

Weiche, Lästerer! von hier,
Krieg dem Kaiser schwören wir,
Nimm den Tod als Botenlohn,
Gottverdammter Heidensohn!

Chor der Zeloten.

Blaset ihr Hörner
Zur Kriegeslust!
Raset ihr Schwerter!
Durchstoßet die Brust!
Feige erbleichen
Vor Flammen und Leichen;
Muthige trinken
Mit lachendem Muth
Der Feinde, die sinken,
Der Sterbenden Blut.
Es lebe der Krieg!
Das Morden, das Brennen!
Das Städteberennen!
Der Krieg! der Krieg!
Der Krieg!

Abschiedsgesang der scheidenden Christen.

O Tag des Jammers! Tag der Schmerzen!
O Hakeldama's Thränensaat!
Wir scheiden, ach! mit bangem Herzen,
O Sion! deine Stunde naht.
Dein Tempel, deine Hallen,
Sie werden, ach! in Trümmer fallen,
Wir grüßen dich zum letztenmal.

Du warst die hochgebenedeite,
Die Priesterstadt, das Bundeszelt,
Dein Tempellicht, das gottgeweihte,
Beschien die nachtbedeckte Welt.
Dein Kuß verrieth ihn, Ungetreue!
Du sinkest ohne Buß und Reue,
Wir grüßen dich zum letztenmal.

Er sah den Schrecken dieser Tage,
Er hieß dem Fluche uns entfliehen,
Vernimm, o Sion! unsre Klage,
Die wir mit bangem Herzen ziehen:
Du fällst, es ist um dich geschehen,
Wir werden nie dich wieder sehen,
Wir grüßen dich zum letztenmal.

Chor der Waisenkinder.

Ohne Vater, ohne Mutter,
Starr vor Kälte, schwach vor Hunger,
Blaß vor Kummer flehen, weinen
Wir, die Kleinen, laßt, ihr Christen
Uns nicht sterben im Verderben!
Nehmt, ihr Christen, nehmt uns mit!

Chor der Chriſten.

Willkommen uns, ihr Kleinen!
Ihr ſollt nicht länger weinen,
O folget unſrem Pfade!
O folget ſeiner Gnade!
Gewinnt der Marterkrone Lohn
Und herrſcht auf ſeinem Himmels-
thron!

Chor der Kinder.

Dich preiſet das Erdenrund,
Dich preiſet der Kinder Mund,
O Jeſu! Dir
Lobſingen wir,
Hoſanna laut
Und gratia
Und in aeternum
gloria!

Zweite Abtheilung.

Jeruſalems Fall.

Chor der ſtürmenden Römer.

Für Rom der Krieg,
Mit Rom der Sieg,
Für Rom voran!
Für Rom hinan!
Der Ruhm ſein Zug,
Das Schwert ſein Pflug,
Sein Feld die Welt!
Die Welt!
Sein reicher Sold
Triumph und Gold!
Sein Arm zerſtört,
Was ſich empört.
Voran im Sturm!
Hinan den Thurm!
Für Rom! für Rom!
Für Rom!

Ein Idumäer auf dem Thurme von Jeruſalem.

Heran o Rom! ich ſing dir Hohn,
Mit Wölfen hab ich früh geſpielt,
Auf Leu und Schlang' und Tieger ſchon
In Idumäa ſcharf gezielt.
O Idumäa! Idumäa!

Die Bruſt des Feindes fehlt' ich nie,
Die Wüſte war mein Königreich,
Bei Tag und Nacht durchflog ich ſie,
Den Adlern Idumäa's gleich.
O Idumäa! Idumäa!

Der Palmenwald mein Luſtrevier,
Mein Herrſcherthron der Felſenſitz,
Und um mein Haupt als Königszier
Auf Idumäa's Berg der Blitz.
O Idumäa! Idumäa!

Du freies Idumäerland!
Wie weckt dein Joch mir Grimm und Schmerz.
O richte du, mein Vaterland!
Den Pfeil dem Kaiſerſohn ins Herz.
O Idumäa! Idumäa!

Titus.

Im Namen des Kaiſers
Euch rufet ſein Sohn:
Dem Falle ſind nahe
Die Maueren ſchon,
Empörer, ihr frechen!
Den Nacken gebeugt!
Um Gnade gefleht
Für euer Verbrechen!
Verſchmähſt du mein Warnen,
Verblendet Geſchlecht!
Dann werden nach Recht
Die Frevel gerochen,
Weil frech du gebrochen,
Was hoch du geſchworen.

Johannes von Giſchala.

Nein! eh' ſtürze der Himmel über uns ein!

Simon des Gioras Sohn.

Nein! es treffe der Blitz dein ſündig Gebein!

Chor der fliehenden Juden.

O Schreckensſtunde!
Die Mauer weicht,
Es ſtürzt der Thurm,
Entfliehet! rettet!
Fort, fort, fort, fort!
Der Feind dringt ein,
Er folgt erbarmungslos,
Wie blitzt ſein Schwert!
Wie raſt der Tod!
Wo weilt, wo weilt der Retter!
Wo fliehen wir hin?
Wohin? wohin
Entfliehen wir?

Die Tochter des Hohenprieſters.

Ich bin allein in ſtiller Kammer,
Das Elend wächst, es wächst der Jammer;

Wie die Propheten früh geklagt,
Wie Christus warnend vorgesagt,
Die Stadt erfüllt ihr Fluchgeschick:
Zum Kreuze kehr ich bang den Blick,
Zum Kreuze flieh' ich Arme hin,
Beim Kreuze weilt die Trösterin;
O Schmerzensmutter! deinem Herzen
Vertrau ich betend meine Schmerzen.

(Sie singt.)

Die Hoffnung sank wie ein Blatt vom Baum;
Das Glück zerrann, wie ein Morgentraum;
Verhallt ist die Freude, wie Glockenklang;
Die Harfe trauert, die Saite sprang:
Dich rufet um Hilfe mein Flehen so laut,
O Mutter! o Jungfrau! o Gottesbraut!

O Mutter! o Jungfrau! o Gottesbraut!
O Arche von Gott uns zum Heile erbaut!
O Quelle der Freuden! der Kranken Heil!
O nimm aus der Wunde den scharfen Pfeil,
Du gingst auf dem Weg der Schmerzen uns vor,
Du blicktest ergeben zu Gott empor.

Du blicktest zum Himmel voll Zuversicht,
Verzagtest durchbohret von Schmerzen nicht,
O schenke uns Flügel und lenke den Flug,
Wohin die Liebe dich selber trug,
Vom nichtigen Staub, vom stürmischen Strand,
Zum Lichte, zum Frieden, zum Heimathland.

Titus.

Die erste Mauer fiel,
Der Widder Eisenhorn,
Bestürmt die zweite schon;
Von ihrem Stoße stöhnt
Des Tempels Vorhofthor.
Noch einmal warn ich euch,
Erbarmt euch eurer Stadt!
Des armen Volkes schont!
Erhaltet euer Heiligthum!
Mein Herz zerreißt dieß Weh,
Nicht mein ist dieser Gräul,
Auf euer Haupt den Fluch!
Auf euch der Rache Blitz!
Verstockt euch länger nicht,
Der Stahl ist hoch gezückt,
Ergebt dem Kaiser euch,
Sonst wehe! wehe! wehe!

Simon von Giſchala und Johannes.

Dein feiger Sinn, die Schwäche macht uns lachen

Der Hohepriester.

Du bebst vor deinem eignen Werk zurück.

Simon und Johannes.

Verzagst an deines Heeres Siegesglück.

Der Hohepriester.

Auf dich Jehovas grimmster Rachezorn!

Simon und Johannes.

Am Tempel bricht der Widder bald sein Horn!

Klagechor der dahinsterbenden Juden.

O! o! o! so krank! so schwach!
Ach! ach! weh uns! weh! ach! ach!
Kein Brod! kein Trunk! kein Trost! kein Licht!
Nur Blut! nur Wuth! nur Pest und Brand!

Wie seufzt! wie stöhnt Sion o! o!
Weh! gramsatt, nothmatt, todtwund,
Ach! ach! entsinkt uns Schwert und Schild.
Herr! wo, wo weilst du! o! o! o!

Zwietracht frißt grimmvoll dein Volk,
Wuthvoll sprang Roms Wolf in's Thor,
Schirm, o Gott! schirm dein Haus, dein Volk,
Ihm stirbt im Mund sein Wehruf o!

Ein Levit.

Vernehmt die schreckenvolle Kunde:
Den Vorhof hat der Feind erstürmt,
Die Flamme ist mit ihm im Bunde,
Sie zieht voraus ihm hochgethürmt;
Den Altar schon umschlingt sie wild,
O grauenvolles Schreckensbild!
Noch hab' ich nicht es ausgesprochen,
Mein letztes Wort ihr nicht gehört:
Das Opfer, weh! ist unterbrochen!
Jehovas Dienst hat aufgehört!

Maria.

O hört auch mich, ich bitt euch hört!
Was bebt ihr so? was zittert ihr?
Du Simon! du Johannes sprich!
Erschreckt vor einer Mutter nicht,
Die euch ihr Kind zum Mahle bot,

Ihr habt ja eurer Mutter Herz,
Das Herz von Sion grimm verzehrt,
Beim frechen Wolluſtmahl gepraßt,
Und mir mein letztes Brod geraubt:
So hört ein Lied, das fröhlich klingt,
Das euch zum Feſt mein Wahnſinn ſingt:

(Sie ſingt.)

O habt Erbarmen! gebt mir Brod!
Mich hungert, ach! mich hungert ſo.
Ich hielt im Arm mein Kind ſo weich,
Da ſchlich zu ihm der Hunger bleich.
Der Hunger hat mein Kind erfaßt,
Vom Hunger iſt mein Kind erblaßt,
Er ſaugte ihm den Athem ein
Und nagte ihm an Mark und Bein:
O habt Erbarmen! ſeht mein Kind!
Es hungert, ach! es hungert ſo.

O habt Erbarmen! gebt mir Brod!
Mich hungert, ach! mich hungert ſo.
Ich hörte ſeinen Hungerſchrei,
Da brach mein armes Herz entzwei;
Ich ſah mein hungerſterbend Kind,
Da ward vor Schmerz und Wuth ich blind;
Und mit dem Hunger rang ich bang,
Bis ich mein eigen Kind verſchlang:
O habt Erbarmen! gebt mir Brod!
Mich hungert, ach! mich hungert ſo.

Chor der Töchter Sions.

Berge, ihr Berge fallt über uns ein!
Hätten wir doch nie dieß Leben erblickt!

Chor der Frauen von Jeruſalem.

Oeffne dich, Erde! reiß uns in den Abgrund hinab!
Selig der Leib, der nie Kinder gebar!

Titus.

Höret mein letztes Gebot,
Höret das ſiegende Rom:
Blickte ein ſchirmender Gott
Juden! auf Sion herab,
Hoffet nicht ferner auf ihn,
Zornig wandt' er ſich ab.
Brechet Verſtockte den Stolz!
Senket Empörer das Schwert!
Beuget den Nacken in's Joch!
Feuer und Eiſen ſonſt frißt,
Wehe! den Tempel und euch.

Die Tochter des Hohenprieſters (ſingt).

Erzittre nicht vor Schwert und Flamme,
Der Blindheit Feſſel aber brich!
Und blick hinan zum Opferlamme,
Zu Chriſtus an dem Kreuzesſtamme,
Zu ihm, mein Vater! rette dich!

In Sions letzten Schreckensſtunden,
Da floh zum Herzen ſein auch ich,
Und Friede hat mein Schmerz gefunden
In ſeiner Liebe Sühnungswunden:
Zu ihm, mein Vater! rette dich!

Der Tempel, den der Feind gebrochen,
Erhob verklärt dem Grabe ſich,
Und wie er klagevoll geſprochen,
An Sion wird der Fluch gerochen:
Zu ihm, mein Vater! rette dich!

Er wird die Erde überſcheinen,
Wenn Sions Stern in Nacht erblich,
Und dort in Seligkeit vereinen,
Die unterdrückt hienieden weinen,
Zu ihm, mein Vater! rette dich!

Ergib dich ſeinem Wohlgefallen;
Denn dir zum Opfer ließ er ſich,
Und triumphirend wirſt du wallen
Zu ihm in Sions Himmelshallen:
Zu ihm, mein Vater! rette dich.

Der Hoheprieſter.

O ſchweig! mein Aug verdunkelt ſich,
O weh! in grauenvoller Nacht
Durchbohrt des Schickſals grimme Macht
Mit Feuerpfeilen meine Bruſt.
Der Himmel bricht, die Hölle lacht,

Der Abgrund gähnt, die Erde bebt,
Und einer Stunde Opfer ſind,
Wofür mein Herz allein gelebt:
Der Tempel! ach mein Volk! mein Kind!
Verzweifelnd ruft mein brechend Herz
In dieſem Meer von Weh und Schmerz:
Die Unglücksſtunde ſei verflucht,
Die mich in dieſes Leben rief;
Die Bruſt an der ein Kind ich ſchlief;
Die Augen, die den Gräul geſchaut;
Die Ohren, die erfüllt ihr Laut.
Geſegnet Feinde eure Wuth,
Willkommen Flammen eure Gluth.
O ſättigt eure Höllenluſt!
Durchbohrt ihr Schwerter meine Bruſt!
Ihr Thürme ſtürzt auf mich herab!
Der Schutt von Sion ſei mein Grab.
O brecht ihr heil'gen Hallen ein!
Der Tempel ſei mein Leichenſtein!

Titus.

Standarten entgegen!
Ihr Adler empor!
Hochſchwingend den Degen
Durchbrechet das Thor.
Schon ſchlagen die Flammen
Im Tempel zuſammen,
Erſtürmet die Hallen!
Sie fallen! ſie fallen!

Johannes.

Wehe! uns verrieth ein Lügengott.

Simon.

Unſern Feinden macht er uns zum Spott!

Thomas und Simon.

Fluch des Himmels taubem Ohr!
Steige Geiſt der Finſterniß empor!
Brecht aus eurem dunkeln Schooß
All ihr Höllengeiſter los!
Stehet ihr im Kampf uns bei!
Würgt und raſet feſſelfrei!

Chor der Zeloten.

Wir lechzen nach Leichen
Wir dürſten nach Blut,
Es lebe der Hölle
Verzehrende Gluth!
Von Schutt und Verderben,
Von Todten umhäuft
So wollen wir ſterben
Im Blute erſäuft.

Chor der Römer.

Nieder! nieder
Mit dem Wurm!
Mäht die Glieder!
Vor im Sturm!
Horcht, es kracht
Hoch der Stein,
Tod und Nacht
Hüllt ſie ein!! —

Triumph! Triumph! Triumph!
Ihr Stolz iſt gebrochen, ſie fielen wie Laub;
Zertrümmert ihr Tempel, ſie liegen im Staub;
Umringt ihr Adler Jehovas Altar!
Ihn ſtürzte des Kaiſers ſiegglänzende Schaar.
Triumph! Triumph! Triumph!

Titus.

Ihr Poſaunen ſchweiget! ſchweiget!
Hier, wo richtend Gott geſprochen,
Eure Häupter betend neiget,
Gott hat Juda's Horn gebrochen.

Chor der Engel.

Singet von Himmel zu Himmel ſein Lob.
Nichtig zerſtäubte, was ſtolz ſich erhob,
Heilig ſein Name, gerecht ſein Gericht,
Weisheit ſein Siegel, ſein Spiegel das Licht,
Nichtig zerſtäubte, was ſtolz ſich erhob,
Singet von Himmel zu Himmel ſein Lob.

Dritte Abtheilung.

Jeruſalems Grab.

Chor der römiſchen Prieſter.

Furche Todespflug die Scholle!
Säet bittres Salz hinein!
Eine Oede, eine trauervolle,
Eine Wittwe ſoll ſie ſeyn!
Kein Vogel ſinge!
Kein Gras entſpringe!
Kein Thau befeuchte!
Kein Stern erleuchte
Dieſe Stätte fluchgetroffen,
Dieſe ſtumme Wüſtenei,
Die nur böſen Geiſtern offen
Gleich dem Tod geflohen ſei!

Ahasverus, der ewige Jude.

O wehe! o wehe!
Ich ſchwanke, ich wanke;
Muß ziehen, muß fliehen,
Von hinnen entrinnen,
So eilig, ſo haſtig;
Wo weil' ich? wo raſt ich?

Wo finde? wo finde?
Hienieden
Ich, Müder! ſie wieder
Die Heimath, den Frieden.

Chor der Dämonen.

Entweiche! entweiche!
Du kalter, du alter,
Du harter, erſtarrter!
Als müd er geraſtet,
Vom Kreuze belaſtet,
Da rieſeſt du: ziehe!
Drum fliehe! drum fliehe!
Noch blutet die Leiche,
Entweiche! entweiche!

Ahasverus.

Wer weckt mich? wer ſchreckt mich?
Wer faßt mich? o laßt mich!
Vergeſſen
Im Schlummer den Kummer?

Wer jagt mich? wer plagt mich?
Wer greift mich? wer schleift mich?
O gönnt mir! o gönnt mir
Die Ruhe,
Die süße!
Mir brennen vom Rennen
Die Füße.

Chor der Dämonen.

Kein Frevel erschreckte,
Nicht Reue erweckte
Dich stolzen, verstockten,
Vom Golde verlockten!
Von hinnen! von hinnen!
Zur Hölle Verfluchter!

Titus.

Zieht zur Stadt der Städte hin, ihr Krieger!
Schlinget Lorbeerkränze euch um's Haar!
Zieht zum Siegesfest nach Rom, ihr Sieger!
Bringt dem Gott der Götter Opfer dar!
Bringt ihm Sions Gold zum Siegeszolle,
Ihres Tempels, ihres Jordans Bild,
Bringt den Leuchter, bringt die heil'ge Rolle
Ihres Hohenpriesters gold'nes Schild.

And're Loose euch ihr Fluchbethörten!
Juden euch! die höhnten meine Macht,
Die verblendet Davids Stadt zerstörten,
Die mein warnend Wort so oft verlacht:
Keiner wage bei dem Grab zu klagen,
Keiner baue hier sein Zelt,
Nein, wie Blätter von dem Sturm verschlagen
Seid zerstreut als Knechte in die Welt!

Chor der abziehenden Römer.

Schalle Triumphgesang,
Jubelt Posaunen,
Ziehet mit frohem Klang,
Machet sie staunen;
Tanzet den Schwertertanz,
Schwenket die Fahnen,
Unser der Lorbeerkranz
Siegender Ahnen!

Tausende schlugen wir,
Sehet die Beute!
Purpurkleid, Tempelzier,
Länder und Leute.
Schmücket das Götterbild,
Füllt den Pokal,
Töne, o Siegesschild!
Fröhlich zum Mahl!

Chor der klagenden Juden.

O glücklich! wer erschlagen im Kampf für Sion fiel,
Er ruht im Grab von Salem, er ist am Ziel!
Lebe wohl, o Vaterhaus!
Ach weh hinaus,
Hinaus in's Elend müssen wir!
Wer hört, wer tröstet Juda's Todesschmerz!
Jehova schweigt, sein Himmel ach ist Erz!
Sein Volk verschmachtet in der Wüstenei,
Kein Licht, kein Führer steht ihm bei;
Kein Trunk erlabt den wandermüden Gast;
Wo finden wir die heißersehnte Rast?
O weint! es tobt der Sturm, die Sonne glüht,
O weinet, unsre Rose ist verblüht!

Eine Christin auf den Trümmern von Jerusalem.

Du schweigst verlassen jetzt, o Gräberwelt!
Auf wüste Trümmer stößt mein Fuß;
Doch heiter blick' ich auf zum Sternenzelt
Und singe froh dir meinen Gruß.

Ein Christ.

O Erde, die der Gräber Grab beschließt,
Dich grüßt mit Heil mein froher Mund,
Und meines Dankes heiße Thräne fließt
Auf dich, du hochgeweihter Grund!

Der Christ und die Christin.

Wo ist das Grab, aus dem das Leben stieg,
Wo unsrer Knechtschaft Fessel sprang,
Wo über Nacht und Tod das Licht den Sieg
Im Opferlamme uns errang!

Der Engel des Grabes Christi.

Sein Grab ist hier, o sinket hin
Und dankt und lobt und preiset ihn!

Der Christ, die Christin und der Engel.

Sein Grab ist hier, wir sinken hin
Und danken, loben, preisen ihn!

Die Christin.

O Herr, der hoch im Himmel thront!

Der Christ.

Der ewig dort in Sion wohnt!

Der Christ und die Christin.

O laß uns hier auf Grabesauen
Dein neu und ewig Sion bauen.

Chor der Engel.

Der Herr wird segnend niederschauen,
Drum bauet, bauet voll Vertrauen.

Der Christ und die Christin.

O wolle schirmend es umgeben,
Wenn wankend seine Thürme beben.

Chor der Engel.

Die Engel werden euch umschweben,
Er selbst das Siegspanier erheben,
Die Völker betend zu ihm wallen
Und Alleluja singend niederfallen.

Die Christin.

O blickt hinan! mein Auge schaut
Auf hohem Berg die Stadt erbaut,
Wie strahlt so klar, wie strahlt so mild,
O Friedensstadt dein himmlisch Bild!

Der Christ.

Die Nacht, der Tod berührt dich nicht,
Du schwebst im Licht, bist selber Licht,
Das Lamm bescheint mit goldnem Strahl
Dein immergrünes Lilienthal.

Die Chriſtin.

Die Hallen dein kryſtallenhell
Durchſtrömt verklärt der Lebensquell,
Melodiſch tönt zum Harfenklang
Der Engel Lied im Chorgeſang.

Beide.

O Himmelsſtadt! o Friedenszelt!
O zeig dein Bild der dunkeln Welt.

Allgemeiner Schlußchor der Engel und Menſchen.

Lobet alle den Herr'n
Die auf Erden ihr wellt,
Die im Himmel ihr Sions Gezelt ſchon theilt.
Lobet ihn und blickt voll Dank zu ihm empor!
Aus ihm ſtrömt Freude, Heil hervor.
Sein Weſen iſt Liebe, Licht ſein Thron,
Lobet ihn und blickt voll Dank zu ihm empor!
O reich iſt ſein Lohn.
Sein Weſen iſt Liebe, Licht ſein Thron,
Alleluja!

Schattenſpiel von Franz Pocci.

München, Verlag der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt.

Einfache, ungekünſtelte Koſt iſt, ſo geiſtig wie leiblich, für Kinder die zuträglichſte, das weiß Jeder, deſſen geſunder Sinn nicht ſelbſt verbildet iſt. Allein da werden in unſerer Zeit für Kinder Bücher und Büchlein geſchrieben, ſo altklug, ſo voll Moral und Sentimentalität, Aufklärung und Reflection, und ſo leer an wahrem Gefühl, an friſcher Laune und Mutterwitz und warmem Gemüth, daß jede gute Natur, die das verzwickte, affektirte Zeug lieſt, darüber Uebelkeit im Magen empfindet und hinaus in Gottes friſche freie Luft verlangt, und blies auch draußen ein kalter Wind und bedeckten ſtatt der Maiglocken die Schneeflocken rings die Erde. Es fehlt dann nur noch, daß die Kinder, die mit ſolcher geiſtigen Nahrung aufgefüttert werden, auch nach dem neueſten Modejournal wie die Puppen aufgeputzt mit ſelbſtgefälliger Steifheit herumſpazieren und dabei mit ihren bleichen abgelebten Mienen Redensarten vorbringen, wie ſie einſt die enggeſchnürte Madame la Marquiſe Cephiſe de Primpernelle zu führen beliebte. Neben dieſen armen Opfern der Eitelkeit und Verbildung, wie glücklich der Wildfang, der den Vögeln ihr Lied ablauſcht, der über den duftenden Heuhaufen ſpringt, der ſein Brod in die Waldquelle taucht, der mit friſchen rothen Wangen und klaren lachenden Augen ſeinen Strauß von Maiblumen oder Erdbeeren nach Hauſe bringt, ſich die Suppe wohl ſchmecken läßt und dann mit dem Sprüchlein:

Chriſtkindlein klein!
Mein Herzchen halt rein.
Laß Niemand drin wohnen,
Als Chriſtkind allein.

in die weichen Federn legt und geſund ſchläft und fröhlich träumt, bis ihn am Morgen der Ruf des Hahns oder das Glöckchen zur Schule weckt. Für ſolche Kinder ſind die Bilderbücher des Grafen Pocci geſchrieben, denen ſich auch das neueſte Büchlein: „Das Schattenſpiel" anreiht: eine einfache, derbe, geſunde Kinderkoſt, die nichts anderes ſcheinen will, als was ſie iſt; Bilder, wie ſie das Leben abwechſelnd darbietet, bald ernſthaft, bald ſcherzhaft, bald dem alltäglichen Treiben, bald der heiligen Geſchichte entlehnt; ein Schattenſpiel, das zwar nicht immer von Bildung und Moral redet, das ſich der Sonne freut und darin herumſpringt, aber dabei den nicht vergißt, der ſie ſcheinen läßt. Das kleine Buch beſteht aus Bildern mit beigefügten Reimen zur Erklärung. Wir wollen von beiden einige Proben hier folgen laſſen. Das erſte Bild ſtellt einen Engel vor, der mit der Hand ein Kind feſt hält, das am Rande eines Abgrundes einem Vogel nachſpringen möchte.

Weiter begegnet uns hier zur Warnung ein alter, klapperdürrer, ſpitznaſiger und ſpitzfingeriger Knicker:

Der Geizhals ſitzt bei ſeinem Gold,
Auf ſeine Säcke blickt er hold,
Und zählt und zählt und zählt ſein Gold.
Der reiche Mann — er iſt ſo arm —
Fürwahr ſo arm, daß Gott erbarm;
Denn von dem vielen, vielen Geld
Nimmt er nichts in die andre Welt.
Drum ſammelt Schätze ſolcher Art,
Die ihr für Jenſeits auch bewahrt!

Und an den Wechſel der Zeiten und Sitten und Trachten erinnernd, erſcheint ein Bild der Vergangenheit:

Der Ritter reitet zum Turnier,
Ein Harniſch ſchwer erdrückt ihn ſchier;
Es trägt ihn ſtolz ſein wack'res Pferd,
An ſeiner Seite hängt das Schwert;
Sein Schwert, in Kämpfen treu-
bewährt,
Damit iſt er gar gut bewahrt.
Jetzt gibt es keine Ritter mehr,
Nur roſt'ge Helme noch und Speer'.
So hat denn weislich jede Zeit
Wohl ihre Sitte und ihr Kleid.

Der deutſche Michel iſt ſeit lange ein Liebhaber alles Fremden: was der Müßiggang, der Uebermuth, der Reichthum, die Verſchwendung und die Eitelkeit in London oder Paris ausſinnt, Alles, was anderwärts einen guten oder ſchlechten Grund hat und aus den Verhältniſſen und Zuſtänden natürlich herauswächst, das muß er, ſo gut oder ſchlecht es gehen mag, bei ſich gleich künſtlich nachmachen, und ſo ſehen wir denn auch in unſer deutſches Vaterland engliſches Jockei-Rennweſen mit Steeplechaſe und Saufgelagen verpflanzt. Dem Ritter gegenüber ſtellt Blatt 20 ein Bild dieſer halsbrecheriſchen Verſchwendung dar und begleitet daſſelbe mit folgenden Reimen:

In England heißt's die „Kirchthurmjagd,"
Ein Pferderennen deutſch geſagt:
Da geht es über Stock und Stein —
Der Wind kann auch nicht ſchneller ſeyn!
In Deutſchland wird es nachgemacht,
Weil es in England hergebracht.
Das „Schuſter bleib bei deinem Leiſt"
Nicht ſelten ſich auch hier beweiſt;
Denn was in England wohl gethan,
Iſt nicht für jeden deutſchen Mann.
So rennet mancher Cavalier,
Wird halbtodt heimgetragen ſchier;
Und koſtet's ihn den Hals auch nicht,
Iſt's doch was And'res, das er bricht.

Dann richtet ein frommer Nachtwächter an uns ſeinen Ruf:

Es wandelt einſam in der Nacht
Der Mann, der uns die Stadt bewacht,
Nur alle Stunden ruft er aus
Die Glocke, geht von Haus zu Haus.
Ihr liegt im warmen Bett' und ruht,
Ihr, Groß und Klein, wie habt ihr's gut!
Nachtwächter muß bei Schnee und Wind
Durch alle Straßen geh'n geſchwind.
„Ihr Herr'n und Frauen, habet Acht
„Auf Feuer und Licht! Nun gute Nacht!,
„Und eh' ihr in die Betten geht,
„Vergeſſet ja nicht das Gebet!"

Das Ganze ſchließt ein launiger Dudelſackspfeifer, vor dem die Noten als kleine Männlein und Fräulein den Kehraus tanzen:

Ich blas' auf meinem Dudelſack
Und ſpiel' Euch auf zum ſchönſten Schnack
Ein Tänzlein nach der neuſten Art,
Daß Jung und Alt ſich um mich ſchaart:
Hört Ihr, ich pfeif' nur Einen Ton,
Seht da, die Noten ſpringen ſchon!
Die Töne hüpfen auf und ab,
Die All' im Dudelſack ich hab'!
Didldum, didldum -- der Tanz iſt aus,
Jetzt geh' ein Jeder ſtill nach Haus'!

Irische Noth und irische Barmherzigkeit.

Viele Jahrhunderte hat das Joch Englands auf Irland mit eiserner Härte gelastet; in den politischen Eroberungskriegen, in den religiösen Verfolgungskriegen haben die Engländer den Irländern, statt sie ihrer Freiheit, ihrer Bildung, ihres Reichthums theilhaft zu machen, Alles entrissen, und wenn es ihnen auch nicht gelungen ist, sie auszurotten, so haben sie doch zum großen Theile daraus ein Volk von Bettlern gemacht, das fortdauernd mit Tod und Hungersnoth zu kämpfen hat. Allein was die harten Beherrscher ihnen nicht entreißen konnten, das ist ihr alter katholischer Glaube, ihre Liebe zu ihrem armen Vaterlande und ein warmfühlendes, der Begeisterung und der Aufopferung fähiges, in all seinem Unglück fröhliches Herz, das für die kleinste Gabe dankbar ist, und sich trotz seiner Armuth gastfrei und freigebig und mitleidsvoll gegen den Nothleidenden erweist, und sein eigenes Elend vertrauensvoll der Vorsehung Gottes anheimstellt. So lange aller Mittel der Bildung beraubt, hat dieß ärmste aller christlichen Völker in unserer Zeit drei Männer hervorgebracht, die durch den Adel ihres Geistes, oder durch eine tief in das Volksleben eingreifende und Alles mit sich hinreißende Wirksamkeit zu den ersten in der Geschichte der Gegenwart gehören und um die jedes Volk das katholische Irland beneiden könnte; wir meinen: den Dichter Thomas Moore, in dem der alte Dichtergeist und Sängerruhm seines Volkes eine glorreiche Wiedergeburt gefeiert hat, und dessen Melodien weit über die Grenzen seines Vaterlandes erklungen sind; O'Connell, den unermüdlichen Volksredner, der wie kein König die Herzen von Millionen durch sein hinreißendes Wort sich zu gewinnen wußte und sie am schwindelnden Abgrund der Umwälzung auf schmalem Pfade hinführend, nicht durch Empörung, sondern durch die Waffe des Gesetzes ihre Fesseln brach; und endlich den Pater Mathew, den großen Mäßigkeitsapostel, der sein Vaterland von einem nicht minder harten Joche, von der verderblichen Branntweinpest, befreit hat. Wie groß daher auch das Elend der Insel seyn mag, der edle fromme Sinn eines guten Volkes steht ihm versöhnend zur Seite, und wer die armseligen Hütten Irlands mit ihren hungernden Einwohnern betritt, kehrt nicht selten beschämt und erbaut daraus zurück: dieß ist der Grund, warum wir gerade jetzt, wo Hunger und Seuche so furchtbar in dem unglücklichen Lande wüthen, und der Nachfolger der Apostel die Barmherzigkeit der Völker für die Hungersterbenden angerufen, einige Bilder und Zeugnisse mittheilen wollen, die zeigen, wie Noth und Barmherzigkeit sich hier so nahe verschwistert sind.

Venedey, der in Irland überall die herzlichste Theilnahme und die höchste Gastlichkeit gefunden, rühmt diesen barmherzigen freigebigen Sinn insbesondere von den Bauern, wovon doch die wenigeren sich auch nur an Kartoffeln satt essen können. Seine Schilderung lautet, wie folgt:

In den irländischen Bauern hat sich die altirische Art am reinsten erhalten. Ihr Charakter ist der Typ des Volkes.

Als die englische Regierung 1835 beabsichtigte, in Irland die englische Armengesetzgebung einzuführen, sendete sie eine Commission nach Irland, um den Zustand des Landes und die Lage der Armen zu untersuchen. Die Berichte dieser Commission sind wahre Ehrendenkmale des irländischen Charakters.

Auf jedem Blatte findet man in denselben Züge des größten Edelmuthes, der unbedingtesten Aufopferung. Hier ist es ein Sohn, der für seine Eltern arbeitet, hungert und bettelt; dort eine Mutter, die für ihre Kinder schafft und sorgt und sich abtödtet; dann wieder eine Tochter, eine Arbeitertochter am Bettelstabe, die ausschlägt, zu heirathen, weil sie lahme und kranke Eltern in ihrer Noth, vier Pence per Tag ist ihr Gewinn, zu ernähren strebt. In diesem Ehrenbuche Irlands findet ihr ein Bettelweib mit einem Kinde auf dem Arme, einer andern Bettlerin mit drei Kindern begegnend, und jene sagt zu dieser: „Der Herr sei gelobt; ich war glücklich diesen Tag und habe nicht wenig geerntet. Ich will euch ein Essen für eure Kinder geben von Dem, was ich gesammelt habe." — An einer andern Stelle einer Bettlerfamilie, die einen fremden Auszehrenden aufnimmt und nährt und pflegt, bis er keiner Pflege mehr bedarf.

Und solcher Geschichten auf jeder Seite, erzählt von den Bauern und den Geistlichen, die meisten von protestantischen Geistlichen, an die sich die englischen protestantischen Commissionärs vorzugsweise wendeten.

Die Bauern aber sagen: „Wir geben Allen, die kommen, so lange wir was haben. Oft kommen sie, wenn wir beim Essen sind, setzen sich nieder und essen mit. Oft gehen sie vorbei, sehen zum Fenster hinein und erhalten eine Handvoll Kartoffeln, und wir würden mehr geben, wenn wir mehr hätten." Oder auch: „So lange wir eine Kartoffel im Topfe haben, geben wir; Gott wird es lohnen, was wir in seinem Namen geben. Und was liegt daran, sollten wir auch einem Unwürdigen geben. Wahrlich, es ist besser, daß er etwas bekömmt, als daß ein armer Mann hungrig vorüberginge. Es ist nicht ihre Schuld, daß sie in dieser harten Zeit betteln, denn was für Vergnügen kann ihnen das ge-

währen. Die Noth, die ſie tragen müſſen, iſt groß; kalt oder naß, ſie müſſen durch."

Die engliſchen Commiſſionärs waren oft erſtaunt und wollten die Details wiſſen. Und da frug Einer: „Wie viel Kartoffeln gebt ihr ſo?" Und der Irländer antwortete: „Ich hoffe, Gott wird ſie gezählt haben, ich that es nicht." Und ſie fragen weiter: „Aber wie können die Bauern, die ſelbſt ſo arm ſind, ſo ohne zu zählen geben?" Und der Bauer antwortet: „Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß Viele von Denen, die geben, es ſchwer entbehren können, aber Gott gibt es ihnen wieder. Was in Liebe gegeben wird, ſoll nicht gemeſſen werden."

So gibt er denn, ſo lange er etwas hat, bis endlich die Noth auch ihn erreicht. Dann iſt er oft gezwungen, zu betteln wie Die, denen er gab. Er entſchließt ſich dazu nur im höchſten Elend. Er wandert, auf dieſe Nothwendigkeit herabgekommen, meiſt aus ſeiner Gegend aus, oft ſchickt er die Frau hierhin, die Burſchen dorthin, während er ſelbſt einen andern Weg einſchlägt. Es greift ihm in die Seele, daß er betteln muß, und er geht weit, weit weg, um keinem Bekannten zu begegnen, denn der Name: „Bettler, Bettelkind" iſt in dieſem Lande, wo man die Bettler mit Milde und Schonung behandelt und ihnen gibt, ſo lange man hat — eine Schmach. So zieht er durch's Land, bis die Zeit der Arbeit wieder kommt, dann kehrt er heim und arbeitet und lebt von dem Erworbenen, ſo lange es geht. Die Nachbarn ahnen wohl, warum der Nachbar ausgewandert, aber ſie fühlen ſelbſt zu tief, was er gefühlt, als er ſchweigend von dannen zog, um den ſchweigend Heimkehrenden zu fragen, wo er geweſen.

Dieſer Charakter: gute Menſchen, mitfühlende, warme hilfreiche Herzen, geht durch alle Claſſen Irlands durch. Hr. Tacquery (Thitmars Journey in Ireland) erzählt von einem armen Carführer, der ihm auf ſeine Frage: ob er verheirathet? antwortete: „Nein, aber ſo gut als verheirathet." Das würde in Deutſchland, in Paris, in London etwas ganz Anderes bedeuten; aber in Irland heißt es: Vater und Mutter haben, für die man ſorgt und arbeitet. Der geiſtreiche engliſche Reiſende fand ähnliche Gefühle auf Schritt und Tritt in Action. In einem Hauſe, wo er einkehrte, war ein alter Mann, nicht einmal ein Verwandter, eine Art zugewanderter, zurückgebliebener Bettler, der zu nichts gut war, „da war ein Bett für ihn — da war ein Bett für Jedermann, ſo ſchien es, und ein freundliches Willkommen dazu." Das aber wundert den geiſtreichen Engländer gar ſehr und er ſetzt hinzu: „Welcher Hausbeſitzer in London würde einen alten Mann füttern, der ſiebzig Jahre hat und gut für Nichts — „good for nothing — iſt?" (Thitmars 74, 75.)

„Good for nothing" — der Irländer iſt oft — ſehr oft ſo gut, daß er nicht danach fragt, „ob es gut für Etwas." Er handelt, weil ihn ſein Herz treibt, und hat die guten und die böſen Folgen dieſer Art zu tragen. Die guten Folgen — einen friſchen, frohen Muth in Noth und Elend, hoffnungsvolle Ausſicht in die Zukunft, Vertrauen auf Den, der für die Vöglein ſorgt; — aber leider dann auch oft mehr unvorhergeſehene Verrechnungen, als dies je mit dem kalten Engländer, der vor Allem fragt: „Wozu iſt das gut?" — das heißt: „Was nutzt mir das?" der Fall iſt. Jedes Haar hat ſeinen Schatten, jede Tugend ihr Laſter, und der Irländer, der zuletzt an ſich denkt, iſt vor Allem nicht dazu geeignet, mit dem Engländer in Spekulationsgeiſt, raſtloſem Haſchen nach Geld und unabläßlichem Arbeiten in die Schranken zu treten.

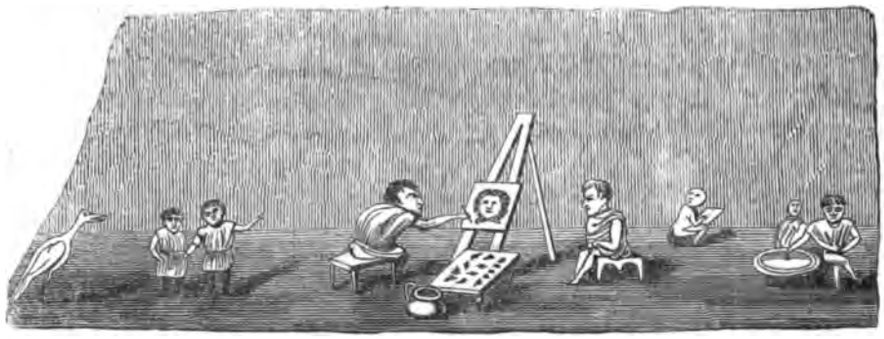
Sein froher Muth gibt ſeinem Geiſte eine ſonnenhelle Richtung. Er lacht gern — und oft aus voller Bruſt. Er iſt geiſtreich und witzig, und es ſprudelt Feuer, ſo oft er angeſchlagen wird. Selbſt der ungebildetſte Bauer iſt nie um eine prompte geiſtreiche Antwort in Verlegenheit. Eine feine Engländerin kommt durch Zufall in eines Bauern Cottage und ſieht dort das Schwein ganz gemächlich am Feuer liegen. „Wie könnt ihr nur dulden, daß das Thier euch ſo den Weg verſperrt?" — Der Bauer antwortet ruhig: „Ach, gnädige Frau, es muß die Miethe zahlen, und da hat es das beſte Recht, im Hauſe geduldet zu werden." —

Und wie er frohen Muthes in Witz und Laune iſt, ſo iſt er noch viel kecker, wo's im ernſten Kampfe das Leben gilt. Spencer ſchon ſagt, daß er Krieger aller Länder geſehen, aber nie tapfere und kecker im Angriff als die Irländer. Dieſer Muth iſt dann freilich mehr der des Celten, als der des Germanen. Der Irländer iſt ſtürmiſch tapfer, im Angriffe furchtbar; aber nicht ſo ruhig, angegriffen, nicht ſo kalt und feſt beim Rückzuge. Es ſprudelt oben aus; der Tod hat keine Schrecken für ihn, wie der Franzoſe kennt er das Pulverfieber, die Schlachtfurie, die Wunder thut, aber auch oft nicht Ruhe genug behält, im Kampfe ſelbſt ſein eigener Meiſter zu bleiben (Barrington S. 30.).

Luſt an Kämpfen trieb die Bauern früher zu den beſtändigen Factionsraufereien. Nach dem Kampfe aber reichten ſich die Kämpfer meiſt die Hand in Herzensgüte, tranken miteinander, als ob ſie Brüder ſeien, um dann am nächſten Sonntage wieder wie Raſende, wie Schlachtfieberkranke übereinander herzufallen. Die Geſchichte Irlands, vielhundertjähriger Kampf, verbunden mit der Roheit und Uncultur, die der Irländer Antheil war, erklärt dieſe Scenen ganz natürlich.

(Fortſetzung folgt.)

Ein pompejaniſches Wandgemälde.



Der franzöſiſche Architekt Mazois hat im Jahre 1842 bei Didot in Paris ein ſtattliches Kupferwerk über die Trümmer der vom Veſuv verſchütteten Stadt Pompeji herausgegeben, das den Titel führt: Les ruines de Pompéi. Unter den zahlreichen Abbildungen dieſes Werkes findet ſich auch (II. partie p. 68) das obige Wandgemälde. Es wurde in der ſogenannten Casa Carolina gefunden; Mazois ſah es nach der Ausgrabung; das Bild aber kam nur ſtückweiſe zum Vorſchein; die erſten Regen vernichteten es bald gänzlich. Mag es auch anfänglich nicht eben ſonderlich bedeutend ſcheinen, ſo iſt es dennoch, wie Darſtellungen verwandter Art, nicht unwichtig zum Verſtändniß des häuslichen Lebens der Alten und ihrer Künſte und Gewerbe. Mazois fügt ihm folgende Bemerkungen bei. Das Ganze iſt offenbar eine groteske Darſtellung einer Malerwerkſtätte. Der kleine Meiſter ſitzt in einer weißen, nach hinten ſehr abgekürzten Toga an der Staffelei und malt ein Portrait. Der Mann, der ihm dazu ſitzt, iſt zwar gleich ihm ein Zwerg, allein der Sinus oder Faltenwurf der Toga bezeichnet ihn als einen Mann von Anſehen. Die Staffelei gleicht ſo ziemlich den unſrigen. Der Maler, der den Pinſel in der Rechten führt und das Original anblickt, muß ſeiner Kunſt wohl ſicher ſeyn, denn er ſitzt ziemlich fern von der Staffelei. Die Palette iſt ein niedriger vierfüßiger Tiſch; daneben ſteht ein Topf, offenbar zum Auswaſchen des Pinſels. Hieraus dürfen wir ſchließen, daß der Maler entweder mit Waſſerfarben und Gummi oder al Fresco malte. Indeſſen ſitzt im Hintergrund eine andere Figur, die, wie es ſcheint, eben Farben in einem Topf oder Tiegel über dem Feuer bereitet, wohl mit Wachs oder Oel für Encauſtik (doch könnten es auch Erdfarben ſeyn, die bekanntlich eines gewiſſen Grades von Hitze bedürfen). Zwei Freunde des Malers oder Liebhaber der Kunſt ſcheinen eben eingetreten und beſprechen ſich offenbar über das begonnene Gemälde im Rücken des Meiſters. Ein Schüler, der im Hintergrunde, unweit des Farbenbereiters, arbeitete, kehrt ſich nach den Eintretenden um. Der Vogel mit dem offenen Schnabel neben den beiden Beſuchern ſtellt wohl einen der Singvögel dar, die vielleicht in den Werkſtätten zur Kurzweil der Beſucher gehalten wurden. Indeſſen iſt das Bild nicht ganz vollſtändig. Als Mazois es copirte, fehlte ſchon neben dieſem Vogel ein anderer und ihm gegenüber auf der anderen Seite des Bildes ein Kind, das mit einem Hunde ſpielte. Soweit Mazois über ein Gemälde, das nun wohl nahe an 2000 Jahre alt ſeyn mag, da Pompeji bekanntlich im erſten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung verſchüttet ward.

Nun noch einige ſcherzhafte Fragen. Erſtens möchten wir wiſſen: ob dieß Gemälde im klaſſiſchen oder im romantiſchen Styl, ob es ein hiſtoriſches oder ein Genrebild ſei? Dann: ob der Vogel, mit dem offenen Schnabel, vielleicht eine Gans, nicht auch eine ſchelmiſche Ironie des Künſtlers auf die Kunſtkritik ſeyn könne, wie wir ja wiſſen, daß der launige Maler Koch in Rom ähnliches Beiwerk ſeinen Bildern als Mitgift beifügte, ſo z. B. ſtellte er die Politika dar, als eine Schlange, die aus einem Pfuhl in eine daneben aufwachſende Diſtel giftſprühend ſich aufreckte, oder er ließ die Kunſtkritik als

einen alten quackenden Froſch im Laube ſitzen. Endlich möchten wir zum Schluße noch die letzte und wichtigſte Frage beantwortet: ob nicht einer unſerer vielen deutſchen Kunſt- oder Gunſtvereine das obige Gemälde als Vereinsgabe für ſeine Mitglieder wählen ſollte, da es ja nicht zu ernſt und zu ſtreng, nicht zu heilig und nicht zu hiſtoriſch, nicht tief bedeutſam und hocherhaben iſt. Ich lobe mir dafür den Spruch des Peter Cornelius, der da lautet: „Ich verachte jedes Kunſtwerk und erkenne nichts als Kunſt an, was nicht lebt; aber die Grade des Lebens in der Kunſt ſind ſo unendlich, wie die Natur ſelber; und wenn ich das geringſte Leben mit Zärtlichkeit lieben kann, ſo werde ich darum nicht irre an der höchſten, vollendetſten Anforderung des menſchlichen Kunſtvermögens.“

Der Waldvogel.

Wo tief im Wald die Eiche rauscht
Und frei die Wasser springen,
Das scheue Reh mir heimlich lauscht,
Da freut es mich zu singen:
Gott Lob und Dank! juchhei! juchhei!
Im Walde leb' ich frank und frei.

Ich will nicht euer Zuckerbrod,
Nicht Lob und Schmeicheleien,
Ich trink den Thau im Morgenroth
Und sing dazu im Freien:
Juchhei! juchhei! Gott Lob und Dank!
Im Walde leb' ich frei und frank.

Ich lache dein, o Gunst der Welt!
Du Heuchlerin voll Tücken!
Dein Sinn ist stets auf Trug gestellt,
Du sollst mich nicht berücken!
Ich singe Gott mein Lob, juchhei!
Im grünen Wald ein Vogel frei.

Der Mensch, eine Stadt.

(Nach Johann Tauler.)

In jeder Stadt findest du drei Häuser: ein Wirthshaus, ein Rathhaus, eine Kirche; das Wirthshaus für den Leib, das Rathhaus für die Vernunft, die Kirche für den Gottesdienst. Eine solche Stadt ist der Mensch, und diese drei Häuser müssen in ihm seyn. Das Wirthshaus ist die Sinnlichkeit, das Rathhaus seine natürliche Klugheit und Vernunft, die Kirche seine Religiosität. Gewöhnlich haben die Menschen nur die beiden ersten Häuser, und halten das letzte für unnöthig. Der ist ein weiser Mensch, der seine Sinnlichkeit durch seine Vernunft in Ordnung zu halten, und die Religion seine Vernunft zu erleuchten und auf den rechten Weg zu leiten weiß.

Von Engeln und von Vengeln.

Gedichte von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin. Verlag von Duncker und Humblot 1837. (S. 79.)

Im Frühling auf grünem Hügel
Da saßen viel' Engelein,
Die putzten sich ihre Flügel
Und spielten im Sonnenschein.

Da kamen Störche gezogen,
Und jeder sich eines nahm,
Und ist damit fortgeflogen,
Bis daß er zu Menschen kam.

Und wo er anklopft' bescheiden
Der kluge Adebar,
Da war das Haus voller Freuden —
So geht es noch alle Jahr.

Die Engel weinten und lachten
Und wußten nicht, wie ihn'n geschah'n. —
Die einen doch bald sich bedachten
Und meinten: das wird wohl gehn!

Die machten bald wichtige Mienen
Und wurden erstaunlich klug,
Die Flügel gar unnütz ihn'n schienen,
Sie schämten sich deren genug.

Und mit dem Flügelkleide
Sie ließen den Flügelschnack,
Das war keine kleine Freude:
Nun stattlich in Hosen und Frack!

So wurden sie immer gescheuter
Und applizirten sich recht —
Das wurden ansehnliche Leute,
Befanden sich gar nicht schlecht.

Den andern war's, wenn die Aue
Noch dämmert im Frühlingsschein,
Als zöge ein Engel durch's Blaue
Und rief die Gesellen sein.

Die suchten den alten Hügel,
Der lag so hoch und weit —
Und dehnten sehnsüchtig die Flügel,
Mit jeder Frühlingszeit.

Die Flügeldecken zersprangen,
Weit, morgenschön strahlt' die Welt,
Und über's Grün sie sich schwangen
Bis an das Himmelszelt.

Das fanden sie droben verschlossen,
Versäumten unten die Zeit —
So irrten die kühnen Genossen
Verlassen in Lust und Leid.

Und als es nun kam zum Sterben,
Gott Vater zur Erden trat,
Seine Kinder wieder zu werben,
Die der Storch vertragen hat.

Die einen konnten nicht fliegen,
So wohlleibig, träg' und schwer,
Die mußt' Er da lassen liegen,
Das that ihm leid so sehr.

Die andern streckten die Schwingen
In den Morgenglanz hinaus,
Und hörten die Engel singen,
Und flogen jauchzend nach Haus!

Fürstenspiegel und Hofsitten.

Ludwig der Heilige.

Aus einem Schreiben Fenelons an seinen Zögling, den Herzog von Burgund.

Sohn des heiligen Ludwigs! folge Deinem Vater nach! sei wie er sanft, liebreich, zugänglich, leutselig, mitleidvoll und freigebig. Möge Deine Größe Dich nie verhindern, zu den Niedrigsten mit Güte hinabzusteigen, um Dich an ihren Platz zu stellen; und diese Güte nie Deinem Ansehen, noch ihrer Ehrfurcht Eintrag thun. Bemühe Dich fort und fort die Menschen kennen zu lernen; lerne Dich ihrer zu bedienen, ohne an sie gebunden zu seyn. Gehe bis zum äußersten Ende der Welt das Verdienst aufsuchen; gewöhnlich weilt es im Dunkel der Bescheidenheit. Die Tugend drängt sich nicht durch die Menge vor; sie hat keine Begierde, keine Eilfertigkeit, sie läßt sich vergessen. Lasse Dich nicht von kriechenden und einschmeichlerischen Geistern umlagern; zeige, daß Du weder Schmeichelei noch Niedertracht liebst. Nur denen schenke Vertrauen, die den Muth haben, mit Ehrfurcht Dir zu widersprechen, wenn's Noth thut, und denen die Ehre Deines guten Rufes theurer ist, als Deine Gunst. Es ist Zeit, daß Du der Welt eine Reife und eine Kräftigkeit des Geistes zeigst, wie sie das Bedürfniß der Zeit erheischt. Ludwig der Heilige war in Deinem Alter die Freude der Guten und der Schrecken der Bösen. Lasse darum ab von den Vergnügungen des zurückgelegten Alters. Beweise, daß Du denkst und empfindest, wie es sich geziemt, daß ein Fürst denke und empfinde. Dein Ziel erheischt, daß die Guten Dich lieben, daß die Schlechten Dich fürchten, daß alle Dich achten. Eile darum, Dich selbst zu besseren, damit Du mit Nutzen Dich bemühen könnest, auch Andere zu besseren. Wahre Frömmigkeit ist frei von aller Schwäche, Traurigkeit, Befangenheit; sie erweitert das Herz, sie ist einfach und liebenswürdig, sie macht sich Allen Alles, um Alle zu gewinnen. Das Reich Gottes besteht nicht in der ängstlichen Beobachtung kleiner Förmlichkeiten; es besteht für Jeden in den Tugenden seines Standes. Ein großer Fürst kann Gott nicht auf die gleiche Weise dienen, wie ein Einsiedler oder ein einfacher Bürgersmann. Ludwig der Heilige hat sich als großer König geheiligt. Er war unerschrocken im Krieg, entschlossen im Rath, Anderen überlegen durch den Adel seiner Gesinnungen; frei von Stolz, frei von Anmaßung, frei von Härte. In Allem galt ihm als Richtschnur die wahre Wohlfahrt seines Volkes, das in ihm eben sowohl einen Vater als einen König hatte. In allen großen Angelegenheiten sah er mit eigenen Augen. Er war ausharrend, vorschauend, gemäßigt, aufrichtig und fest in seinen Unterhandlungen, so zwar, daß die Fremden ihm nicht minder vertrauten wie seine Unterthanen. Nie war ein Fürst weiser seine Völker zu bilden und sie zugleich gut und glücklich zu machen. Mit Herzlichkeit und Zärtlichkeit liebte er Alle, denen er Liebe schuldete; allein er besaß Festigkeit genug, die zurechtzuweisen, welche er am meisten liebte. Er war adelig und prachtvoll nach den Sitten seiner Zeit; allein ohne Prunk und Luxus. Seine Ausgaben, welche groß waren, geschahen mit solcher Ordnung, daß sie ihn nicht hinderten, seine Besitzungen schuldenfrei zu machen. Sei zuerst der Erbe seiner Tugenden, ehe du seine Krone erbst. Rufe ihn mit Vertrauen an in Deinen Nöthen, küsse oft seine hl. Reliquien; erinnere Dich, daß sein Blut in Deinen Adern fließt, und daß der Geist des Glaubens, der ihn geheiligt, das Leben Deines Herzens seyn soll. Von der Höhe des Himmels blickt er auf Dich hernieder, dort bittet er für Dich, und dort will er, daß Du eines Tages mit ihm herrschest. Vereinige Dein Herz mit dem seinigen. Conserva, fili mi, praecepta patris tui.

Die schweigenden Höflinge.

Ludwig XIV. spielte einst Triktrak und that dabei einen zweifelhaften Wurf. Es erhob sich darüber ein Wortwechsel, während welchem die Hofleute ringsumher alle schwiegen. In diesem Augenblick trat der Graf von Grammont herein. „Entscheiden Sie unseren Streit!" redete ihn der König an. „Sir," erwiederte der Graf, „Eure Majestät sind im Unrecht." — „Wie können Sie," entgegnete der König, „so entscheiden, da Sie ja die Frage gar noch nicht kennen." — „O!" antwortete freimüthig der Graf, „wäre die Sache irgend zweifelhaft gewesen, alle die hier gegenwärtigen Edelleute würden sich gewiß für Euer Majestät ausgesprochen haben." Merk dir's! wenn bei einem Streite deine Freunde und Untergebenen schweigen, dann schau doppelt zu, daß du kein Unrecht begehst.

Altdeutsche Freimüthigkeit.

Es war nicht selten, daß selbst die Herzoge vor Gericht erschienen, und sich persönlich für Klage und Recht stellten. Herzog Johann, Pfalzgraf zu Neumarkt, gibt davon gegen das Jahr 1433 ein Beispiel, und wir ersehen aus diesem Vorfalle zugleich eine Redefreiheit und einen Sinn für Recht und Gerechtigkeit, die in unsern Tagen selten ein Fürst, selten seine Räthe haben.

Die Chronik erzählt:

„Der Fürst saß eines Tages zu Gericht, und um

ihn saßen viele Räthe, gute Ritter und Leute. Da kamen vor Gericht zwei Jungfrauen, die klagten in Recht gegen den Fürst, daß sie hätten einige Erbstücke von ihrem Vater geerbt. Dieses natürliche Erbgut wäre ihnen aber von dem Fürsten entfremdet worden, und habe er es seinen Thürhüter und Kämmerling gegeben, um damit die Dienste zu belohnen. Dadurch seien sie von ihrem natürlichen Erbe entsetzt ohne Recht, und hoffen, es sollen die Räthe nach Recht handeln, und sie wieder in ihr Erbe einsetzen. — Der Fürst trat vor seine Räthe, und ging in das Recht, und antwortete: diese Stücke seien Lehen, und nachdem kein Manneserb vorhanden, der die Lehen verdiene, wären sie ihm ledig zugefallen; da habe er endlich diese Lehen an Andere verliehen, und getrauet, er hätte gehandelt, als Lehens-Recht ist, und hoffe, dieß solle mit Recht erkannt werden. — Mit diesen und mehr Worten vertraten beide Theile ihr Recht. Darauf erkannte das Gericht zu Recht, daß Herzog Hans den zwei Jungfrauen um solche ihre Sprüche nichts schuldig wäre u. s. f. — Da war ein Ritter Zenger von Schneeberg unter den Räthen; der wollte sein Urtheil dafür nicht sprechen. Da er nach Stimmenreihe mußte, sprach er: „So ich denn Urtheil sprechen soll, so sprech ich zu Recht, daß der Herzog und sein Lehenmann, und seine Räth des Teufels ewiglich seien." — Herzog Hans sprang auf in gähem Zorn und sprach: „Zenger! du hast mich und meine Räthe verletzt, darum sollst du schwer bestraft werden;" und alle, die da waren, erschracken ob solcher Rede fast übel. Der Zenger war bald verstoßen, ihn wollten auch seine Freunde davonschieben, aber er wollt nicht von dannen. Nach kurzer Zeit, als dem Fürst der Zorn vergangen war, forderte er vor sich seine Räthe, und auch den Zenger, und sprach: „Zenger! du hast eine grobe und unbillige Red gethan, wider mich und meine Räthe, und ich begehre an dich, daß du uns Bescheid gebest, warum du solche Rede gethan und mich und meine Räthe so geschmäht hast; wann und wie du uns nicht genugsam Antwort gibst, wollen wir dich darum strafen." — Der Zenger sprach: „Gnädiger Herr, was ich geredet habe, das ist und bleibt wahr, und sag so: den zwei Jungfrauen ist ihr rechtes väterliches Erbe durch das Urtheil genommen worden, ohne alle Ursach. Damit wären sie jetzt wohl verheirathet worden, und dadurch bei Ehren geblieben. Aber also haben sie nichts mehr, und die eine muß gen Regensburg, die andere gen Nürnberg in die gemeinen Frauenhäuser, und was sie dort für sündliches Werk vollbringen, das muß alles wahrlich Herzog Hans, und die ihm zu seinem Urtheil helfen, büßen." — Der Fürst sah nieder, und bedacht' sich eine kleine Weile in ihm selber, und sprach dann: „Wahrlich die göttliche Wahrheit und Gerechtigkeit ist aus deinem Mund gehört worden." Damit schickte er nach den beiden Jungfrauen, und gab ihnen ihr Erbe ohne alle Entgeltniß wieder."

Dieser ritterliche Herzog, durch seine Tapferkeit in dem Hussitenkriege bekannt, liegt in der Stadt Neuburg vorm Wald begraben.

(Sammlung historischer Schriften und Urkunden von M. Frhrn. v. Freyberg.)

Der österreichische und der russische Gesandte.

Vor der Theilung von Polen hatte der Kaiser von Oesterreich den Minister Thugut nach Warschau geschickt. Eines Tages fuhr dieser nach Hof zu einer Audienz. Er wurde in einen großen Saal geführt, wo er einen Mann sehr gravitätisch auf einem Ruhebett sitzen sah, während eine Anzahl polnischer Edelleute in sehr ehrfurchtsvoller Haltung umher standen; da er glaubte, nur der König von Polen könne eine solche Haltung hier beobachten, so begrüßte er ihn als solchen. Indessen war es nicht der König von Polen, sondern nur der russische Gesandte; der es sich auch nicht sehr angelegen seyn ließ, ihn über seinen Irrthum aufzuklären.

Als Thugut das Versehen erfuhr, ärgerte er sich über seinen Schnitzer. Am Abend spielte er mit dem König und dem Gesandten. Er warf eine Karte mit den Worten aus: „Treffkönig!" Der König sagte: „Sie irren sich: es ist nur der Bube." — „Verzeihen Euere Majestät, dieß ist heute schon das zweitemal, daß ich einen Buben für einen König versehe," entgegnete der österreichische Gesandte, und der russische, was that er? Il faisait bonne mine au mauvais jeu, d. h. er machte gute Miene zu übelem Spiel, biß sich in die Lippen und schwieg. — Merk's! und spiele keinen König, wenn du nur ein Gesandter bist, und hätte dich auch der Kaiser von Rußland geschickt.

Orientalisches Hofleben.

Mein Bruder hörte soviel von der Großmuth und Freigebigkeit des Barmeciden; er wandte sich darum an einen der Thürsteher und bat ihn um ein Almosen. „Geh hinein," sprach dieser, „und wende dich an meinen Herrn, er wird dich zufrieden entlassen." — Mein Bruder ging hinein; die Pracht des Pallastes würde ihn in Staunen versetzt haben, selbst wenn sein Gefühl weniger drückend gewesen wäre, als es war. Er ging voran, bis er zu einer reichgeschmückten Halle kam; dort fand er einen ehrwürdigen Mann mit einem langen weißen Bart am oberen Ende des Sofa's sitzen. Es war der Barmecide selbst, der ihn sehr freundlich willkommen hieß und fragte, was er wünsche.

„Herr!" erwiederte mein Bruder, „ich bin ein armer Mann, welcher der Unterstützung eines so edlen und

großmüthigen Mannes, wie Ihr seid, bedarf." Der Barmecide schien verwundert, und indem er seine beiden Hände auf den Leib legte, sprach er: „Ist's möglich, daß ich hier zu Bagdad bin, und daß ein Mann wie Ihr wirklich so arm wäre, wie Ihr sagt." Mein Bruder meinte, er würde ihm nun etwas schenken, irgend ein besonderes Zeichen seiner Güte, segnete ihn tausendmal und wünschte ihm alles erdenkliche Glück. „Es soll nicht geschehen," sprach hierauf der Barmecide, „daß ich dich verlasse, oder daß ich zugebe, daß du von mir gehst." — „Ich schwöre Euch," entgegnete mein Bruder, „ich habe heute noch keinen Bissen gegessen."

„Wie? du hast bis jetzt gefastet! Ach der arme Mann ist im Begriff Hungers zu sterben! He da, Knabe!" rief er mit lauter Stimme, „bring uns sogleich ein Gefäß mit Wasser, damit wir uns zuerst die Hände waschen."

Obschon Niemand sich sehen ließ, und auch kein Wasser und kein Gefäß zum Vorschein kam, so rieb sich der Barmecide dennoch die Hände, als ob Jemand Wasser darüber gegossen hätte, und bat meinen Bruder zu nahen und sich mit ihm zu waschen.

Hieraus schloß mein Bruder, daß der barmecidische Herrscher zu scherzen beliebe, und da er sich selbst auch auf Spaß verstand und wußte, daß der Arme sich nach den Launen des Reichen richten müsse, wenn er etwas von ihm zu erhalten wünsche, so trat er näher und that wie jener. „Komm her Knabe!" rief der Barmecide, „und bring uns etwas zu essen und laß uns nicht darauf warten!" Obschon nach diesen Worten wieder nichts kam, so fing er dennoch zu schneiden an, als ob etwas auf einer Schüssel wäre gebracht worden, er führte seine Hand zum Munde, begann zu kauen und sagte zu meinem Bruder: „Komm Freund! thue ganz, als ob du zu Hause wärst; greif zu! du sagtest mir ja, du seist im Begriff Hungers zu sterben, und nun thust du, als ob du keinen Magen hättest." — „Verzeiht mir, mein Gebieter!" sagte mein Bruder, „Ihr seht, ich verliere keine Zeit und thue Alles, meinen Mann zu stellen." — „Wie behagt dir dieses Brod und Fleisch da?" fragte der Barmecide, „findest du es nicht ganz besonders gut?" — „O Herr!" entgegnete mein Bruder, der weder Brod noch Fleisch sah, „nie aß ich eine so feine Speise." — „Bringt ein ander Gericht!" rief der Barmecide, und obschon auch jetzt weder Knabe noch Speise sich sehen ließ, fuhr er fort: „komm, guter Freund! verkoste diese neue Speise und sag mir, ob du je besseren Hammelsbraten und Gerstensuppe gegessen." — „Er ist in der That ungewöhnlich delikat," erwiederte mein Bruder, „und Ihr seht, daß ich herzhaft zugreife."

„Da ich sehe," sagte weiter der Barmecide, „daß es dir so trefflich schmeckt, so beschwöre ich dich, iß nur Alles!" Eine kleine Weile darauf rief er nach Gans in süßer Sauce und grauen Erbsen und gedörrten Feigen — wovon nichts erschien. „Die Gans ist recht fett," sagte der Barmecide, „iß aber nur einen Schenkel und einen Flügel davon, wir müssen unseren Magen schonen, denn es kommen noch eine Menge Speisen." Er rief nun nach anderen Gerichten, und mein Bruder, der vor Hunger hätte sterben mögen, that immer als esse er davon.

„Ich wußte wohl, daß dir das behagen würde," fuhr der Barmecide fort, „he Knabe! bring uns ein neues Ragout." — „Nein, ja nichts weiter Herr! wenn's beliebt; denn ich kann in der That nichts mehr essen." — „Nun gut denn!" antwortete der Barmecide, „so wollen wir trinken."

Er befahl nun, daß Wein gebracht würde — allein nichts erschien. Er that, als gieße er Wein ein und biete meinem Bruder ein Glas dar. „Trink auf mein Wohl!" sprach er, „und laß mich hören, ob dir der Wein gut scheint." Mein Bruder setzte den Scherz fort und schien ganz so zu trinken, wie ein Mann, dem der Wein sehr schmeckt. „Herr!" sagte er, „das ist ein ganz ausgezeichneter Wein, indessen will er mir nicht stark genug bedünken." — „So versuch denn, wie dir dieser da schmeckt," und zugleich that er, als schenke er sich und meinem Bruder ein anderes Glas ein, und dieß setzte er so lange fort, bis mein Bruder sich den Anschein gab, als habe er zuviel getrunken; und nun einen Betrunkenen spielend, hob er die Hand auf und gab dem Barmeciden eine so derbe Ohrfeige, daß er darüber zur Erde fiel. Er wollte ihm eben eine zweite geben, allein der Barmecide hielt seine Hand vor, um sich dagegen zu schützen und schrie: „Bist du verrückt?" — Nun that mein Bruder, als sei er wieder zur Besinnung gekommen und sagte: „Mein Gebieter, Ihr waret so gütig, mir den Eintritt in Euer Haus zu gewähren und habt mir eine große Mahlzeit gegeben; allein Ihr hättet mich nicht nöthigen sollen, so viel Wein zu trinken; denn er ist mir in den Kopf gestiegen, und ich sagte Euch ja im voraus, da ich dessen nicht gewohnt sei, so könnte er mir Gelegenheit geben, mich in dem schuldigen Respekt zu verfehlen." Der Barmecide, weit entfernt hierüber zu zürnen, sagte zu meinem Bruder: „Ich vergebe dir nicht nur den Streich, sondern ich wünsche, daß wir fortan gute Freunde seien und du mein Haus für das deine ansiehst. Du hast die Gefälligkeit gehabt, dich meinen Launen anzubequemen und das Spiel mit Geduld bis zum Ende auszuhalten. Wir wollen nun in allem Ernst essen," und in der That ward ein treffliches Mahl aufgetragen. Er gewann solches Gefallen an meinem Bruder, daß er ihm in wenigen Tagen sein Hauswesen und all' seine Angelegenheiten bis zu seinem Tod anvertraute.

Moral: wer mit großen Herren leben will, muß sich darauf gefaßt halten, sich ihren Launen anzubequemen: er muß den Trunkenen spielen, wenn er vor Durst vergehen möchte, und lachen, wenn er lieber weinen, und loben und rühmen, wenn er aus der Haut fahren möchte. Wem aber seine Freiheit lieber ist, der begehre nicht mit ihnen Kirschen zu essen; er ist dann sicher, daß sie ihm die Steine nicht an den Kopf werfen. So geht's im Orient und nicht anders im Occident.

Tod eines deutschen Kaisers.

(Nach Fuggers Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich.)

Da nun nach göttlicher Vorsehung unser Kaiser Friedrich III. den Lauf seines Lebens auf dieser Welt erfüllt hatte, befand er sich etwas schwach. Kaiser Friedrich hatte von seiner Jugend an die Gewohnheit, daß er mit dem rechten Fuß die Thüren an den Gemächern und Zimmern aufstieß; an welchem Fuß er hernach in seinen alten Tagen einige Jahre lang eine Geschwulst und eine schwarze Platter mit großen Wehetagen erlanget; und nachdem er solchen Schmerzen, und besonders zur Zeit eines unstäten Wetters, sechs Jahre lang erlitten, und in dieser Zeit die Doktores und Aerzte allerlei Kräuter und Salben, um dem Kaiser damit zu helfen, gebrauchten, aber nichts damit ausrichteten, da hat zuletzt die schwache Natur sammt dem hohen Alter so weit gewirkt, daß dieser Fuß von unten auf ganz entkräftet und erstarrt, und also ganz todt war, und hat sich diese Schwäche gegen den Leib gezogen. Weßwegen der betrübte Kaiser von seinen Räthen ermahnet worden, bei den erfahrensten Doktores und Wundärzten, daß ihm geholfen würde, Rath zu suchen; welches der Kaiser bewilliget hat. Hernach sind die berühmtesten und gelehrtesten Doktores und Wundärzte, so man im ganzen Reich wußte, zum Kaiser nach Linz berufen worden: als sie aber den Schaden am Fuß sahen, haben sie alle einstimmig beschlossen, daß dem Kaiser nicht mehr zu helfen sei, außer es würde ihm der Fuß abgenommen. Da nun der Kaiser vernahm, daß nicht anders zu helfen sei, so ließ er sich (da er durch einen Schlaftrunk ehevor eingeschläfert worden) ohne Schmerzen den Fuß abnehmen, zu Ende des Monats Juli, und war froh, daß die Operation gut von statten ging. Als aber die Aerzte beim Verbinden sahen, daß der Fuß zu kurz abgeschnitten, und der Kaiser noch immer einen Schmerzen daran hatte, bewilligte der betrübte Kaiser noch einen Schnitt; zuvor aber verlangte er den abgeschnittenen Fuß zu sehen, und sagte dann (im Bette sitzend) zu seinen Räthen und Doktores: „Sehet, liebe Herren, welch armes Leben haben wir auf dieser elenden Welt! denn hier ist nicht zu entnehmen, welcher Unterschied zwischen einem Kaiser, welcher der Zeit seines Lebens mit Sorgen umgeben ist, und einem Bauer, welcher mit seinem Vieh die Aecker arbeitet." Hierauf ließ er sich den Schlaftrunk geben, und in dessen Wirkung den Fuß noch einmal abnehmen; auch diese Operation glückte gut, und hat sich der Schmerz des Kaisers gelegt; man hatte auch Hoffnung, daß es mit ihm täglich besser werden soll. Als aber das Fest der Himmelfahrt Mariä, welches der Kaiser die ganze Zeit seines Lebens ehrte, erschien, wollte er aus Andacht fasten, und keine warme Speise zu sich nehmen. Er hat aber etliche Mellonen gegessen, an welcher Speise vier Kaiser gestorben, und Wasser darauf getrunken: da entwich ihm die natürliche Hitze, und er verfiel in ein starkes Magenwehe, so zwar, daß die Krankheit des Bauchflusses dazugeschlagen, und der gute Kaiser sehr schwach geworden, und als er verspürte, daß das Ende aller Menschen nahe ist, befahl er, daß man ihm die heiligen Sterb-Sakramente reichen sollte; dann empfahl er seine edle Seele in die Hände des Allmächtigen mit großer Andacht, und verließ das Kaiserthum in allem Frieden sammt dem Reich ganz christlich, zu Linz den 19. August 1493.

Ein Schiffsbrand.

Ein Schreiben des Sir Stamford Raffles, Bencoolen 4 Febr. 1824. (The Mirror.)

Wir schifften uns am 2. des laufenden Monats ein und gingen mit Tagesanbruch nach England unter Segel. Der Wind war uns günstig, und Alles schien uns eine schnelle und bequeme Ueberfahrt zu versprechen. Das Schiff, der Fame, entsprach in jeder Hinsicht unseren Wünschen, und da ich hier mit vollster Befriedigung meine Amtsthätigkeit beschlossen, so war es einer der schönsten Tage meines Lebens. Vielleicht waren wir zu überglücklich, denn am Abend ereignete sich ein böses Unglück. Sophie war eben zu Bette gegangen und ich hatte mich schon halb entkleidet, als der Ruf Feuer! Feuer! uns aus der behaglichen Ruhe aufschreckte und in fünf Minuten das ganze Schiff in Flammen stand! Ich eilte zu sehen, woher die Flammen eigentlich kämen, und fand, daß das Feuer gerade unter unserer Kajütte seinen Ursprung hatte. Die Boote herunter! Wo ist Sophie? Hier. Die Kinder? — hier. Einen Strick hier an die Seite. Laßt Lady Raffles hinab. Gebt sie mir, sagt Jemand; ich

will sie nehmen, sagt der Capitän. Werft das Schießpulver über Bord. Man kann nicht hinzu, es ist in dem Magazin, dicht beim Feuer. Geht dem Pulver aus dem Weg. Eilt zu den Wasserfäßern. Wasser! Wasser! Wo ist Sir Stamford? Kommt in's Boot. Nilson! Nilson! kommt in's Boot! Stoßt ab! stoßt ab! Nehmt euch vor dem Hintertheil des Schiffes in Acht! —

All dieß geschah schneller, als ich es schreiben kann. Wir stießen ab und in demselben Augenblicke schlugen die Flammen aus dem Fenster unserer Kajütte und der ganze Hintertheil des Schiffes stand in Flammen. Das Feuer ergriff nun Maste und Segel, und wir verfügten uns in eine gehörige Entfernung, um das Auffliegen des Schiffes zu vermeiden. Allein die Flammen brachen nun auf dem großen Verdeckweg aus, und da wir den Capitän mit der übrigen Mannschaft noch immer an Bord sahen, so ruderten wir zurück unter den Bug, um ferner von dem Pulver zu seyn. Als wir uns näherten, gewahrten wir, daß die Menge in ein Boot auf der andern Seite des Schiffes stieg. Sie stießen ab; wir riefen ihnen: Habt Ihr alle am Bord? Ja alle, bis auf einen. — Wer ist's? Johnson, der krank in seinem Winkel liegt. Können wir ihn retten? es ist nicht unmöglich. Die Flammen brachen vom Verdeckweg heraus. In diesem Augenblick hatte das Feuer, wie ich mir einbilde, den armen Burschen ergriffen, er lief auf das Verdeck und brüllte gewaltig. Ich will zu ihm gehen, sagte der Capitän.

Die beiden Boote trafen sich nun, und wir nahmen einige zu uns aus dem Boote des Capitäns, das überladen war. Er fuhr nun unter das Bugspriet des Schiffes und nahm den armen Menschen auf. Seid ihr alle in Sicherheit? Ja wir haben den Mann, alle Leben sind gerettet. Gott sei Dank! stoßt ab vom Schiff. Fassen sie einen Stern in's Auge, Sir Stamford! — Nur ein einziger ist sichtbar. —

Wir fuhren nun dicht neben einander und fanden, daß der Capitän glücklicher Weise einen Compaß hatte; allein wir hatten kein Licht außer vom Schiff. Wir schätzten unsere Entfernung von Bencoolen auf ohngefähr fünfzig Meilen in einer südwestlichen Richtung.

Da südwärts von Bencoolen kein Landungsplatz war, so blieb uns nichts übrig, als wieder dorthin zurückzukehren. Der Capitän nahm die Führung der Boote auf sich, und wir folgten ihm in einer nordnordöstlichen Richtung, so gut wir konnten; es war keine Wahl, keine Möglichkeit mehr dem Schiff uns wieder zu nähern, denn es war vorn und hinten und in der Höhe eine helle Flamme; seine Maste und Segel all' in lichtem Feuer, und hinwärts und herwärts schwankend, drohten sie in jedem Augenblicke zu fallen. Jetzt stürzt der Besanmast! rudert hinweg ihr Bursche! jetzt fliegt das Pulver auf! Gott sei Dank! Gott sei Dank!

Sie bedürfen nichts weiter, um sich unsere Lage vorzustellen. Der Feuerruf erscholl ohngefähr zwanzig Minuten nach acht Uhr und in weniger als zehn Minuten stand das Schiff in Flammen. Nach halb neun Uhr war keine lebende Seele mehr an Bord und in weniger als zehn Minuten später war es eine Feuermasse.

Meine einzige Besorgniß war, daß die Boote nicht hinreichten, die Mannschaft zu fassen, da uns die Zeit gefehlt, das Langboot zu gewinnen oder ein Floß zu machen. Nichts war uns geblieben, als zwei kleine Viertelboote, die glücklicher Weise ohne Unfall niedergelassen wurden; ohne einen Tropfen Wasser, ohne ein Körnlein Frucht oder ein anderes Kleidungsstück, als was wir gerade in dem Augenblicke auf dem Leib hatten, schifften wir uns auf offenem Meere in diese beiden kleinen Boote ein und dankten Gott für seine Barmherzigkeit! Die arme Sophie war aus ihrem Bett geholt worden, sie hatte nichts als eine Decke, weder Strümpfe noch Schuhe. Auch die Kinder waren ganz, wie man sie aus dem Bett genommen; eines davon war noch eben erhascht worden, als die Flammen es schon erfaßt hatten.

Kurz es war für Niemand mehr Zeit, als an zwei Dinge zu denken: kann das Schiff gerettet werden? Nein. So wollen wir uns selbst retten. Alles Uebrige wurde von einem Grab verschlungen.

Soviel als möglich Nutzen von unserem Unglücke zu ziehen, bedienten wir uns des Lichtes unseres Schiffes, um mit leidlicher Richtigkeit dem Ufer zuzusteuern. Das Schiff fuhr fort zu brennen bis gegen Mitternacht, als der Salpeter, den es an Bord führte, Feuer fing, und nun die glänzendsten und lichtesten Flammen, die je den Horizont erleuchtet, nach jeder Richtung hin ausströmte, und zwar in einem Umfang von nicht weniger als fünfzig Meilen; sie warfen auf uns ein blaues Licht, was das Schrecklichste von Allem war.

Das Schiff brannte und fuhr während einer oder zwei Stunden in dieser Weise zu flammen fort, wo es in einer Wolke von Rauch unseren Augen entschwand.

Weder Nilson noch Herr Bell, unser ärztlicher freundschaftlicher Begleiter, hatten ihre Röcke gerettet; indessen ein Zipfel des meinigen nebst einem Taschentuch diente dazu, Sophiens Füße warm zu halten, und den Kindern machten wir Beinkleider aus unseren Halstüchern. Es begann nun zu regnen; doch glücklicher Weise hielt es nicht lange an, und wir wurden wieder trocken. Die Nacht wurde heiter und sternenhell. Wir waren nun unserer Richtung gewiß; die Männer arbeiteten wacker mit Herz und frischem Muth; und nie vielleicht spähten arme Sterbliche so sehr, wie wir, nach

Tageslicht und Land. Nicht als ob unsere Leiden irgend mit dem zu vergleichen wären, was Andere gelitten; sondern weil ich mich wegen der schwachen Gesundheit von Sophie und der meinigen und wegen der stürmischen Natur unserer Küste für völlig überzeugt fühlte, daß wir durchaus unvermögend seien, mehrere Tage Hunger und Sonnenhitze und schlechtes Wetter auszuhalten; und da ich die Gewalt der Strömungen kannte, so besorgte ich, wir würden südwärts vom Hafen hingeführt.

Mit Tagesanbruch erkannten wir die Küste und die Insel Rat, was uns neuen Muth machte; und obschon wir uns allzu südlich von unserem Ziel sahen, so betrachteten wir uns dennoch schon als zu Hause. Sophie hatte die Nacht besser überstanden als zu erwarten war. Wir ruderten mit aller Kraft vorwärts. Gegen Acht oder Neun sahen wir ein Schiff, das von der Rhede auf uns zusteuerte.

Sie hatten am Ufer die Flammen gesehen und Schiffe uns zu Hilfe gesandt; und hier erschien in der That ein Bote der Vorsehung in der Gestalt eines Boten des Evangeliums; denn die erste Person, welche ich erkannte, war einer unserer Missionäre. Sie gaben uns einen Eimer mit Wasser, und wir nahmen den Capitän als Piloten an Bord.

Der Wind war uns inzwischen entgegen, und wir konnten das Ufer nicht erreichen, und fuhren zu dem Schiffe, wo wir einige Erfrischungen erhielten und gegen die Sonne geschützt waren. Sophie war jetzt völlig erschöpft und fiel beständig in Ohnmacht. Gegen zwei Uhr landeten wir wohl und gesund; aber alle meine Worte sind zu schwach, um die Theilnahme, die Herzlichkeit und die Liebe zu beschreiben, womit wir von Jedem bewillkommt wurden. Hätte es einer Probe bedurft, daß meine Verwaltung hier eine befriedigende gewesen, so ward sie uns nun auf unzweideutige Weise von Allen zu Theil. Kein Auge war trocken; und als wir in unsere frühere Wohnung zurückkehrten, erscholl ein lautes: Gott sei gedankt!

Der vorzüglichste Verlust, den ich vor Allem zu verschmerzen habe, sind meine Papiere und Zeichnungen: all meine Noten und Bemerkungen, sammt den Denkbüchern und Sammlungen, hinreichend für eine ausführliche Geschichte nicht nur von Sumatra, sondern von Borneo und von jeder anderen irgend bedeutenden Insel dieser Meere; meine beabsichtigte Darstellung von der Niederlassung von Singapore — die Geschichte meiner eigenen Verwaltung — orientalische Grammatiken und Wörterbücher und Wortverzeichnisse, und zuletzt, obwohl nicht das Letzte, eine große Karte von Sumatra, für welche ich seit meiner Ankunft dahier bemüht gewesen und der ich seit den letzten sechs Monaten ganz insbesondere meine ungetheilte Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Dieß war inzwischen nicht Alles: alle meine naturhistorischen Sammlungen, alle meine Sammlungen von kostbaren Zeichnungen mehr als 2000 Stück, sammt allen schätzbaren Papieren und Noten meiner Freunde, Arnold und Jack; und um zu schließen, will ich nur noch bemerken, daß es kaum ein unbekanntes Thier gibt, sei es ein Vogel, ein Landthier, oder ein Fisch, oder eine bemerkenswerthe Pflanze, die wir nicht an Bord hatten; einen lebenden Tapir, eine neue Tigerart, herrliche Fasanen u. s. w. eigens für die Reise gezähmt. Kurz wir hatten in dieser Beziehung eine völlige Arche Noah.

Alles, Alles ging zu Grunde! Doch Gott sei gedankt! unser Leben wurde gerettet und wir beklagten uns nicht.

Die Erbschaftstheilung.

Ein serbisches Volkslied aus: Volkslieder der Serben von Talvj. Halle 1825. Rengersche Buchhandlung. S. 147.

Schalt der Mond und sprach zum Morgensterne:
„Morgenstern! wo bist du doch gewesen?
Sprich, wo hast du deine Zeit versäumet?
Deine Zeit versäumt drei weiße Tage?“
Und es sprach der Morgenstern entgegnend:
„Bin gewesen, hab' die Zeit versäumet
Dorten über Belgrads weißer Feste,
Anzuschau'n ein wunderbar Ereigniß,
Wie zwei Brüder sich in's Erbe theilten,
Jakschitsch Dmeter und Jakschitsch Bogdane.
Schön vertragen hatten sich die Brüder,
Hatten wohl vertheilt des Vaters Erbe:
Dmeter nahm die Wallachei als Antheil,
Nahm die Wallachei und ganze Moldau,
Das Banat auch bis zum Donaustrome;
Bogdan nahm das ebene Land Sirmien,
Und die flachen Landschaften der Sawa;
Serbien ferner, bis zur Fest' Ushitza.
Dmeter nahm den untern Theil der Feste,
Und den Thurm Nebojscha an der Donau;

Bogdan nahm den obern Theil der Feste,
Und die Kirche mitten drinn, Ruschitza.
Um ein Kleines stritten sich die Brüder,
Um ein Kleines — wär's doch was gewesen! —
Um ein schwarzes Roß und einen Falken!
Dmeter will das Roß als ält'rer Bruder,
Will den Rappen und den grauen Falken.
Bogdan weigert ihm so Roß als Falken.
Aber als der Morgen morgens anbrach,
Schwang sich Dmeter auf den großen Rappen,
Nahm mit sich den grauen Edelfalken,
Will im Waldgebirge jagen gehen.
Und er ruft die Gattin Angelia:
„Angelia! meine treue Gattin!
Tödte mir mit Gift den Bruder Bogdan!
Aber willst du ihn mir nicht vergiften:
Harre meiner nicht im weißen Hofe!"
Als die Gattin dieses Wort vernommen,
Saß sie nieder, sorgenvoll und traurig!
Bei sich selber denkt und spricht sie also:
„Was beginn' ich armer, grauer Kukuk!
Wenn den Schwager ich mit Gifte tödte:
Große Sünde wär' es vor dem Herren,
Vor den Leuten wär' mir's Schimpf und Schande!
Klein und Groß würd' auf mich seh'n und sagen:
Seht ihr das unsel'ge Weib dort gehen,
Das den eig'nen Schwager hat vergiftet!
Aber wenn ich Bogdan nicht vergifte:
Kehrt der Gatte nimmer mir zurücke!" —
Alles so bedenkend, denkt sie eins aus:
In das untre Erdgeschosse steigt sie,
Holet den geweihten Segensbecher,
Den, aus reinem Golde schön geschmiedet,
Bei der Hochzeit ihr der Vater schenkte.
Voll des goldnen Weins gießt sie den Becher,
Trägt ihn hin zu ihrem Schwager Bogdan,
Küßt demüthiglich ihm Saum und Hände,
Tief sich vor ihm bis zur Erde beugend.
„Diesen Becher weih' ich dir, mein Schwager!
Diesen Becher und den goldnen Wein drinn!
Schenke du dafür mir Roß und Falken!" —
Und gerührt erhörte sie der Schwager,
Gab ihr willig beides, Roß und Falken.
Während deß den ganzen Tag im Walde
Jagte Dmeter, konnte nichts erjagen.
Gegen Abend führte ihn der Zufall
In dem Wald zu einem grünen See hin,
Darauf eine goldbeschwingte Ente.
Dmeter ließ den grauen Falken fliegen,
Daß die goldbeschwingte Ent' er fange;
Aber eh' er sie noch konnt' erschauen,
Hielt sie schon gefaßt den grauen Falken,
An dem Leib den Flügel ihm zerbrechend.
Als Demeter Jakschitsch dieß erblickte:
Eilig warf er von sich seine Kleider,
Und sich in den stillen Waldsee stürzend,
Nahm er aus dem Wasser seinen Falken,
Und befragt ihn mitleidvolles Sinnes:
„Wie ist dir zu Muth, mein treuer Falke?
Sprich, wie ist dir ohne deinen Flügel?" —
Zischend sprach der Falke, ihm entgegnend:
„So ist mir zu Muth ohn' meinen Flügel,
Als wie einem Bruder ohne Bruder!" —
Da durchfährt den Dmeter der Gedanke,
Daß die Frau den Bruder ihm vergifte,
Und sich auf den mächt'gen Rappen schwingend
Jagt zurück er nach der Feste Belgrad,
Daß den Bruder er noch lebend finde.
Als er kam nach der Tschekmeter Brücke,
Spornt' er so hinüber seinen Rappen,
Daß er ungestümen Laufes durchbrach,
Und zerschmettert ihm die Füße lagen.
Wie Demeter sich in dieser Noth sah,
Nahm er von dem Rosse schnell den Sattel,
Hing ihn über'n Kolben auf den Rücken,
Fort nur eilend nach der Feste Belgrad.
Angelangt rief er sogleich die Gattin:
„Angelia, meine treue Gattin!
Hast mir doch den Bruder nicht vergiftet?"
Aber ihm entgegnet Angelia:
„Nicht vergiftet hab ich dir den Bruder;
Ausgesöhnet hab' ich dich mit Bogdan." —

Ein löblich Exempel König Rudolf's,

welcher Gestalt er in einer dunkeln Sach' das Recht erforscht.

(Sieh Deutsches Hausbuch I. Band S. 135.)

Aus Christoph Lehmans: „Chronika der Freyen Reichs Statt Speyr."

Auf einem Reichstag zu Nürnberg hat ein reicher Kaufmann vor dem König geklagt, was Maaßen er seinem Wirth in offener Gastherberg in einem Sack 200 Mark Geld's aufzuheben vertrauet, und da er dasselbe wieder erfordert, wäre der Wirth der Ding' in Abred, weil kein Zeugniß vorhanden, dabei der Kaufmann solche

Umſtänd' und Wahrzeichen angezeigt, daß der König die Klage rechtmäßig befunden; aber wie der Wirth, ein vornehmer reicher Bürger der Inzicht zu überwinden und die Sach' an Tag zu bringen, zu bedenken genommen.

Nicht lang hernach kommen der Stadt Nürnberg Geſandte zum König, unter denen auch der beklagte Wirth und bringen ihre Sach' vor. Der König fangt ein freundlich Geſpräch an und ſagt unter Anderm zum Wirth: „Du haſt einen hübſchen Hut, ich gib dir meinen dafür." Der Wirth bewilligt den Tauſch gern. Der König nimmt ſich anderer Sachen an, heißt die Geſandten verziehen, gehet hinaus und befiehlt einem anderen Bürger im Namen des Wirths, als wenn der es befohlen, eilends desſelben Frau anzuzeigen, ſie ſollte ihm den ledernen Sack, der ſo und ſo beſchaffen, ſchicken, und zum Wahrzeichen brächt' er ihr ſeinen Hut. Die Wirthin glaubt dem Bürger wegen des Wahrzeichens, ſtellt ihm den begehrten Sack zu. Der König beſcheidet alsbald den Kaufmann, daß er ſeine Klag' gegen den Wirth, ſo vorhanden, ſoll vornehmen, fertigt die Geſandten mit guter Antwort ab und behält den Wirth bei ſich.

Alshald kömmt der Kaufmann und klagt wider den Wirth, daß er ſein vertrauet Gut vorenthalte. Der Wirth verneint die Klag' ſtandhaft, ſchwört und vermißt ſich hoch, daß der Kaufmann nichts Verwahrliches bei ihm hinterlegt; es ſei ein thörichter Mann, und mit Fantaſie behaftet.

Indem die Parteien ernſthaft wider einander reden, bringt der König den Sack herfür, und legt dem Wirth den Betrug öffentlich an Tag, darüber demſelben Muth und Sprach entſunken.

Der König hat dem Kaufmann das Sein' zugeſtellt und den Wirth um eine große Summ' Geldes geſtraft. **Albertus Argent. Lipsius in monitis pol. c. 9. Mon. 3.**

Dieß Exempel gibt dieſe Nachrichtung, daß zu König Rudolfs Zeit der Teutſchen Könige uralter löblicher Brauch, daß ſie die Unterthanen ſelbſt gehört und Recht geſprochen, und zu dem Ende jetzo an dieſem, hernach an einem anderen Ort die Reichsverſammlungen angeſtellet, noch beſtanden und in Uebung geweſen, wie auch daraus desgleichen abzunehmen, was vom gedachten König zu deſſen unſterblichem Lob geſchrieben, daß er ſeinen Trabanten ernſtlich befohlen, daß ſie Jedermann, der zu bitten oder zu klagen hätte, ſollten laſſen vorkommen und Niemand abweiſen; denn darum wäre er von Gott in's königliche Amt erhöhet, daß er den Unterthanen Gehör, Hilf' und Recht ſollt' widerfahren laſſen, und nicht daß er ſich vor ihnen ſollt' verſchließen. **Sifridus Buchholtzer in Chron.: „Date obsecro hominibus me accedendi locum et facultatem, non enim ideo ad Imperium evectus sum, ut hominibus in arca praecludar.**

Altes und neues Schäferſpiel.

Niemanden fällt es gegenwärtig mehr ein, gleich den überſättigten Weltleuten des franzöſiſchen Hofes Ludwigs XIV. idylliſche Schäferſpiele aufzuführen. Wir lächeln dazu, wenn wir die geſchnürten Hofdamen mit den weiten Reifröcken der alten Zeit ſehen, wie ſie mit lächelnden Mienen den Schäferſtab in der weißen zarten Hand halten und den Schäferhut auf den gepuderten Kopf ſetzen und die Lämmchen an ſeidenen Bändchen auf die Vergißmeinnichtwieſen am Waſſerbrünnlein mit trippelnden Füßchen geleiten. Es kömmt uns das Alles erſtaunlich komiſch und abgeſchmackt vor, und doch machen wir ſelbſt es hundertmal, nur in anderer Weiſe, nicht beſſer, und führen ähnliche Schäferſpiele auf, die zuweilen nicht einmal ſo harmlos ſind.

Wie oft nimmt nicht auch unter uns Prinzeſſin Eitelkeit und Dame Gefallſucht den Schäferſtab der Ziererei, der Empfindſamkeit und Empfindelei, der ſcheinheiligen Heuchelei und gleißneriſchen Unſchuld in die Hand und betrachtet ſich ſelbſtgefällig im Spiegel, um dann auf Eroberungen auszugehen. Seht ſie nur an! Fräulein Urſula Dickedull hat eine Bärenſtimme und einen Schnabel breit wie ein Pavian, und doch ſpitzt ſie den Mund wie ein Zeiſig und liſpelt ſo fein wie ein Mäuschen; Fräulein Zephirine Eierſchmalz hat Pferdefüße und trägt die allerliebſten Schühchen eines Rehchens; Fräulein Desdemona Hutzelleder umſteckt die Runzeln ihrer Stirne mit einem Blumenflor des friſcheſten Frühlings und ſpricht nur von Roſen und Ko-

ſen; Junker Fridolin von Reinek iſt ein Geier, thut aber ſo unſchuldig, ſo fromm, ſo beſcheiden, ſo demüthig, ſo zart wie eine Taube; Geheimrath Dr. Vocativus Schleicher hat das Gift bitteren Haſſes im Herzen und den Honig ſüßer Schmeichelei auf den Lippen; Profeſſor Pfifficone Brodneid ſpielt den Uneigennützigen ſo natürlich, daß er meint, Niemand merke, er ſei ein hungriger Wolf; Baron Adelbert Ziegenſchwanzerl hat ganz vergeſſen, daß ſein Vater ein armer Schneider war, der dem Schuſter gegenüber noch fünf Gulden und einen entliehenen Regenſchirm ſchuldet; ſein Bruder, Lord Plumpſack, ſpielt den reichen Engländer, und ſein Vetter, Monſieur Henri Einfaltspenell, macht den galanten Franzoſen: kurz Jeder möchte etwas Anderes und, wie er meint, etwas Beſſeres und Vornehmeres ſcheinen, als er iſt. Einer von uns lacht über den Anderen, wie wir alle über die affektirten Schäferinnen von Trianon; kaum Einer aber macht es beſſer; weil Jeder meint, er führe den Anderen an; zuletzt aber, wenn es zur großen Abrechnung kömmt, wo Niemand mehr gilt, als er wirklich werth iſt, und alles Masken- und Schäferſpiel ein Ende hat und die Maske herunterfällt, da finden ſich alle die faſchen Spieler ſelbſt angeführt.

Iriſche Noth und iriſche Barmherzigkeit.

(Schluß.)

Den Schilderungen und Zeugniſſen Venedeys wollen wir einige Schilderungen eines anderen unſerer reiſenden Landsleute folgen laſſen. Wir meinen J. G. Kohl, der auf ſeinen verſchiedenen Weltfahrten auch die grüne Inſel beſucht hat. Wir laſſen ihn zuerſt in eine Schule des armen Landes treten. Er erzählt:

„Wie in dieſen entlegenen Gegenden von Irland das Licht der geiſtigen Aufklärung überliefert wird, hatte ich an unſerem Wege zu ſehen Gelegenheit in einer iriſchen „hedgeschool“ (Winkelſchule) nach dem alten nationalen Style. Es war in der That ein rührendes Bild.

Das Schulgebäude war eine mit Raſen gedeckte Lehmhütte, ohne alle Fenſter und ohne alle weitere Bequemlichkeit. Die kleinen Schulkinder ſaßen alle ſo gut als möglich in ihre Lumpen gehüllt an der offenen niedrigen Thür der Hütte und hielten alle ihre kleinen Bücher in der Richtung zur Thüre hin, um das dadurch eindringende ſpärliche Licht aufzufangen. Viele Kleine ſaßen oder lagen auf dem Boden. Hinter ihnen ſaßen einige auf ein paar Bänken, die ſie aus Brettern zuſammengeſtückt hatten, und dahinter ſtanden einige Große, die wieder zwiſchen den Köpfen der Vordermänner mit ihren Büchern zum Lichte hervorlangten. Der Lehrer, ebenfalls in dem mehrfach ſchon beſchriebenen iriſchen Nationalcoſtüm, ſaß mitten unter dem Haufen.

In einem Skizzenbuche über Irland wäre dies Bild weſentlich geweſen, und es that mir unendlich leid, daß ich kein Daguerreotyp bei mir hatte, um es ſogleich auf einer Platte zu verewigen. Draußen vor der Thüre lagen ſo viele Torfſtücke, als drinnen Knaben ſaßen. Jeder Knabe hatte ein Torfſtück mitgebracht, als Tribut und Honorar für den Lehrer.

Dieſer ſtand, als ich durch die enge Thüre hineintrat, von einem Faſſe auf, begrüßte mich freundlich und entſchuldigte ſich, daß er mir keinen Stuhl anbieten könnte, mit den Worten: „In deed I am very sorry, your honour, that I have not the opportunity of offering you a chair“ (in der That, es thut mir ſehr leid, daß ich Euer Ehren keinen Stuhl geben kann). Er lehrte den Kleinen das engliſche Alphabet. Die Knaben ſahen recht munter, friſch und heiteräugig bei dieſem Studium aus, und wenn man ihre Armuth, ihre Nahrung und ihre Kleidung bedenkt, ſo muß man es in der That für ein großes Wunder halten, daß dieß faſt mit allen iriſchen Kindern — wenigſtens auf dem freien Lande — der Fall iſt.

Das Schulhaus lag unmittelbar am Wege. Die Kinder aber wohnten einige Meilen abſeits, und auch der Schulmeiſter logirte vom Wege ab. Zu gewiſſen Stunden treffen ſie ſich alle hier an der Straße, und am Abend nach beendigter Arbeit ſtecken die Knaben ihre Fiebeln in die Taſche und ſpringen davon; der Schulmeiſter aber verrammelt die Thür, ſo gut es gehen will, ſchiebt ſeinen Torftribut in ſeinen Sack, nimmt ſeinen Wanderſtab in die Hand und pilgert damit zu ſeiner entlegenen Hütte über den Bog (Torfgrund).

Sieh da! ein kleines ächt iriſches Genrebild.“

An einer anderen Stelle ſchildert er uns ſeinen Beſuch in einer armen Hütte. Seine Worte lauten:

„Da mein Freund etwas reiſemüde ſich frühzeitig dem Schlummer hingab, ſo machte ich am ſpäten Abend noch einen Spaziergang am Strande. Ich ſah etwas an mir vorübergehen, und indem ich es genauer betrachtete, fielen Lichtſtrahlen aus dem Fenſter eines benachbarten Hauſes auf den wunderlichen Blumenſchmuck, den ich ſchon am Tage auf dem Haupte einer der Bettlerinnen

von Bantry gesehen hatte. Sie war mit unter denen gewesen, die uns auf dem Fischmarkte einsperrten, und hatte sich dort am eifrigsten vor allen geberdet, ganz wie eine Wahnsinnige. Eben wie eine solche war sie auch ausstaffirt. Sie war bekleidet mit den Lumpen eines gelben Rockes und den Lappen eines großen rothen Tuches, das ursprünglich für eine viel größere Person bestimmt gewesen zu seyn schien, da sie es halb im Staube hinter sich herschleifte. Dabei hatte sie einen runden breitkrämpigen Männerhut auf, um den sie oben, wie gesagt, einen großen Kranz gemachter Blumen geschlungen hatte, und einen langen Stock trug sie in der Hand, mit dessen Hülfe sie rasch von der Stelle kam. Sie hatte unter den Bettlerinnen des Fischmarktes am meisten geschrieen und uns immer ihren Stock vorgehalten, um uns zurückzudrängen, und das, was sie gesagt, hatte sie ungemein rasch und in abgebrochenen Redensarten gesprochen. Ich habe oft solche bettelnde halbwahnsinnige und komisch aufgeputzte Personen in Irland gesehen, die einen zuweilen an Personen in den Walter-Scott'schen Romanen erinnern.

Jetzt ging die Mary Sullivan, so hieß sie, wie sie mir bald vertraut hatte, ganz still und ordentlich am Ufer der Bantry-Bai hin. Ich wünschte ihr einen guten Abend, und sie dankte mir freundlich. Ihre Geschäfte des Tages waren abgethan, und obgleich sie noch das Costüm ihrer Rolle anhatte, so war das Schauspiel doch zu Ende, und sie war von der Bühne abgetreten und im Begriff, sich in ihre Wohnung zurückzuziehen. Da sie mir sagte, daß dieselbe nicht fern von der Stadt an dem Ufer der Bai läge, so schloß ich mich als Begleiter an, um mir einmal die Hütte irischer Armen bei Abend anzusehen.

Wir kamen über etwas unebenen Felsengrund und geriethen zuletzt, wie mir es schien, ganz vom gebahnten Wege ab. Aber Mary Sullivan versicherte mir, daß es keinen anderen Weg zu ihrer Schwester, bei der sie wohne, gäbe. Ich möchte ihr nur die Hand reichen, sie wolle mich sicher führen. Diese armen Leute Irlands wohnen gern ein wenig wild und lieben die Wege zu ihren Häusern nicht allzu eben. Es gibt ihnen dieß mehr Unabhängigkeit. Die großen wegeebnenden Arbeiten der Engländer im Lande werden daher von dem gemeinen Irländer auch gar nicht mit so freudiger Dankbarkeit betrachtet, als man wohl erwarten sollte. Freilich ist dann auch ein vollkommen nackter und barer Felsengrund etwas billiger zu haben als fruchtbares Erdreich, worauf man ein Gärtchen in der Nähe bebauen kann. Auf einem solchen nackten Felsengrunde, den der sanfte Wellenschlag der Bantry-Bai-Gewässer bespülte, stand die Hütte der Sullivans. Wir krochen hinein.

Die Irländer sind ein sehr religiöses Volk und haben immer allerlei schöne fromme Glückwünsche bei der Hand, mit denen sie sich begrüßen. So sprechen sie, wenn sie bei Arbeitern auf dem Felde vorübergehen: „God bless your work" (Gott segne Euer Werk). Und die Antwort ist dann „save you too" (und er erhalte Euch auch). Sie wünschen Gottes Segen so sehr, daß sie ihn gern überall hinter ihren Redensarten hinzufügen. Besonders muß man ihn bei jedem Lobe hinzufügen, das man einer Person oder Sache ertheilt. Z. B. wenn man das Kind einer Mutter lobt und sagt: „That is a fine child" (das ist ein schönes Kind), so darf man, wenn man der Mutter nicht die gerechtesten Besorgnisse einflößen will, nie vergessen, sogleich hinzuzusetzen: „God bless it" (Gott segne es). Denn das Lob scheint den Irländern verdächtig. Lob weckt Neid, sagt man. Sie danken sogar Gott gewöhnlich auch für ein Unglück, das ihnen passirte. So hörte ich eine Irländerin einer anderen mit betrübter Miene und mit Thränen in den Augen erzählen: „I have lost my poor dear little child, thanks to the great God!" (Ich habe mein armes, liebes, kleines Kind verloren, Dank sei es dem großen Gotte!). Es fiel mir dabei das russische „slawa bogu" (Ruhm sei Gott) ein, das auch den gewöhnlichen Zusatz jeder Erzählung bildet, und ein russischer Kaufmann, der mir einst erzählte, er habe sehr schlechte Geschäfte gemacht, setzte eben so wie jene Irländerin „slawa bogu" hinzu.

Wenn man in eine irische Hütte hineinkriecht, so heißt die Redensart, welche der Sitte gemäß ist: „God save you all" (Gott behüte Euch Alle), und die Antwort lautet: „God save you kindly" (Gott segne Euch gütig). Die, welche mir dieß Mal antworteten, waren die Schwester der Mary Sullivan und deren halb erwachsene Töchter, die zusammen am Torffeuer saßen und Kartoffeln kochten, alsdann ihre kleine Tochter und ihr kleiner Sohn, die neben dem Schweine lagen und sich schon eine halbgahre Kartoffel aus dem Kessel geholt hatten und sie verzehrten:

Der Vater war nicht zu Hause, denn er war schon seit einigen Tagen draußen auf dem Wasser, um Korallensand sammeln zu helfen. Es kam aber noch eine andere Stimme, ich wußte nicht aus welcher Ecke der Hauswirthschaft, hervor, und ich erkannte auch nicht, was sie meinte. Es schien mir kein „God save you kindly" zu seyn. Ich fragte, wer da wimmere. „Es ist mein ältester Sohn, Euer Ehren. Er ist blödsinnig! Dank sei's dem großen Gotte! und er wimmert oft so den ganzen Tag."

Die Hütte war theils vom Torffeuer, theils von einer Lampe, die in der Mitte an einem krummen Balken befestigt war, erleuchtet. Diese Lampe war eine große Meeresmuschel, und sie brannten Fischöl darin an

einem Dochte von Moorrusch. Ich erkannte bei diesem traurigen Schimmer ein armes Wesen, das so elend und so hilflos war, wie ich selten eines gesehen. Es war ein zwanzigjähriger Mensch, der in einer Art von Kasten, welcher sein Bett vorstellte — es war das beste Bett, welches sie in der Hütte hatten, — zusammengekrümmt und ächzend da lag. Als Unterlage hatte er Stroh und Lappen, die darüber ausgebreitet waren, und zum Kopfe ein Kissen, das einzige, welches ich in der Hütte bemerkte. Die Mutter zeigte mir einige Theile seiner Jammergestalt. Die Finger waren ganz verbildet, zwei zusammengewachsen, seine Arme und Beine so mager wie die eines Skeletts. Ein zuckendes Zittern schien durch sein ganzes Muskelsystem zu vibriren. Die Mutter sagte, er zittere beständig so. Als wir seine Hände besahen und betasteten, hob er sich etwas empor und sah uns mit einem blöden Blick an.

„Schon von seiner Geburt an, Euer Ehren, ist er so gewesen," sagte die Mutter, „und wir haben ihn seit 20 Jahren so immer füttern müssen, ohne daß er auch nur das Geringste für uns hätte thun können."

Ich dachte mir, daß das arme Wesen es dafür wohl recht schlimm im Hause haben möchte, wie es denn wohl bei unbemittelten Leuten so zu gehen pflegt, daß die, welche den Erwerb nicht vermehren helfen können, hintenan gesetzt werden.

„Und Ihr liebt diesen Jungen doch?" fragte ich daher die arme Mutter.

„Lieben? Ach ja, Euer Ehren! Wie sollte ich ihn nicht lieben! Es ist ja mein eigener leiblicher Sohn! Gott segne ihn! He! Mavourneen! blick einmal auf," redete sie dann ihren unglücklichen Sohn an, indem sie ihn vorsichtig aufhob, seinen Kopf über ihren Arm legte und ihm die verkrüppelte Hand streichelte. — „Ich bin die Einzige, Herr, die seine Sprache gut versteht. Auch verlangt er immer bloß nach mir, und ich bin, wie es scheint, die Einzige, die er liebt. Ich gebe ihm auch alle Morgen selbst den Kartoffelbrei, und, wenn ich's habe, auch Mehlbrei und Milch. Ihr seht auch wohl, daß er ein besseres Bett hat, als wir anderen. — Mavourneen, stöhne nicht so, mein Lieber!" — Sie strich ihm das Kopfkissen zurecht und legte seinen Kopf, der sich wieder von uns weggewendet hatte, darauf nieder.

Ich muß sagen, die Liebe dieser Frau zu ihrem Sohne war mir eine Erscheinung, die mir Manches zu denken gab. Es kam mir vor, daß, so wie die geistige und zum Theil auch die körperliche Entwickelung des Kindes beinahe ganz auf derjenigen Stufe stehen geblieben war, auf welcher sie bei der Geburt gestanden, so auch die Liebe der Mutter ebenfalls sich seit 20 Jahren in derselben Zärtlichkeit und derselben Innigkeit und Milde, welche der Liebe der Mutter zu ihrem Säugling eigen zu seyn pflegt, erhalten hatte. Sie fütterte ihn noch jetzt wie damals, sie schmeichelte und liebkoste noch den 20jährigen wie den einmonatlichen. Ja sie hätte ihm 20 Jahre hindurch ihre Brust gegeben, wenn es eine physische Möglichkeit gewesen wäre. — Ich sage, wenn man die Umstände solcher armen Leute bedenkt, die kaum genug zur Stillung ihres eigenen Hungers haben, die von ihren Kindern Arbeit und Gelderwerb verlangen, die gewöhnlich den überflüssigen Zehrer zu verstoßen und zu verwünschen pflegen, so kann man diese Liebe eine Erscheinung nennen. Und es ist möglich, daß diese arme Bettlerin vielleicht mehr Liebe übte, als viele 100,000 andere Mütter geübt haben. Es ist schade, daß wir Reisenden es so oft versäumen, solche Erscheinungen, wie wir sie eben so außerordentlich unter den Hütten oft genug entdecken könnten, hervorzusuchen und in helles Licht zu setzen.

Mary Sullivan, die alte Tante, hatte unterdessen ihren Blumenhut an die Wand gehängt und auch noch andere Theile ihres Costüms abgelegt. Sie zog einige Kartoffeln und einen Fisch aus der Tasche hervor, mit dem man ihr wahrscheinlich ein Geschenk gemacht hatte. Diese legte sie an diejenige Ecke des Torffeuers, die sie als die ihrige zu betrachten schien, und jenen, den Fisch hing sie an einem Drahte über dem Feuer auf. Alsdann holte sie ihre Pfeife hervor zu rauchen. Sie sagte mir auf meine Frage, daß sie täglich wenigstens für einen „halfpenny" (4 deutsche Pfennige) verrauche, was ich für eine Bettlerin nicht wenig fand; denn ihr Taback kam ihr mithin jährlich wenigstens auf 7 Thaler zu stehen, wobei noch nicht einmal die vielen kleinen zerbrechlichen Thonpfeifen, die sie jährlich verbrauchte, mit eingerechnet sind. Da man für einen Halfpenny täglich ein gutes Stück Brod in Irland kaufen kann, so wäre es der Mühe werth, daß einmal ein anderer Vater Mathew aufstände, der den irischen Weibern die Tabacksunmäßigkeit abgewöhnte und ihnen den Taback dadurch in Brod für sie selbst und für ihre Kinder verwandelte.

Zärtlichkeit und Gastfreundlichkeit sind allgemeine Eigenschaften der Irländer. Dabei haben sie eine nicht geringe Leichtigkeit des Umgangs. Bei den höheren Classen Irlands ist diese gewandte Leichtigkeit der der Franzosen in Paris ähnlich. Aber auch in den Hütten der Bettler merkt man noch ein gut Theil davon. In manchen Ländern wird der Fremde, wenn er in der Hütte eines Armen erscheint, so lange bestaunt und betrachtet, daß darüber eine geraume Zeit vergeht, bis man sich mit ihm zurecht gefunden hat. Bei den Irländern ist es anders. Die Halbnackten bieten sofort dem Wohlgekleideten ohne Umstände an, was sie haben und scheinen ihn, obgleich sie die artige Anrede „your honour"

nie vergeſſen, wie das anzuſehen, was er wirklich iſt, ihres Gleichen.

Als ich von Sullivans ſchied, begleitete mich eine Menge „God speed ye!“ (Gott geleite Euch!) zur Thüre hinaus, und der wärmſte Dank für die Ehre, die ich ihnen durch meinen Beſuch angethan, und für die Theilnahme, die ich ihrem unglücklichen Bruder und Sohne bewieſen hätte. Die beiden Kleinen hatten unterdeß ein paar trockene Holzreiſerbündel als Fackeln angeſteckt und begleiteten mich über ihre unwegſamen Felſenſteige hinaus. Und als ich ſie endlich wieder zurücktrieb und ihnen Lebewohl wünſchte, ſah ich ſie noch lange oben ſtehen und mit ihren Fackeln leuchten, indem ſie mir mit ihren feinen Stimmchen zuriefen: „Take care, your honour! take care! God speed ye!“ (Nehmt Euch in Acht, Euer Ehren, nehmt Euch in Acht! Gott geleite Euch!“).“

Weiter beſchreibt er uns eine Fahrt in ſtürmiſcher Nacht mit dem Briefpoſtillon längſt der Küſte von der nordöſtlichen Spitze Irlands, berühmt durch ihre Höhlen und die mächtigen und ſeltſamen Baſaltbildungen, an die ſich ſo manche Rieſenſage uralter Zeit anknüpft. Auch von Oſſian und Fingal und ſeinen Helden reden hier die Felſen, Seen und Berge, Höhlen und Flüſſe.

„Ja das Volk der Nachbarſchaft verſetzt ſogar das Grab Oſſians ſelbſt in dieſe Gegend. Es ſoll ſich auf einem alten Kirchhofe des benachbarten kleinen Ortes Layde befinden. Die zerfallene Kirche dieſer Grabſtätte liegt, von Epheu umrankt, auf einer kleinen Anhöhe neben der Küſte. Andere Berichte hingegen verſetzen des Dichters Grab auf die höchſte Spitze des benachbarten Berges Lurgethan, wo ſich ein Grabhügel (cairn) befindet, unter welchem Oſſian ruhen ſoll. Gewiß haben die Letzteren Recht. Denn Oſſian, der Heldendichter, der große Held, legte ſich ſicherlich lieber auf der Spitze eines weitſchauenden Berges als in dem Hintergrunde einer Bai nieder. Von dort ſchaut er weit in's Meer und über alle ſeine Glens hinaus. Auch war er ja ein Heide und ſtand in keiner Art von Verbindung mit einer chriſtlichen Kirche, es müßten denn die Irländer Recht haben, nach welchen Oſſian noch mit dem heiligen Patrick ein Geſpräch hatte und von ihm zum Chriſtenthum bekehrt wurde, obgleich jener alte Heidenheld und Dichter 200 Jahre vor dieſem Heiligen lebte. Es iſt dieß nämlich wirklich eine iriſche Sage, die dahin geht, daß Oſſian 200 Jahre lang am Ufer des Shannon in einem zauberiſchen Schlafe verſunken gelegen und darnach mit St. Patrick, der ihn aufweckte, jene Unterhaltung gehabt habe. Wahrſcheinlich mochten einige iriſche Fromme ſich nicht entſchließen können, den Oſſian als einen Ungetauften zu verehren und ihn als einen Heiden ſterben zu laſſen. Man hat mir geſagt, daß es ein langes, ſehr intereſſantes Gedicht gäbe, in welchem dieſe ganze Sage hübſch behandelt und die Unterredung Oſſian's mit St. Patrick weitläufig ausgeſponnen ſei.“

Dann fährt er in der Schilderung ſeiner nächtlichen Fahrt fort: „Die Nacht war ſtockfinſter, und wenn die oſſianiſchen Heiden nur den Schimmer von faulendem Glimmholze gehabt hätten, wir hätten ſie deutlich ſehen müſſen, um ſo mehr, da nun Regen und Hagel aufgehört hatten und bloß ein trockener Sturm über die Felſen rauſchte. Als wir aus dem Thale auf die Berge hinaufkamen, war unſere Ausſicht ziemlich weit. Denn wir erkannten mitten in der Finſterniß fünf ſchimmernde Lichter. Das eine rührte von dem Leuchtthurme in dem gegenüberliegenden Schottland her, zwei kamen von den Leuchthäuſern, die nicht weit vom Eingange von Lough Foyle ſtehen, und zwei andere hinter uns von den beiden „Maidens-Lighthouses,“ die wir bereits oben erwähnten.

Beide letztgenannte Paare waren ziemlich weit von uns entfernt, nämlich 20—23 Meilen, und doch ſahen wir ſie ſo deutlich durch die Finſterniß ſchimmern wie Sterne, an denen es unſerem Himmel völlig fehlte. Mit welcher Freude mögen die von Amerika kommenden Schiffer in einer ſolchen ſchwarzen Nacht ſolche europäiſche Leuchtfeuer beobachten, und welches angenehme Gefühl der Sicherheit mögen ſie ihnen auf ihren gefahrvollen Fahrten gewähren!

„Beſonders dann, Euer Ehren,“ fiel mir Paddy in's Wort, „wenn ſie ſich der Ueberzeugung hingeben könnten, daß auf jedem dieſer Thürme ein ſolches braves Mädchen wohnte, wie das war, das jetzt ſeit einigen Wochen dort auf den Mädchen-Felſen begraben liegt. Haben Euer Ehren gehört von dieſem braven Mädchen der Jungfern-Felſen, welche einen großen Theil der Mannſchaft eines Schiffes rettete?“

Ich hatte es in der That nicht, obgleich, wie ich nachher erfuhr, die Geſchichte durch die Journale bekannt genug geworden iſt. „Nun dann müſſen Sie mir zuhören. Denn in der That eine wahre Geſchichte iſt es auch! Nahe bei jenen beiden Lichtern, die auf zwei Felſen ſtehen, gibt es noch einige andere Riffe, in der Entfernung von etwa einer halben Meile. Vor einigen Jahren rannte auf dieſe Riffe ein Schiff in einer finſteren Nebelnacht, die keine Kabeltauslänge in's Graue hinaus zu ſehen erlaubte. Da das Wetter außerordentlich ſtürmiſch war, ſo geriethen Schiff und Mannſchaft bald in einen ſehr deplorablen Zuſtand, und in dieſem Zuſtande wurden ſie am andern Morgen von dem einen der Leuchtthürme aus, auf dem ein alter Mann und ſeine Tochter den Dienſt verſahen, entdeckt.“

„Die armen Schiffsleute ließen ihren Hilferuf hinüber ſchallen und machten Zeichen der Bitte um Rettung. Aber der alte Mann erſchrack bei dem Gedanken,

daß er durch dieſe tobenden Wogen in einem zerbrechlichen Nachen zu den gegenüberliegenden Klippen rudern ſollte, und er zauderte, den Entſchluß zu faſſen. Da wurde ſeine Tochter, ein Mädchen von noch nicht 20 Jahren, durch das Angſtgeſchrei der Unglücklichen gerührt, und ſie ſprang, muthig das Ruder ergreifend, in den Nachen und überredete ihren Vater, ihr zu folgen, und beide ruderten zu dem Wracke hin, nahmen dort ein, was ſich noch Lebendiges darauf befand, und brachten es mit Gottes Hilfe auch glücklich zum Leuchtthurme zurück."

Das Mädchen empfing die Dankſagungen der Geretteten, und nachher den Applaus von Irland, der ihr in jedem Journale und in Aller Munde wiedertönte. Es wurden ihr und ihrem Vater bedeutende Geſchenke überſandt. Auch wurden ihr vortheilhafte Dienſtanerbieten gemacht, die ſie aber ausſchlug, weil ſie bei ihrem Vater und ihrem Leuchtthurm bleiben wollte. Man hat ſogar das ganze Ereigniß in einem Schauſpiel verherrlicht, welches man auf den Volksbühnen in London und Dublin häufig gegeben hat. Vor ein paar Monaten nun iſt dieß heldenmüthige Mädchen erkrankt und auch leider bald darauf geſtorben, und ihren Tod haben eben ſo alle Journale von Irland trauernd angezeigt. Mich wundert's, daß nicht irgend ein Lord, begeiſtert von dem Ruhme des Mädchens, zu ihrem Felſen hinüber gereiſt iſt und ſie gefreit hat. Vielleicht hätte ſich dieß noch ereignet, wenn ſie noch etwas länger gelebt hätte, vielleicht wäre ſie nicht ſo raſch geſtorben, wenn ſie ein Liebhaber von ihrem Felſen heimgeholt hätte."

Koch in Rom 1829.

Geſchildert von Beda Weber.

(Bothe von und für Tirol und Vorarlberg. Jahrgang 1839. Nro. 60 u. f.)

Ich zweifle nicht, daß Ihnen nachfolgende Bemerkungen über Koch willkommen ſeyn werden, treu die Eindrücke wieder gebend, die der berühmte Mann auf mich während meiner Anweſenheit in Rom gemacht hat. Sie liefern vielleicht nicht unliebe Ergänzungen, um den Charakter des vortrefflichen Landsmannes vollſtändig auszumalen, und auf einige noch nicht beachtete Eigenheiten desſelben aufmerkſam zu machen.

Kaum hatte ich mich nach meiner Ankunft daſelbſt in einem Privathauſe eingerichtet, ſuchte ich Anderſag auf, der mir bisher nur dem Namen nach bekannt war. Er wohnte wahrhaft künſtleriſch in den höchſten Thurmräumen des palazzo di Venezia, mit der ſchönſten Ausſicht nach allen Seiten auf die ungeheueren Maſſen der berühmten Weltſtadt, mit allen kühlenden Lüften von Nord und Süd in der Hitze des Sommers, ganz iſolirt von allen menſchlichen Berührungen. Er nahm mich, den Unbekannten, mit aller tiroliſchen Herzlichkeit auf, und bald waren die Fäden zutraulichen, lehrreichen Zuſammenſeyns angeknüpft. Nachdem wir an demſelbigen Nachmittag noch die Villa und Galeria Borghese beſucht hatten, führte er mich gegen 6 Uhr Abends zu Koch. Dieſer ſaß in einer Vorhalle ſeines Quartiers an der Staffelei, die Palette in der Hand, malend an der großen Landſchaft „Makbeth," die er ſpäter öfter wiederholt hat. Er war ganz leicht gekleidet, nach den Bedürfniſſen der heißen Jahreszeit, ein rothes Käppchen auf dem Kopfe, wunderlich zuſammen gekauert in den vollen, fetten Formen ſeines gedrungenen Körperbaues. Als mich Anderſag vorgeſtellt, erwiederte er nichts anderes als: „Ja ſo!" ohne aufzuſehen, fortmalend in tiefer Stille. Anderſag entfernte ſich, dringender Geſchäfte wegen, ich ſtand allein vor dem ſtillen Unbekannten, nicht ohne Mißgefühl meiner ſcheinbar bedenklichen Lage. Nach ungefähr 11 Minuten banger Lautloſigkeit fragte Koch, ohne mich anzuſehen: „Sind Sie in Oetzthal bei den Eisbergen geweſen?" Ich antwortete: Ja! und beſchrieb ihm dieſelben mit aller Lebhaftigkeit, die eine ſo weite Reiſe im Gemüthe des Wanderers anzuregen im Stande iſt. Als ich feuriger wurde, legte er auf einmal Pinſel und Palette aus der Hand, blickte das erſte Mal wie ein längſt bekannter Freund zu mir empor und horchte mit der innigſten Theilnahme meiner Rede von den Eisbergen des Oetzthals. „Haben Sie Dante geleſen?" fragte er weiter. Auf mein Bejahen ſchmunzelte er ein wenig und ſagte: „Iſt Ihnen vielleicht die Aufſchrift des Höllenthors gegenwärtig?"

„Per me si va alla città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore;
Per me si va tra la perduta gente!"

fiel ich ſchnell ein. Kochs Angeſicht heiterte ſich ſichtbar auf, es war eine Feder geſprungen, die alle Saiten einer kunſtliebenden Seele berührte. „Was gefiel Ihnen am beſten in Aſſiſi?" fing er von neuem an. „Die Gemälde von Giotto und Cimabue," war meine Antwort. Bei dieſen Worten ſtand er freudig auf, und unſere Bekanntſchaft war gemacht, in einer Innigkeit und Herzlichkeit, wie ich ſie vor wenigen Augenblicken in mei-

ner bedenklichen Stellung nicht geahnet hatte. Ich sah ihn hierauf alle Tage, und begleitete ihn auf seinen Spaziergängen, willfährig seinen Lehren, höchst erbaut durch die Biederkeit seines Charakters, wesentlich gefördert im Genusse der Merkwürdigkeiten Roms durch seine kunstverständigen Winke. Er war ein Sechziger, in seinem Aeußern ganz das, was Leute mit feinen Nasen in oberflächlicher Weltansicht ungenießbar nennen, mittlerer Größe, in's Beleibte übergehend, eigenthümlich in Gesicht und Auge, aber ohne vorschnelle Anzeige des inwohnenden genialen Geistes, der im lebhaften Freundesgespräch, in den hellsten originellen Funken empor schlug. Seine Manieren hatten viel von der kecken Ironie seines Künstlertalentes, das oft in ätzender Schärfe dem Lächerlichen, Halbherzigen, Windigen und Falschen zu Leibe ging. Konventionelle Formen waren aus seinem Leben wie aus seiner Sprache gewichen, er gab sich ohne Beisatz der Schminke, als edlen Kern in rauher Schale. Damit stimmte seine Kleidung auf das ebenmäßigste überein, oft kaum ziemlich in Güte und Zuschnitt, für seinen Rang unter den Künstlern Roms. Seine Sprache hatte eine eigene Näselei, voll Nachklangs des rheinländischen Dialektes, oft durch grelle Hochtöne abgestoßen. In der Wahl der Worte war es ihm um Nachdruck, Emphase, oft auch um Karrikatur zu thun, so daß sein Tadel wie Fluch lautete, sein Ernst wie Spaß, sein Tiefsinn wie die Weisheit auf der Gasse, so scharf markirt, wie die Umrisse seiner Bilder, wie die charakteristische Härte und Strenge seines Styls. Er sprach das Deutsche und Italienische mehr eigenthümlich als gut, in aller Auswahl des Treffenden, Beißenden, Stechenden, so daß seine Rede auch im natürlichen Gange einem Lauffeuer glich von Geist, Witz und origineller Weltanschauung, stets vom nachhelfenden Geberdenspiel, ich möchte sagen, von allen Fiebern seines Organismus verstärkt, und losgeknallt im sichtbaren Wohlgefühl der glücklichen Wirkung. Durch die Derbheit dieser Art zu seyn, erhielt seine unverwüstliche Ehrlichkeit, seine unbestechliche Wahrhaftigkeit und seine tiefe Kunstkenntniß eine scharfe einschneidende Kraft in die innerste Seele eines jeden Menschen, furchtbar der windigen Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit, aber überaus erregend uud reinigend für Jeden, dem es um Wahrheit und Bildung zu thun war. Aus dieser Quelle floßen auch zwei Erscheinungen, die uns in Rom mehr als einmal begegneten: vornehmige Ignorirung seiner Kunstbedeutung von solchen, die nicht Muth und Kraft genug hatten, in seiner Feuertaufe den alten Menschen abzuthun, und begeisterte Anhänglichkeit wahrhaft lernbegieriger Kunstjünger und kunstliebender Freunde. Zwischen beiden stand er unbeweglich fest, durch die Mißachtung der Einen nicht gekränkt, durch Zuneigung der Andern nicht verwöhnt, mit stets unverkümmerter Kraft, die Geister zu läutern und zu sichten, das Probehältige anzuziehen, das Faule und Wurmstichige abzustoßen, rastlos thätig im Interesse der Wahrheit und der ächten deutschen Kunst. Er wohnte auf der nordöstlichen Seite der Stadt, an der Ausmündung der Strada pia, vor Alters Via Appia genannt, in einem Hause mit dem noch lebenden Kardinal Fransoni, mit dem er in den freundlichsten Verhältnissen stand. Von diesem Standpunkte aus lockte die bequemste Gelegenheit auf die besuchtesten Spaziergänge Roms.

Koch stand im Sommer immer zwischen 4 und 5 Uhr auf, und eilte in südöstlicher Richtung in das Freie, um die regen Lüfte des anhauchenden Mittelmeeres zu genießen, fast immer an der Kirche Santa Maria Maggiore vorüber. Für dieselbe hatte er eine besondere Vorliebe, rastete in ihren Säulengängen aus und hörte Messe. „Wenn ich mir einen glücklichen Verein von Größe und Anmuth denken will," sagte er mir einst im Vorübergehen, „so stelle ich mir die weißen Marmorsäulen dieser Kirche, von jonischer Grazie verklärt, lebhaft vor die Seele." Von dort umwandelte er das ehrwürdige Koloseo und kehrte über das Kapitol in die Stadt zurück. Er besuchte hierauf das Studio dieses oder jenes Meisters, um die fertigen Arbeiten zu betrachten, wo seine Neidlosigkeit und lehrreiche Kunstansicht stets von allen Verständigen die ehrenvollste Anerkennung fand. Gegen halb 7 Uhr kam er nach Hause, und malte ununterbrochen bis zum Mittagessen, welches in seinem Hause in der Regel um 2 Uhr angesetzt war. Nach kurzer Mittagsruhe setzte er seine Arbeit an der Staffelei rastlos fort bis zur einbrechenden Dämmerung, wo die Wanderung in's Freie auf ein neues anging, gewöhnlich in Begleitung eines guten Freundes, den er in diesen Abendstunden am liebsten um sich sah.

Es gehörte zu seinen Lebensfreuden, in eine Bude am Wege oder in eine Gartenlaube zu treten, und ein Glas Orvietto oder Montefiascone zu nippen, in der größten Behaglichkeit, geistreich aufthauend in die glänzenden Stunden genialer Weihe, mit den unversiegbaren Ergießungen seiner interessanten Jugenderinnerung. „Straßburg," sagte er mir einmal bei einer solchen Gelegenheit, „ist mir der denkwürdigste Ort meines ganzen Lebens. Ich kam in die Stadt mit dem unbändigsten Gefühle jugendlicher Freiheit, trunken von den Ideen der verkündigten Emancipation der Völker. Ich wurde schnell mit den Führern dieser Freiheitsansichten bekannt, namentlich mit Eulogius Schneider, und kann nicht läugnen, daß ich Anfangs ganz in dieselben einging, und denselben gemäß handelte und sprach. Aber die Gräuel dieser Freiheit traten mir bald so widerlich vor's Auge, daß ich Straßburg gerade zur rechten Zeit noch verließ, um nicht mit meinem Leben zu büßen, wie die meisten

meiner damaligen Freunde. Was später erfolgte, drang mir so schaudererregend in die Seele, daß mir für immer die Luft verging an der französischen Freiheit und Gleichheit. Ich kann jetzt in meinem Alter nur mit Schmerz zurückblicken auf die entfesselte Welt- und Lebenslust, die jeden Theilnehmer dieser Orgien besudelte." Ein anderes Mal bedauerte er lebhaft, daß er mit den tirolischen Verhältnissen fast unbekannt sei. „Es läßt sich über das Land seiner Geburt mit Studien nicht genügend nachhelfen," rief er aus, „nur natürliche Anschauung gibt dem Kunstgefühl warmes, inniges Leben, den Keim jeder idealen Schöpfung. Ich habe in Tirol nur zwei Freunde, die ich so nennen kann, Joseph von Giovanelli und Raffeiner." Er war erstaunt zu hören, daß Letzterer, einst Student der Arzneikunde in Rom, später aus einem Arzte in Graubündten ein tirolischer Priester geworden. Es läßt sich kaum beschreiben, wie treuherzig und genau er sich um die Verhältnisse seiner Freunde bekümmerte. Seine Treue, nach langen Jahren die nämliche, hatte für mich ungemein viel Rührendes, und gab wohl auch das beste Zeugniß, von der Reinheit und Lauterkeit seiner Seele. Auf der Rückkehr vom Abendausfluge kehrte er öfter in der Apotheke alle tre Fontane ein, in jenem vielbesuchten Stadttheile, wo die emporstäubenden Wasserströme so liebliche Kühlung wehen. Hier war Alles mit ihm innigst vertraut, Herr und Knecht, Priester und Laie. „Sogar mein Leibarzt wohnt hier im zweiten Stockwerke," sagte er einmal scherzhaft. Es war, glaub' ich, Doktor Polelli. Nur ein Augenzeuge kann sich einen Begriff machen von den Schwänken und Witzen, die er hier mit der fröhlichsten Laune auskramte. Alle Nachbarn schaarten sich um ihn, er hockte mitten unter ihnen, sitzend auf der Hausbank, dem Brunnen gegenüber, und krähte so ergötzlich, daß lautschallendes Gelächter der Umstehenden die ganze Umgegend aufregte und erlustigte. Sogar die kleinsten Knaben hatten mit ihm die größte Freude, und setzten sich mitunter wohl auch auf die gekreuzten Knie des Professore.

War einmal der Mutterwitz lebendig, so ging es auch im Weitergehen durch die nächsten stets hell beleuchteten Gassen nicht viel besser. Aus jeder Krämer- und Kaufmannsbude grüßte ihn ein lächelndes Gesicht, jedem wußte er ein Kraftwort, eine lustige Anmerkung in der eigenthümlichen römischen Volkssprechweise zum Besten zu geben, wo der Nicht'taliener sehr oft zum Verständnisse zu spät kam. In diesem Sinne war er vielleicht der populärste Künstler Roms, und ich zweifle, ob einmal darauf aufmerksam gemacht worden ist. Nach dem Abendspaziergange besuchte er gewöhnlich auf längere Zeit einen jener Klubbs, die in Rom das Leben so angenehm machen, abgesonderte Zusammenkünfte nämlich von Künstlern, Gelehrten und kunstliebenden Freunden, wo er stets wie ein geliebter Altvater aufgenommen und willkommen war. Sein Geist, des Tages in angestrengter Arbeit auf einen einzigen Gegenstand, die Mühe der technischen Ausführung, hingewiesen, erging sich hier, gelöst vom Zwange, mit allem Feuer genialer Kunstliebe, mit der tiefen Fülle seiner Kunststudien in die weitausgebreiteten Gebiete der ewigen Schönheit. Geographie, Geschichte, Sitten und Denkweise aller Völker lagen in künstlerischer Verarbeitung vor seiner schaffenden Seele. Der Himalaja im ewigweißen Schneekranz, die Andenkette mit dem Krächzen des einsamen Kondors, die Alpen der Schweiz mit der donnernden Lawine. Alles das tausendgestaltige Leben um Wurzel und Fläche dieser Weltgebirge, vom Schlafe der Pflanze bis in den Strahl des Menschenauges, in aller Eigenthümlichkeit von Sitte, Farb' und Tracht, von Laut, Ruf und Sprache, zerflossen rings im Kreis um ihn in die großartigste Weltlandschaft, deren Erhabenheit und Pracht nur der vertrauteste Jünger der Kunst ganz zu fassen vermochte. Koch war in solchen Augenblicken nie geistesabwesend für die wirkliche Welt, es war ein Kosen und Vertrautthun mit dem Entferntesten, ein hoch interessantes Kunstnachtwandeln des entfesselten Schöpfergeistes. Aus einer so seligen Trunkenheit erwachend, rief er einst mit Nachdruck aus: „Was soll auch all dieß Stückwerk in der Kunst, dieses mechanische Abpinseln von Hand und Fuß, Baum und Schlange, dieses schuftige Zeichnen nach der Natur, um daraus eine schlechtverbundene Mosaik zusammen zu flicken? Davon haben wir unser mißrathenes Zwergobst, ohne Saft und Würze, ohne inneren Lebenskern. Es soll der Anfang vom Liede seyn und nicht das Ende. Die schaffende Seele nehme die Einzelnheit, das kleinste Detail in sich auf, und gestalte aus sich selber das All, wie aus einem Gusse, unter dem Wetterleuchten der idealisirenden Phantasie! Diesen Weg sind Cimabue, Giotto, Perugino, Buonaruotti und Rafael gegangen, diesen Weg Dante und sein Hanswurst Arioste, es war das Wiederspiegeln der innern Welt, die geniale Subjektivisirung des Objektes, hier in Worten, dort in Farben, nach den ewigen Gesetzen der Schönheit über aller Schönheit, die Inspiration der Kunst." Hierauf kam er dann zu reden von der ältern florentinischen Schule, von ihrem Ernste und ihrer Andacht, von ihrer trotzigen Unlust, dem Schlechten zu fröhnen und um den Beifall der Schlechten zu buhlen. Daher seien ihm, fuhr er heftig weiter, die beiden Bilder des Giotto und Cimabue im sacro convento zu Assisi lieber als eine ganze Gallerie französischer Bilder, Dante lehrreicher als fünfzig ganze und hundert halbe Dichter aus Gleims und Wielands Schule. Als ich ihm einst über die freien Ergießungen in diesen Abendversammlungen die Bemerkung machte, daß es auf den ersten Anschein bedenklich

ſcheine, ohne Rückhalt ſich auszuſprechen, aus Furcht eines Konflictes mit der wirklichen Welt, entgegnete er raſch und beſtimmt: „Sie haben vergeſſen, daß Sie in Rom ſind. Der Papſt iſt uns Künſtlern Vater der Kunſt und Kunſtfreiheit, wie er der Vater aller Gläubigen und aller Kirchenfreiheit iſt. Verſtehen Sie das? Wir leben hier bunt und kraus unter einander, allerlei Volk aus allen Theilen der Welt, Kautze und Füchſe, Eisbären und Königstieger; wir thun, was wir dürfen, und reden, was wir wollen, und rumoriren wie Blitz und Wetter. Kein Menſch bekümmert ſich um uns, das iſt die Freiheit der Kunſt in Rom. Republikaner, Napoleoniſten, Konſtitutionelle und Abſolute von allen Farben tragen ihre Meinung vor und räſonniren nach Herzensluſt. Der Mantel des Papſtes iſt für Alle weit genug, man verlangt von uns nichts anderes, als daß wir Gott und die Heiligen nicht läſtern, und auf der Gaſſe keine Kutſche mit einem Gichtbrüchigen umwerfen, und ſolche Tollheiten kommen uns nicht an. Deswegen gehe ich von Rom nicht mehr weg, man hat mich noch unlängſt hinausgerufen, aber ich tauge nicht für draußen, ich bin zu alt und zu ſteif.“ Eine ganz entſchiedene Abneigung äußerte er ſtets gegen Göthe und ſeine Kunſtſtümperei, wie er es nannte. „Dieſer Menſch,“ ſagte er, „hat der wahren Kunſt den empfindlichſten Abbruch gethan. Vor ſeinem Werther und Götz hab' ich Reſpekt; wenn er mir aber den Hackert als Meiſter der Landſchaftsmalerei anpreist, ſo lach ich ihm in's Geſicht. Er hat zuerſt die Lobhudelei in die Kunſtkreiſe klaſſiſch eingeſetzt, dieſe bezahlten Kritiker, dieſe beſtellten Hätſcheleien, die ſo manchem aufkeimenden Talente den Kragen umdrehen, und ſo viel an ihnen iſt, die Kunſt zum Handwerke herabwürdigen. Ich kenne dieſen Göthe perſönlich, bin ihm aber allzeit aus dem Wege gegangen. Das Buch „Winkelmann und ſein Jahrhundert“ könnte ich nicht mehr leſen, ohne mich zu erbrechen. An Schiller habe ich nur auszuſetzen, daß er mir den Makbeth ſo erbärmlich zugeſchnitten hat. Mein Gott! Was iſt das für ein eckeles Zimpferlichthun, für ein Schreien: „Der Löwe iſt auf der Gaſſe!“ wenn die Natur einmal ungeſchoren einem Deutſchen begegnet! Ich mußte mir Geiſt, Kraft und Derbheit aus dem Originale holen, nicht ohne große Mühe, um im Bilde wiederzugeben, was der große Naturgeiſt an der Themſe gedichtet!“ Dieſe Reden Kochs hatten eine unwiderſtehliche Kraft, frei und derb von der Staffelei weggeſprochen, wo ſich mit jedem Tage die Hexenküche grauſenhafter heraushob, und verheerender der Sturm vom Meere her über die Felſenburg Dunſinane hereinbrach. Man hat kaum einen Begriff, wie aushältig fleißig der raſtloſe Mann durch das gewiſſenhafteſte Eingehen in die geheimſten Nuancen des Naturlebens ſeinen Bildern die größtmöglichſte Vollkommenheit zu geben ſuchte. Drei Wochen malte er am „Makbeth“ fort unter meinen Augen, ungeachtet ſchon der erſte, weniger kunſtgeübte Blick die Landſchaft hätte für ganz vollendet halten können. Aber jeder Tag ließ die Schönheit des urſprünglichen Gedankens ſieghafter hervortreten, mit jedem Tage ſproßten neue Blüthen, voll unſterblichen Reizes, bis in's Kleinſte ausgeführt, aus der Fläche des Bildes. Ich konnte mich eines Tages nicht enthalten, über dieſe Aushältigkeit der Arbeit mein Erſtaunen, und über die Wirkungen derſelben meine Freude zu erkennen zu geben. „Ja freilich,“ verſetzte er, „reich werde ich damit nicht, kümmerliche Friſtung des Lebens für mich und die Meinigen iſt Alles, was ich auf dieſem Wege gewinne. Aber ich will doch wenigſtens ein Beiſpiel zurücklaſſen, mit welchem Ernſt die Kunſt getrieben werden muß, wenn es zum Ziele gehen ſoll.“

Von Künſtlerlaune, die oft ſo ſtörend auf die Förderung der Arbeit einwirkt, war bei ihm keine Spur zu finden; jeder Tag wand ſich gleichmäßig emſig von der Spindel ab, und durch dieſe feſte Regelmäßigkeit wurde es möglich, bei dem überaus langſamen und mühevollen Beſtreben für wahre Kunſt den häuslichen Bedürfniſſen zu genügen. Die Wahrheit, die er in der Malerei allein im Auge hatte, galt ihm auch in der Wiſſenſchaft und in der Poeſie für das höchſte Ziel des Gelehrten, des Dichters. Das Unbeſtimmte, Verſchwimmende, Halbe und Empfindelnde feindete er auch hier mit der ſchärfſten Lauge an. Er war daher mit der neuern Romantik in der deutſchen Dichtkunſt nicht zufrieden. Einer ſeiner beſten Freunde in dieſer Hinſicht war Auguſt Graf Platen von Hallermünde, der bekannte geiſtvolle Vertreter klaſſiſcher Studien gegen die Treibhausgewächſe irrgängiger Romantik. Mit dieſem ſympathiſirte Koch auf das lebhafteſte, und nahm keinen geringen Antheil an den Vorſtudien und Beſprechungen zum „Oedipus,“ gegen Immermann. Er betrachtete den Grafen als die Ergänzung ſeiner ſelbſt. „Was er in der Poeſie thut, thue ich in der Malerei,“ ſagte er einmal, „und die Nachwelt wird entſcheiden, ob unſer Beſtreben nicht zum Beſſern führt.“ Dieſe Entſchiedenheit des Mannes trat auch im religiöſen Gebiete in den beſtimmteſten Formen hervor. Er war ein feſtgegründeter, gläubiger Katholik. Sein Wahlſpruch war: In necessariis unitas, in dubiis libertas, und kein Theologe hätte bündiger beides unterſcheiden und vermitteln können, als er. Auch hier mußte man ſeine tiefen Studien, ſeinen Ernſt höchlich bewundern. Der Proteſtantismus erfuhr von ihm ganz das gleiche Loos, wie der Abfall von der wahren Kunſt, wie das Ausgleiten in eigenliebige Romantik, werth, von jedem Denkenden als Negation verworfen zu werden. Was er als Denker ſcharf ausgeprägt, erſchien

an ihm selbst und allen seinen Hausangehörigen als That, das ganze Haus war von Herzen fromm. Seine Frau Cassandra, spät erst für mich sichtbar, war das frömmste, liebevollste, sanfteste Wesen, der ordnende Engel im häuslichen Kreise, daher auch von Koch mit der größten Ehrfurcht betrachtet, und in allen religiösen und wirthschaftlichen Angelegenheiten die unbestrittenste Auktorität. Obgleich verblüht, hatte sie doch noch in den überaus regelmäßigen sprechenden Gesichtszügen alle Anmuth einer Römerin, in ihrem Wesen alle Vorliebe für Rom, alle Begeisterung der Andacht, wie sie in den Gemüthern der Frauen hier ganz eigenthümlich lebt und waltet. Mit schwerem Herzen dachte sie an den Aufenthalt in Wien. Himmel und Erde, Sitte und Sprache hatte sie verletzt wie ein ihr fremder Luftkreis. „Wie froh war ich," sagte sie einst, „daß ich wieder zum hl. Vater zurückkam (al nostro santissimo Padre)!" Die glückliche Ehe war mit drei lebenden Kindern gesegnet. Die Tochter erschien als das älteste, stets schweigsam, eher scheu. Desto lebhafter waren die Knaben. Sie gingen damals zu den Jesuiten in die erste Grammatikalklasse und zeigten beide große Fähigkeiten. „Ich habe keine besondere Vorliebe für die Jesuiten," sagte mir Koch einmal, „aber meine Buben send' ich zu ihnen, weil sie die gescheidtesten sind." Sie mußten fast alle Tage in der Schule einige italienische Sätze in's Griechische übersetzen, ganz frei mit den höchst mangelhaften Wörterbüchern, wie man sie in Italien noch trifft. Ich war erstaunt, wie verständig das geleistet wurde, wohl findiger als es bei uns in der ersten Humanitätsklasse möglich wäre. Wenn ich Abends in's Haus kam, legten sie mir ihre Arbeiten vor, um die Plätze für morgen im Voraus zu errathen, da alle Tage aus dem Griechischen die Plätze vorgelesen wurden, was die größte Regsamkeit in die Schüler brachte. Es gehört eine mehr als deutsche Fantasie dazu, um sich vom Schmerze einen Begriff zu machen, den sie bei jedem Fehler empfanden. Stirn und Gesicht mußten das Uebermaß desselben empfinden, die Bücher flogen in alle Winkel und für den ganzen Abend war alle Heiterkeit verschwunden, wenn es schlecht ausfiel. „Ich lasse sie studiren," meinte Koch, „und um ein Amt sich bewerben, Künstler sollen sie mir keine werden, das ist ein zu gewagtes Unternehmen für den, der nicht von Haus aus vermöglich ist." Der tägliche Umgang hatte auf natürlichem Wege zur Vertraulichkeit geführt, Koch trat mit seinen Kunstheimlichkeiten hervor, zuerst mit seinen Skizzen und Zeichnungen, letztere namentlich nach Dante. Es waren mir wohl einige Kommentatoren über die Divina Commedia bekannt, aber der beste war Koch mit den Bildern und den Erklärungen, die er erläuternd beifügte, mit unglaublicher Einsicht in die Geschichte von Italien zu Dantes Zeit. Sodann fing er an, mir seine später gedruckte Kunstchronik vorzulesen. Nebst ihm hatte vorzüglich ein gewisser Genelli, Maler aus Preußen, den ich bei ihm auch kennen lernte, Theil genommen, ein Mann von viel Geist und sehr markirter Gesinnung. Ein längerer Brief war ganz von ihm, in der Form offenbar überlegen allen andern von Koch. „Es ist mir leid," sagte er am Abend vor meiner Abreise, „daß Sie sobald heimgehen, ich hätte Ihnen sonst die Ordnung und Herausgabe dieser Briefe übertragen, namentlich die Ausfeilung der Sprache; ich habe dazu weder Zeit noch Geduld." Ihn vorlesen zu hören, war köstlich, vor Lachen traten ihm oft die hellen Thränen in's Gesicht, oft sammelte sich die ganze Wolke des Unmuths auf der breiten Stirn und brach in einen Platzregen von origineller Zurechtweisung der Kunstschüler aus, „die den Cisternen nachgehen, die kein Wasser haben." Mein Scheiden vom biedern Manne klingt mir noch tief in der Seele nach. Wir standen auf Trinità del monte, wegblickend über die Palläste und Tempel Roms, hinaus nach Deutschland. Es war ein heller Abend, halb 12 Uhr Nachts, rings die tausend Lichter der beleuchteten Stadt, wir einsam droben auf den Marmorterassen. Es kam ihm ein tiefes Heimweh, bei allem Vorsatze, in Rom zu bleiben, er war sichtbar gerührt. „Ich komme nicht mehr hinaus," sagte er seufzend, „meine Zeit ist abgelaufen. Grüßen Sie mir Giovanelli und Raffeiner, und denken Sie meiner im Vaterland." Ich war zu sehr ergriffen, um viel erwiedern zu können, schweigend zog ich meine Hand aus der seinigen und stieg tief erschüttert die Treppen herunter. Von der untersten blickte ich zurück, er stand noch oben in verschwimmenden Konturen der südlichen Nachtbeleuchtung. „Gute Nacht," war der letzte Klang seiner Stimme, das Lebewohl an Tirol.

Festlied zur Jubelfeier (21. Dez. 1832)

des Bischofs Michael Wittmann in Regensburg von Melchior Diepenbrock, d. Z. Fürstbischof von Breslau.

Ihn beschweren alle Ehren,
Aller Feier ist er feind,
Denn die Demuth sieht mit Wehmuth,
Was nicht Gottes Ehre meint.

Doch gibt's Feste, wo als Gäste
Engel selbst mit uns sich freu'n,
Wo sie kommen, um den Frommen
Gnaden auf den Weg zu streu'n.

Solch ein reines Feſt iſt ſeines
Prieſterthumes Jubeltag,
Wo mit Grunde unſerm Munde
Segenswunſch entſtrömen mag.
Fünfzig Jahre am Altare,
Fünfzig Jahr' im Dienſt des Herrn
Ohne Raſten, allein Laſten
Beugt' er ſeine Schultern gern.
Fromm und innig, ſtill und ſinnig
Wirkte er an ſeinem Ort,
Tauſend nahmen heil'gen Samen
In ſich auf aus ſeinem Wort.
Wer ihm nahet, der bejahet,
Daß das heil'ge Wort nicht trügt:
Daß hienieden ſel'gen Frieden
Findet, wer ſich ſelbſt beſiegt.
Streng bekämpfet und gedämpfet
Hat er jede Leidenſchaft;
Um ſo reifer iſt ſein Eifer,
Um ſo feſter ſeine Kraft,
Wenn's zu wehren gilt die Ehren
Gottes oder Seiner Braut,
Wenn's zu wahren vor Gefahren
Gilt die Schaar, die ihm vertraut.
In den Wellen, die im ſchnellen
Wechſel treibt der Strom der Zeit,
Wankt er nimmer, feſt wie Trümmer
Beſſerer Vergangenheit.
Ob es ſtürme, ob ſich thürme
Drohend Wetter rings umher,
Kein Erblaſſen kann ihn faſſen,
Denn ſein Muth ſtammt höher her.
Stadt! gib Zeugniß dem Ereigniß
Aus der ſchreckenvollen Zeit,
Wo die Sieges-Gier des Krieges
Dich dem Untergang geweiht:
Kugeln raſſeln, Flammen praſſeln,
Häuſer ſtürzen krachend ein,
Alles zittert: unerſchüttert
Geht er ſeinen Weg allein,
Sucht die Armen, voll Erbarmen,
Sucht die Kranken rettend auf;
Kein Gewirre macht ihn irre,
Nichts hemmt ſeiner Liebe Lauf.
Gleich dem Pfeile, der mit Eile
Unverrückt zum Ziele dringt,
Gleich dem Keile, der die Theile,
Die er faßt, zu weichen zwingt:
So eilt g'rade auf dem Pfade
Strenger Pflicht ſein Fuß dahin,
So ſiegt mächtig, weil bedächtig,
Sein in Gott geſtählter Sinn.

Doch die enge Zucht und Strenge,
Die dem Leichtſinn mahnend wehrt,
Wird erweitert, es erheitert
Sich ſein Antlitz wie verklärt,
Wenn die Kleinen ihm erſcheinen,
Wenn ihr Mund ihn traulich grüßt:
Vor dem Kinde ſchmilzt die Rinde,
Die ſein liebend Herz umſchließt.
Denn ſein zarter, wohlbewahrter
Blick, den heil'ge Scheu umhüllt,
Sieht im Kinde keine Sünde,
Sieht das reine Gottesbild
Wiederſcheinen aus den Kleinen,
Sieht die Engel vor dem Thron
Betend knieen, aufwärts ziehen
Kinderherzen zu dem Sohn. —
Alſo wandelnd, raſtlos handelnd
Ward er heut' ein Jubelgreis;
Und noch immer ruht er nimmer,
Ja noch reger wird ſein Fleiß.
Auch nach plagevollem Tage
Bleibt ihm Ruh' und Schlummer fern,
Mitternächtig ringt er mächtig
Wie einſt Jakob mit dem Herrn;
Hebt die Hände, daß ſich wende
Seiner Strafgerichte Droh'n,
Und er betet noch, da röthet
Sich im Oſt der Morgen ſchon.
Unergründlich ſcheint uns ſtündlich
Was ſein Inn'res drängend füllt:
Mann des Geiſtes! Du nur weißt es,
Was Dir Gottes Geiſt enthüllt.
Als ein Zeuge an der Neige
Alter Tage ſtehſt Du da!
Was dies Gähren will gebären,
Sag' uns, wenn Dein Aug' es ſah.
Doch Du ſchweigeſt ernſt und zeigeſt
Betend auf das heil'ge Buch:
Und ich leſe: „Böſe, böſe
Iſt die Zeit, und ſchwer der Fluch.
Betet, wachet, kämpft und fachet
An des heil'gen Feuers Gluth:
Ihr Erkalten löst den alten
Drachen, löst der Hölle Wuth."

Jubelprieſter! da ſo düſter
Sich der Tage Abend ſenkt,
So bleib bei uns, ach! und ſei uns
Stern, der durch die Nacht uns lenkt.

Was lehren die Zeichen der Zeit? Von Michael Wittmann.

Des gottseligen Bischofes G. M. Wittmann Exercitien für Priester und Priesteramtskandidaten. Straubing. Schorner'sche Buchhandlung. 1845.

Ich will dieß die großen Männer der Vorzeit sprechen lassen. — Die Zeichen der Zeit sagen uns:

1) Mit Paulus: „Wer noch schläft, der stehe auf und lasse sich, um aufstehen zu können, aus dem Schlafe wecken; denn es ist hohe Zeit."

Wenn bei einem entstehenden Feuerbrande die Flammenzüge auf den Flügeln des Windes umhergetragen, sich schnell und gewaltig ausbreiten, so sind die Schlafenden in höchster Gefahr, von der siegenden Flamme verzehrt, oder von den steigenden Rauchwolken erstickt zu werden. Wachet, spricht Christus, und, um wachen zu können, laßt euch vorerst aufwecken, reißet euch mit Macht aus dem Schlummer. Lasset die Zeichen der Zeit Weckstimmen Gottes, Posaunen Gottes seyn, die euch aufschrecken, Engelhände, die euch den Schlummer aus den Augen reiben, und die Schlaftrunkenen rütteln, daß sie völlig zu sich kommen. Die Zeichen der Zeit rufen uns mit den Propheten, mit Johannes dem Täufer, mit Christus, mit den Aposteln und Predigern unserer Zeit und aller Zeiten zu:

2) „Wer immer die Taufgnade, das Leben aus Gott verloren, also im Auge Gottes noch geistig todt, noch ein unbekehrter Sünder ist, oder wenigstens zwischen Sünde und Bekehrung hin und her schwanket, wie ein Schilfrohr, dabei im Sumpfe stecken bleibt, also in dem Zustande lebt, in dem er sich nicht vor Gottes Gericht zu erscheinen getraut, und übrigens keinen Brief und Siegel dafür hat, daß er nicht noch in voller Unbußfertigkeit dahin sterben werde; der fasse den Entschluß: Heute noch sich von ganzem Herzen zu Gott zu bekehren, heute noch der Sünde zu sterben, heute noch die Gnade Christi, die ihn aus dem Abgrunde des Todes und der Hölle herausziehen will, anzufassen und ihr sich ganz hinzugeben; heute noch sich zum Heimgange in die Ewigkeit gefaßt zu halten: so daß, wenn die Stimme des Richters ertönt: „Mensch, komm diesen Augenblick vor meinen Richterstuhl," der Gerufene mit Zuversicht antworten könne: „Herr! hier bin ich."

Dieser Ruf: „Heute noch" wende dich zum Herrn, und halte dich fest an ihn; dieses „Heute noch" setze dich, unter Gottes Beistand, und bei aufrichtigem, demüthigen, getreuen Gebrauche aller Heilsmittel, die dir die heilige Kirche darbietet, in jene Fassung, in der du getrost, wenn dich der Tod in drei Tagen, in drei Stunden, in drei Augenblicken abfordert, dieser Forderung gehorchen könntest.

Dieses „Heute noch" ist der beste Rath, der allerbeste Rath, den dir die Zeichen der Zeit und die drohenden Gerichte Gottes geben können; der allerbeste Rath, weil er dir in der allerwichtigsten Angelegenheit die höchste Sicherheit gewährt.

Ich wiederhole diesen Ruf: „Heute noch wende dich zum Herrn," ist der allerbeste Rath; und diesem Rathe folgen, gewährt die größte Sicherheit. Jedes andere Betragen der Menschen in Hinsicht auf die Zeichen der Zeit ist unsicher, unklug, thöricht. —

Einige setzen sich hin und fangen an, sich mit Rechnen und Berechnen, „wann der Tag des Herrn kommen werde," Kopf und Herz zu zerbrechen, und lassen indessen die Hauptsache ungethan, d. i. ihr Gewissen ununtersucht, ihr Herz ungeordnet, ihr Leben ungebessert. Das ist offenbar unsicher, unklug, thöricht.

Andere lassen sich, von den Zeichen der Zeit auf Augenblicke aufgeschreckt, wieder in den gewohnten Taumel von Ergötzungen einwiegen, oder von dem Strudel der Zerstreuungen hinreißen, und versäumen gleich den thörichten Jungfrauen, ihre Lampen zu schmücken, und ihre Oelgefäße mit Vorrath zu füllen; das ist offenbar unklug und thöricht, und der Bräutigam wird ihnen das Donnerwort: „Nescio vos" („ich kenne euch nicht,") zurufen müssen. — Wieder Andere, und diese sind offenbar am schlimmsten daran, wollen als Männer von Geist gelten, halten die Zeichen der Zeit für Grillen, und ihre Ausbeugungen für Gespenster, und spotten allen Ernstes und aller Besinnung.

Ich fahre fort in Lösung der Frage: was uns die Zeichen der Zeit noch lehren? — Sie lehren uns:

3) Mit Paulus: „Wer noch steht, der sehe zu, daß er nicht falle." Wie für die bekehrten Sünder das Eine, was noch Noth thut, die gründliche Bekehrung zu Gott, die dasselbe Heute noch ergreift und vollstreckt; so ist für den Bekehrten, der sich unter Gottes Kinder zählen darf, das Dringendste, daß er seine geschehene Hinwendung zu Gott täglich prüfe, ob sie noch bestehe, täglich erneuere, daß sie bestehen möge, mit aller Vorsicht und Umsicht, mit aller Wachsamkeit und Besonnenheit den vor ihm liegenden Lebenspfad untersuche, und keinen Schritt vorwärts thue, ohne seines Feststehens gewiß zu seyn.

„Wer noch steht, sehe zu, daß er nicht falle." Halte dich nicht sicher im Lande der Unsicherheit, halte dich nicht für stark, du, ein gebrechliches Staubgewächs; dein Boden, auf dem du stehst, ist um und um mit Fallstricken, Netzen und Fußangeln belegt; traue dir aus dir selbst keine Siegeskraft zu; denn siehe: die Engel im Himmel sind gefallen; die ersten Menschen im Paradiese sind gefallen; und du im Lande der Versuchung willst dich blind dem Dünkel der Sicherheit anvertrauen? Traue deinem besten Vorsatze nicht; er ist so schwach, wie dein

Herz, das nicht nur verführbar von Außen, sondern im Innern sein eigener Verführer ist; traue deinem Leibe nicht, und bewaffne ihn durch Nachgiebigkeit gegen seine Forderungen nicht selbst wider dich; traue selbst deiner Bußthräne nicht; denn sie vertrocknet bald, und die böse Lust wacht wieder auf.

Was lehren uns die Zeichen der Zeit? — Die Zeichen der Zeit sprechen mit Christus, mit Johannes, Petrus, Paulus an's Herz:

4) Jeder arbeite in seinem Kreise, in seinem Berufe, mit seinem Talente, an seiner Stelle, zuerst wider das eigene, dann wider das gemeinsame Verderben; Jeder behalte, was er hat; Jeder bewahre, was ihm anvertraut ist; Jeder lasse sein Licht leuchten; Jeder reiße den Brand aus dem Feuer, der ihm der nächste ist, und der sich noch retten läßt; Jeder wache für sich und die Seinen, und wache und streite mit seinem ganzen Vermögen.

Wenn die Zeichen der Zeit so wichtige, höchst beredsame Lehren an Alle, die Ohren haben, zu hören, aussprechen, sie mögen oben und unten oder in der Mitte der Gesellschaft zu stehen kommen: so ist es mir doch, als wenn diese Wahrheiten, die von den Zeichen der Zeit gepredigt werden, ganz besonders in unsere Herzen geschrieben seyn sollten, da wir Geistliche — nicht bloß Jeder mit seiner eigenen Seelenpflege, sondern auch als Diener der heiligen Kirche, als Priester mit der Seelenpflege der uns anvertrauten Christen beladen sind. Es liegt schon in unserm Berufe, der ein apostolischer ist, eine besondere Aufforderung an unser Gewissen, zu wachen, zu beten, zu streiten wider das einreißende Verderben der Zeit. Wir sollen seyn nach der Lehre des Evangeliums ein Licht der Welt, ein Salz der Erde, und gute Hirten der Heerde Christi.

Wenn nun unser Licht, das in Mitte des verkehrten Geschlechtes leuchten soll, von den Sünden und den Irrthümern der Zeit verfinstert würde, wie groß müßte die Finsterniß in der Gemeinde werden!

Wenn wir als dumm gewordenes Salz, das seine Schärfe verloren hätte, aufhörten, das Volk vor der Fäulniß zu bewahren, wer sollte die Verwesung von dem noch gesunden Theile abhalten? Wir sollten Alle, das Bild des guten Hirten darstellend, bereit seyn, für seine Schäflein das Leben zu lassen. Wenn wir nur bloß Lohnknechte wären, oder gar als Diebe, als Mörder, als Wölfe in Hinsicht auf die Heerde Christi uns verhielten, wie sollte noch die Stimme Christi seinen Schäflein verkündet werden, wie sollten sie auf gesunde Weide geführt, und vor Zerstreuung, Irrleitung, Tod bewahrt und gesichert bleiben? — Was aber die nahen oder fernen Gerichte des Herrn, die von den Zeichen der Zeit angedeutet, oder wenigstens von frommen Gemüthern geahnet werden, betrifft, so fällt mir ein Wort des heiligen Petrus, I. Epistel IV, 17, 18., stark auf's Herz, das Wort: „Die Zeit ist da, wo das Gericht bei dem Hause Gottes seinen Anfang nimmt. Trifft es aber uns zuerst, wie wird's am Ende denen ergehen, die dem Evangelium nicht glauben? Und wenn der Gerechte kaum gerettet wird, wo wird der Ruchlose, der Sünder bleiben?“ Amen.

Eine Jugenderinnerung an Westenrieder.

Zu dem alten Geheimenrath von K...., meinem Onkel, in dessen Hause meine Eltern wohnten, kam ich als Knabe, wohl mehr als einmal des Tags, denn er war ein gar leutseliger und wohlwollender Mann; aber ein ganz absonderliches Fest war mir bei ihm jeder Freitag Nachmittag. Vor dem Sopha, das mit glänzend grünem Leder überzogen war, stund ein ovaler Tisch. Ein sauberes Tischtüchlein ward einige Minuten vor 3 Uhr darüber gebreitet, zwei Tassen wurden darauf gesetzt und einige treffliche Bretzeln und Eierwecke gaben diesem Stillleben einen mir, dem Knaben, sehr willkommenen Glanzfirniß. Diese Vorbereitungen geschahen aus keinem anderen Grunde, als „weil der Herr Canonikus zum Caffee“ kam. Ich, für meine Person, ohnerachtet des Seitenblicks auf gewisse obenerwähnte Bretzeln und Eierbrode, war schon immer die ganze Woche auf den Freitagscaffee gespannt gewesen, denn ich hatte den Herrn Canonikus gar lieb; und wenn es Punkt 3 Uhr schellte — denn die beiden alten Herrn hielten etwas auf Pünktlichkeit — so lief ich freudig hinaus, um den Gast zu empfangen. Der Herr war ein sonderbarer Mann, und wurde von Vielen nicht für so gut gehalten, als er wirklich war, da aus dem stechenden Blicke der unter schwarzen, buschigen Brauen liegenden Augen sein wohlwollendes Gemüth nicht immer herausschauen wollte. Ich kannte aber dieses Herz gar gut, und sprang immer

an den Herrn Canonikus, sobald er durch die Gangthüren eingetreten war, hinauf, während er mit einem sanften: „Ho, ho, Männl!“ meine etwas ungestümen Liebkosungen abwehrte. Der Herr Canonikus trug auf seinem glänzend weißen, sauber gewickelten Haare einen großen dreigestülpten Hut, den ich ihm abnahm. Die beiden alten Herren, obschon auf sehr freundschaftlichem Fuße, machten sich immer sehr respektable Kratzfüße, bis die „unterthänigen und gehorsamen Diener“ sich, jeder in eine Ecke, auf das Sopha setzten. Der Caffee ward hereingebracht, und ich bekam entweder von meinem Onkel, oder vom Herrn Canonikus meine Bretzel. Während des Caffeetrinkens war das Gespräch ziemlich abgebrochen und einsylbig, desto lebhafter ging es nachher von Statten, so daß es zwischen den beiden Freunden oft zu bedeutenden Diskussionen kam. Ich hörte aufmerksam zu, guckte aber dabei zum Fenster hinaus, in Erwartung bis auch an mich ein Wort gerichtet würde. Da rief mich dann meist der Canonikus zu sich: „He, Männl! wie steht's mit der Jahreszahl? Wann ist Kaiser Ludwig der Bayer gestorben? Hast du das Zettelchen noch, worauf es steht? — Ich mache es auch nicht anders; wenn ich mir eine Jahreszahl merken will, schreibe ich sie auf ein Zettelchen und stecke es in die Westentasche. Unter Tags ein paarmal angesehen — und sie bleibt mir im Kopfe! Merk dir's, Männl!“ Nach solchem Examen trat ich gewöhnlich ab, oder lauschte noch etwas den Schlußverhandlungen der beiden Alten, wenn es über die schlechten Zeiten herging. Dabei war aber der Canonikus größtentheils der Ansicht, daß es doch immer besser gehen werde, und daß zwischen altem Plunder und dem guten Alten wohl zu unterscheiden sei. Mein Onkel hielt aber immer fest am Alten. Nachdem man sich doch in der Hauptsache vereinigt hatte, drückte man sich die Hände, und schied unter gegenseitigen Respektsbezeugungen. Der Herr Canonikus wandelte die Treppe hinab, und nicht selten durfte ich noch ein Stückchen Wegs an seiner Hand auf der Straße gehen, worauf ich mir nicht wenig einbildete.

Im Jahre 1829 hieß es eines Freitags: Heute kömmt der Herr Canonikus nicht zum Caffee, er ist krank. Und ein paar Tage darauf hieß es: der Herr Canonikus ist gestorben.

Lorenz Westenrieder war todt. Bei unsäglichen Leiden, die ihm der Gesichtsschmerz verursacht (welchen Zustand er im VII. Bande seiner Beiträge schildert), erreichte der edle, unvergeßliche Mann ein Alter von 80 Jahren.

Von Geburt an scheinbar nicht sehr begabt, ward

er Bayern — ja Deutschland — einer der achtbarsten Geschichtschreiber seiner Zeit, und sein durchdringender Geist ermangelte nie der Grundlage der edelsten Herzensgesinnung. Unermüdlich war er in seiner Thätigkeit; um 4 Uhr Morgens begann er im Winter und im Sommer sein Tagwerk damit, daß er die Messe las; dann schaffte er ohne Aufhören, bis er sich des Abends frühe zu Bette legte, um in den qualvollsten Schmerzen des Trismus Jahre hindurch seine Nächte zuzubringen. Nichts aber hemmte seine Thätigkeit. Wie oft sah ich ihn selbst in diesen Leiden. Kein Schmerzenslaut kam über seine Lippen. Eines Tages besuchte er wie gewöhnlich meinen Onkel und sagte. „Heute habe ich mir den letzten Zahn ausziehen lassen, aber es hat mir doch nicht geholfen.“ —

Nahe an hundert Bände — kleiner oder größer in ihrem Umfange — sind das Ergebniß des rastlosen Schaffens dieses merkwürdigen Mannes.

Seiner rauhen Außenseite wegen oft verkannt, bethätigte er sein wohlwollendes, inneres Leben wohl am schlagendsten dadurch, daß er — nach einem wahrhaft anachoretisch geführten Leben — an milde Stiftungen die Totalsumme von 41,500 Gulden als Vermächtniß hinterließ.

F. P.

Sebaſtian Knorr.

Geſchildert von Lorenz Weſtenrieder.

(S. Weſtenrieders Beiträge zur vaterländiſchen Hiſtorie, Geographie u. ſ. w. München 1792. Bd. IV. S. 278.)

Noch etwas fand ich zu Dachau, das mir eben ſo ſchätzbar, als das ſchätzbarſte Denkmal war, einen allgemein geehrten und geliebten Beamten, den churfürſtlichen Sekretär und Gerichtſchreiber, Herrn Sebaſtian Knorr. Da ich hörte, daß er ſehr krank ſei, war mir dieſe traurige Nachricht doppelt unangenehm, weil ich mit einer Menge Anſtände und Zweifel, wo ſeine Kenntniß der Verfaſſung von Dachau und ſeine Erfahrung mich leiten konnte, verſehen war. Da ich wußte, daß ich die Grenzen der ſtrengſten Beſcheidenheit nicht überſchreiten würde, ging ich gleichwohl hin, ihn zu ſprechen. Ich fand ihn in einer unbeſchreiblichen, dem Hinſinken in Ohnmacht ähnlichen und dem Lebensende zueilenden Entkräftung, von deren Möglichkeit, wie er ſich mit matter Stimme ausdrückte, er bei geſunden Tagen nie eine Vorſtellung gehabt hätte. Wie er die Abſicht meiner Reiſe vernahm, kam ein belebender Glanz in ſeine Augen, und That und Leben in ſein ganzes Weſen. Er machte mich nicht nur auf das Vorzüglichſte, was ich beobachten ſollte, aufmerkſam, theilte mir nicht nur ſeine Bemerkungen mit, ſondern erbot ſich, die Reiſe ſelbſt mitzumachen, ſobald er im Stande ſeyn würde, ſein Lager zu verlaſſen. Hier bemerkte ich den Unterſchied zwiſchen einem Mann, der von ſeinem Berufe bloß den Mechanismus kennt, und dabei verdrüßlich und mißmuthig, bei Zeiten träg und faul, und nicht ſelten auch hart und verſchlagen, und ein Feind alles Guten wird, und — einem andern, der in der Vervollkommnung ſeines Berufes ſeine Pflicht und Glückſeligkeit ſucht, und darin lebt und ſchwebt. Ich fand hier nicht bloß einen Aufſeher oder Einnehmer, ſondern (was jedem Landesherrn höchſt erwünſcht und erfreulich ſeyn muß) einen warmen Freund und beherzten Sachwalter der Bauern, deren Wohlſeyn ſein Wohlſeyn war. „Die Bauern ſind," ſagte er, „wenn man ſie zu behandeln weiß, weder die ſo harten, noch ſo unbeugſamen Leute, wofür man ſie hält; und wenn ſie ſehen," ſetzte er hinzu, „daß man es gut mit ihnen meint: ſo geht nichts über die Aufrichtigkeit, mit der ſie's hinwieder gut meinen." So, wie unſere Unterredung das Gebiet verſchiedener Kenntniſſe durchkreuzte, fand ich an ihm auch einen Mann, der in allen Fächern gründlich bewandert, und mit den Meiſterſtücken alter und neuer Literatur vortrefflich bekannt war. Was er anfaßte, beurtheilte er mit ſcharfem Sinn und mit Kühnheit, ohne je etwas bloß Gewagtes oder Unbeſcheidenes zu ſagen; und was ich für das erſte Merkmal eines edelmüthigen Geiſtes und Herzens halte, und allen Einſichten, denen dieſe Gabe fehlt, unendlich vorziehe: ſo entfiel ihm nie ein hartes Wort, noch eine bittere Bemerkung, indem es der Faden des Geſpräches gab, daß Fehler oder Schwachheiten eines Dritten bemerkt werden mußten; ſondern ſtets hatte er ein linderndes Wort in Bereitſchaft, und ſchloß mit Glimpf und Entſchuldigung. Die Entkräftung ſeines Körpers unterbrach ihn von Zeit zu Zeit, und auch bei dieſen Vorfällen ſah und erbaute ich mich über ihn, als einen ſeltnen Mann. Keine Klage, dergleichen oft Kranken der Schmerz der Entkräftung auspreßt, entfuhr ihm; wohl aber hörte ich ihn ein über das andre Mal ſagen: „Gott wird es gut machen." Dieſer war ſein lebendigſter Troſt, bei deſſen Erwähnung ein Glanz von Freude und ein Lächeln voll Liebe und Zuverſicht in ſeinem Geſicht erſchien. Er wiederholte die Worte mehr als einmal, als ſeine Kinder hereintraten, und gab mir dieſe hohen und geheiligten Worte zum Abſchied mit.

Ich ging (nach Troſt aufſeufzend und getröſtet) mit nach dem Herzen geſenktem Haupt, nach dem Kirchhof außer dem Markt. Es war Sonntag. Der Gottesdienſt war eben vollendet, und die Weiber mit ihren trippelnden Kindern ſchritten bedächtlich und einzeln nach den Gräbern ihrer Anverwandten, jede mit einem Krüglein Weihwaſſers in der freundſchaftlichen Hand. Sie goßen das Waſſer mit einer Art Sorgfalt und Ahndung auf's Grab, als wollten ſie linderndes Oel auf das Haupt ihres Angehörigen, dem ſie wohlwollten, gießen; dann drückten ſie ihre bittweis zuſammengefaltenen Hände an ihr Herz und ſahen gen Himmel.

Ich ſah mehr als einmal nach der Gegend, wo der Mann mit ſeinem Körper kämpfte, zurück. Ich erwähnte ſeiner, wo ich nachher hinkam, und erhielt, wo ich ſeiner erwähnte, von Prieſtern und Laien eine einhellige Stimme. Jeder bedauerte ſeinen Freund, kümmerte ſich um den Mann, der ihm Gutes gethan hatte mit That und Rath. Welches ſchöne, ſtolze Vermächtniß für ſeine Angehörigen! Für ſeine Kinder!

Und was meine Beſchreibung betrifft: ſo iſt hier ein Mann die-

ſer Art eben ſo gut, und mehr noch einer Erwähnung werth, als ein Gemälde von Correggio, oder eine Ara Jovis. Aber was mich betrifft — andere, die für einander gemacht ſind (ſo will es die allgütige Vorſicht) lernen in dieſem Leben ſich gar nicht, andere zu ſpät ſich kennen. Unſere Freundſchaft fing von dem Augenblicke an, da ſie ſich ſchließen mußte. Knorr entſchlummerte wenige Tage nach meinem Beſuch den 13. Auguſt 1791 im 39. Jahr ſeines Alters.

Parentation an Anſelmo.

Aus den Werken des Wandsbecker Boten, von Matth. Claudius.

Andres, hier liegt er! aber er hört und ſieht uns nicht mehr. Anſelmo iſt todt, unſer lieber Anſelmo! Wie iſt Dir zu Muth, Andres?

Er pflegte, wie Du weißt, die Welt 'n Krankenhoſpital zu nennen, darin die Menſchen bis zu ihrer Geneſung verpflegt werden. Er iſt nun geneſen und hat ſeinen Hoſpitalkittel ausgezogen. Und wir ſtehen neben dem Kittel, und haben ihn nicht mehr, und finden ſo einen Anſelmo nicht wieder.

Wie iſt Dir zu Muth, Andres?

Er war ſo fromm und geduldig, und die Engel haben ſeine Seele gewiß gerade in Abrahams Schooß getragen.

Sieh her! er ſieht noch aus, als da er lebte; nur hat ihn der Tod blaß gemacht. Der Tod macht blaß, Andres!

Haſt Du wohl eher eine Leiche in voller Verweſung geſehen? So lange noch die Geſtalt da iſt, dünkt's einen, als wäre der Freund noch nicht ganz verloren. Er wohnt zwar jenſeits des Waſſers, daß wir nicht zu ihm können; doch wohnt er noch da, und wir können doch ſeinen Schornſtein rauchen ſehen. Aber auch das darf nicht ſo bleiben, eh' es wieder vorwärts gehen kann; das hat Gott ſo geordnet. Anſelmo muß ganz weg aus unſern Augen, muß Aſche und Staub werden!

Ich bin ſo betrübt, Andres. Wollte Dich gerne tröſten, aber ich kann nicht. Lehne Dich an die Wand oder in eine Ecke, und weine Dich ſatt; ich will mich hier hinſetzen und 'n Kopf wider den Sarg ſtützen — —

Es iſt doch Alles eitel und vergänglich, Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod! — — Die Zeit wird kommen, Andres, wo ſie uns auch in Leinen wickeln, und in einen Sarg legen. Laß uns thun, lieber Junge, was wir dann gerne möchten gethan haben, und unſer Vertrauen auf Gott ſetzen!

— Und nun Abſchied nehmen, Andres. Wir können ihm doch nichts mehr helfen.

Ich habe hier einen Blumenſtrauß, den will ich ihm in den Sarg legen; ſchenk Du ihm Dein neues Silberkreuz, und leg's ihm auf die Bruſt. Und dann wollen wir Beide hintreten, und ihn zu guter Letzt noch einmal anſehen.

Anſelmo! lieber Anſelmo! mit Deinen blaßen gefaltenen Händen, ſchlafe wohl! Gott ſei mit Dir!! O Du lieber Herzens Anſelmo!!! Gott ſei mit Dir!!!!

— Wir werden uns wiederſehen. —

Und komm, Andres, und gutes Muths! Mußt nun recht gutes Muths ſeyn. Unſer Herr Chriſtus iſt auch heute geboren.

Wiegenlied.

Schlafe ſüß in Gottes Schooß,
Stürmt auch kalt der Wind;
Gott beſchirmt ja Klein und Groß,
Schlafe ſüß mein Kind!

Ohne Sorgen ſchlaf in Ruh!
Lächle froh im Traum!
Gottes Liebe deckt dich zu,
Träum vom Weihnachtsbaum!

Träume von dem Himmel klar,
Von den Lilien rein!
Spiele mit der Engel Schaar!
Träum vom Jeſulein.

Was zu dir das Kindlein ſpricht,
Nimm es wohl in Acht!
Sag mir's ja, vergiß es nicht,
Biſt du aufgewacht.

Die Kinder im Walde.

Es blieben einſt drei Kinder ſtehn,
Die grad zur Schule ſollten gehn,
Sie dachten dies und dachten das,
Das Lernen ſei ein ſchlechter Spaß.
Und ſprachen dann mit leichtem Sinn:
Ei laßt uns doch zum Walde hin,
Das Spielen iſt der Thierlein Brauch,
Laßt ſpielen uns mit ihnen auch.
Sie luden dann im Walde ein,
Zum Spiel die Thiere groß und klein;
Doch ſprachen die: es iſt uns leid,
Wir haben jetzo keine Zeit.
Der Käfer brummte: das wär ſchön,
Wollt ich mit euch ſo müßig gehn,
Ich muß aus Gras ein Brücklein bau'n,
Dem alten iſt nicht mehr zu trau'n.
Am Ameishaufen ſchlichen ſie
Ganz leis vorbei, ich weiß nicht wie,
Und liefen vor dem Bienlein ſchier,
Als wär' es gar ein giftig Thier.
Das Mäuslein ſprach zu ihnen fein:
Ich ſammle für den Winter ein,
Und ich, das weiße Täubchen, ſprach:
Zum Neſte dürre Reiſer trag.
Das Häschen winkte freundlich blos:
Ich könnte um die Welt nicht los;
Ihr ſeht, mein Schnäuzchen iſt nicht rein,
Das muß im Fluß gewaſchen ſeyn.
Auch Erdbeerblüthchen ſchüchtern ſprach:
Ich nütze dieſen ſchönen Tag,
Zu reifen meine ſüße Frucht,
Die dann der arme Bettler ſucht.
Da kam ein junger Hahn daher,
Sie riefen: liebſter Monſieur Er,
Er hat doch wahrlich nichts zu thun,
Und kann ein bischen bei uns ruhn.
Pardon! ich hab von Adel Gäſt,
Und arrangire heut ein Feſt,
So ſpricht der Hahn voll Gravität,
Verneigt ſich ſteif und kalt und geht.
Drauf dachten ſie in ihrem Sinn,
Du Bächlein plätſcherſt doch ſo hin,
Komm, ſpiel mit uns, ſei mit uns froh;
Das Bächlein ſprach erſtaunt: wie ſo?
Ei ſeht die faulen Kinder, ſeht,
Ich weiß nicht wo der Kopf mir ſteht;
Sie meinen, ich hätt nichts zu thun,
Und kann doch Tag und Nacht nicht ruhn.
Menſchen, Thiere, Gärten, Wälder
Wieſen, Thal und Berg und Felder,
Alle muß das Bächlein tränken,
Und die Töpfe auch noch ſchwenken.
Kinder wiegen, Mühlen treiben,
Bretter ſchneiden, Erz zerreiben,
Wolle ſpinnen, Schiffe tragen,
Feuer löſchen, Hämmer ſchlagen.
Ich kann euch Alles ſagen nicht,
Weil mir dazu die Zeit gebricht;
So ſprachs und ſprang von Ort zu Ort,
Und huſch war gleich das Bächlein fort.
Da war ihr Muth dem Sinken nah,
Als einer einen Finken ſah,
Der auf dem Aſte ſaß in Ruh,
Und pfiff ſein Lied und fraß dazu.
Sie riefen: ach Herr Biedermann!
Der all die ſchönen Lieder kann,
Du haſt gewiß recht viele Zeit,
Und biſt mit uns zum Spiel bereit.
Potz tauſend hab ich ſchlecht gehört,
Ihr Kinder ſcheint mir recht bethört;
Ich hab gejagt den langen Tag
Den Mücken ſie zu fangen nach.
Nun wollen noch die Jungen mein,
Im Schlafe eingeſungen ſeyn;
Drum pfeif ich mit dem Brüderchor,
Den Kleinen meine Lieder vor.
Ich ſing dem Wald zur hohen Luſt,
Ein müder Mann aus froher Bruſt,
Dem Herren giebt mein Mund den Preis,
Und lobt die Arbeit und den Schweiß.
Doch ſprecht, was habt denn ihr gemacht,
Die alſo ſchlecht von mir gedacht;
Kehrt um ihr Müßiggänger ihr,
Und ſtört die Leut nicht länger hier.
Von allen Thierlein ſo belehrt,
Sind drauf die Kinder froh gekehrt,
Und wußten, daß dem Fleiß allein
Des Spieles Luſt ein Preis kann ſeyn.

Die Blume der Blumen, von Runge.

(Hinterlaſſene Schriften von Philipp Otto Runge. Zweiter Theil. Hamburg 1840. Friedrich Perthes. S. 338.)

Es blüht eine ſchöne Blume
In einem weiten Land;
Die iſt ſo ſelig geſchaffen
Und Wenigen bekannt.
Ihr Duft erfüllet die Thale,
Ihr Glanz erleuchtet den Wald;
Und wenn ein Kranker ſie ſiehet,
Die Krankheit entweichet bald.

Wo kommt im Morgenwinde
Die blitzende Sonne her?
Was glüht am kühlen Abend
Auf Bergen, an Wolken, im Meer?

Die Bäch' und Seen erglänzen
Im klaren Mondesſchein.
Am Himmel ſind unſre Hütten,
D'rin leuchten Sternelein.

Drei Könige kamen gezogen
Zu einem Heiligthum:
Der Stern ſtand über dem Hauſe,
D'rin lag die ſüße Blum'. —
Wenn ich zween Augen erblicke,
Die funkeln hin und her,
So wünſch' ich: Daß im Herzen
Dies ſüße Blümlein wär'!

Aus dem Leben des florentiniſchen Malers Buonamico Buffalmacco.

Unter den alten italieniſchen Meiſtern, deren Werke wir noch in den Kirchen und Palläſten dieſes Landes, wo ſich einſt die Künſte zu einer ſo herrlichen Blüthe entfaltet, bewundern, waren gar manche, die neben ihrem meiſterlichen Geſchicke in ihrer Kunſt, ſich eines heiteren und fröhlichen Gemüthes erfreuten.

Sie fühlten ſich glücklich; in ihrem Herzen blühte die Blume des gottvertrauenden Glaubens; ſie konnten ſorgenlos ihrer Kunſt leben; die größten Werke an heiliger Stätte wurden ihnen aufgetragen; überall waren ſie willkommen und geehrt; Jeder wollte zur Verherrlichung des gemeinſamen Glaubens, der ihnen Ruhe des Gemüthes im Leben und tröſtliche Hoffnung jenſeits des Grabes gewährte, Werke von ihrer Hand; ſo war ihnen denn in dieſem Gefühl eines wohl ausgefüllten und dem Höchſten und Edelſten zugewendeten Lebens wohl zu Muthe und ihre Zufriedenheit und Fröhlichkeit ſteigerte ſich nicht ſelten zum Muthwillen, ja bis zum tollen Uebermuthe. Da verübten ſie denn manchen heitern Streich ihrer muthwilligen Laune, der alsbald, vielleicht auch ausgeſchmückt und erweitert, von Mund zu Munde lief, und ſo zu den Dichtern der Zeit kam, die nun ihrer Seits mit ihrem unvergleichlichen Talente der Erzählung daraus heitere Geſchichten oder Novellen bildeten, welche ſie zur Unterhaltung ihrer Leſer aufzeichneten.

So geſchah es denn, daß, wenn einer dieſer Meiſter dahin geſchieden war, man zwar noch ſeine Werke, denen er ſeinen Namen aufgeſchrieben, und einige ſeiner Schwänke bei den Novelliſten kannte, ſonſt aber nicht allzuviel von ſeinem Leben mehr wußte. Ein Schickſal dieſer Art hatte einer der heiterſten und muthwilligſten: der Florentiner Buonamico Buffalmacco. — Giorgio Vaſari, ſelbſt Maler und Baumeiſter, hat in ſeinem großen Werke, worin er das Leben der ausgezeichnetſten Maler, Bildhauer und Baumeiſter von Cimabue bis zum Jahre 1567 beſchreibt, auch ſein Leben aufgezeichnet; allein das Vorzüglichſte, was er davon berichtet verdankt er eben jenen alten Florentiniſchen Novelliſten, wovon hier ein und der andere Zug, Kurzweil halber, ſtehen möge. Wir wollen ihn ſelbſt hören.

Buonamico lernte ſeine Kunſt bei dem Meiſter Andrea Taſo, der ſchon die Schalkhaftigkeit des jungen Lehrlings erfuhr. Der Meiſter ſtand im Winter früh auf und weckte die Lehrjungen früh zur Arbeit, Buonamico aber wollte lieber lange ſchlafen. Was that er alſo? Mit Dreckkäfern ließ er durch eine Spalte ſeines Zimmers in das Zimmer des Meiſters, der ihn wecken wollte, im Dunkel der Nacht eine wandernde Prozeſſion von Irrlichtern hinein. Der Meiſter gerieth darüber in großen Schrecken; bildete ſich ein, die böſen Geiſter gingen in dem Hauſe um und wollte nimmer in demſelben bleiben. Buonamico aber beruhigte ihn, indem er ihm einredete, der Spuk geſchehe, weil der Böſe auf die frommen Maler erzürnt ſei, die ihn ſelbſt ſo abſcheulich darſtellten, und die Wände der Kirchen und die Bilder ihrer Altäre mit den wunderſchönſten Geſtalten der Hei-

ligen bedeckten, um die Menschen besser und frömmer zu machen, darum suche der Teufel sie zur Nachtzeit, wo er größere Gewalt habe, in ihrer gottseligen Arbeit zu stören; es gebe hingegen kein besseres Mittel, als die Nacht hindurch in Gottes Namen zu schlafen und am Tage zu arbeiten. Da die Irrlichter sich immer wieder zeigten, so glaubte der alte Meister seinem schalkhaften Schüler und der Novellist setzt hinzu: als die Sage in der Stadt ruchbar wurde, wagte eine lange Zeit weder Tafo noch sonst ein Maler bei Nacht zu arbeiten. Heutigen Tages würde es wohl schwerer halten, Jemanden zu überreden, der Teufel sei den Malern so besonders gram. Kennt er ja manchen guten Gesellen unter ihnen wie unter den Dichtern, der ihn und seine Pracht und Lust und Herrlichkeit weder so abscheulich und abschreckend darstellt wie die großen alten Meister, noch auch die Verherrlichung der Heiligen zur Besserung der Menschen sich gar so sehr angelegen seyn läßt; ja der eine oder der andere dieser Entweiher der hohen Malerkunst weiß aus der Darstellung des reinsten und heiligsten Gegenstandes nicht selten ein Bild der Verführung zu machen, in dem sich nichts als die schmutzige Lüsternheit seines verdorbenen Herzens und die Verworfenheit seines verkommenen Geistes abspiegelt. Da möchte wohl der Ritter mit der Hahnenfeder und dem Pferdefuß viel lieber einem solchen Sudelmeister zu seinen schlüpfrigen und verführerischen Darstellungen das Licht halten, als ihn in seiner Malerei stören. Doch kehren wir nach Italien zurück.

Als Buonamico selbst Meister geworden und es ihm nicht an Bestellungen fehlte, miethete er sich ein Haus dicht neben einem ziemlich begüterten Wollenarbeiter, der ein neuer Emporkömmling war und Gänsekopf genannt wurde. Die Frau dieses Mannes hatte dieselbe Gewohnheit wie Meister Tafo, auch sie stand, erzählt Vasari, jede Nacht so zeitig auf, daß Buonamico, der bis dahin gearbeitet hatte, sich erst zur Ruhe legte, wenn seine Nachbarin schon wieder munter war, und sich unglücklicher Weise gerade an der Wand, wo Buffalmacco's Bett stand, an ihr Rad setzte, wo sie so emsig Wolle spann, daß Buonamico vor dem Getöse nicht schlafen konnte. Er sann und sann, wie diesem Uebel abzuhelfen sei, und bald bemerkte er, daß hinter einer Mauer von Backsteinen, die sein Haus und das des Gänsekopfs trennte, der Herd der schlimmen Nachbarin war, so daß man durch eine Ritze sehen konnte, was sie am Feuer trieb. Da erdachte er eine neue List; er machte sich nämlich mit einem langen Bohrer ein Rohr, und indem er die Zeit abpaßte, wo Frau Gänsekopf nicht am Feuer stand, spritzte er damit so viel Salz in den Topf der Nachbarin, als ihm gut schien; kam nun der Gänsekopf zum Essen nach Hause, dann konnte er die meisten Male weder Fleisch noch Suppe essen, Alles war versalzen und nicht zu genießen. Ein oder zweimal hatte er Geduld, und zankte nur ein wenig; als er aber sah, daß Worte nicht hinreichten, schlug er mehrmals die arme Frau, die verzweifeln wollte, weil sie wußte, daß sie beim Salzen des Essens die allergrößte Sorgfalt beobachtete. Als daher der Mann sie einst wieder schlug, wollte sie sich entschuldigen, dieß versetzte aber den Gänsekopf in noch ärgeren Zorn, und er schlug sie von Neuem bis sie ein solches Geschrei erhob, daß die ganze Nachbarschaft zusammen lief. Darunter war auch Buffalmacco, und als er hörte, wie die Frau des Gänsekopfs ihren Mann anklagte, und wie sie sich entschuldigte, sprach er zu diesem: „Wahrlich Freund, hier gilt es billig seyn, du beschwerst dich, daß das Essen Mittags und Abends versalzen ist, und ich wundere mich, daß deiner guten Frau irgend etwas wohlgerathen kann, denn ich begreife nicht, wie sie bei Tag im Stande ist, sich auf den Füßen zu erhalten, da sie die ganze Nacht an ihrem Spinnrade sitzt, und kaum, glaube ich, eine Stunde schläft. Dulde nicht, daß sie die halbe Nacht wache, und du wirst sehen, wenn sie genug schläft, wird sie am Tage ihre Sinne beisammen haben und nicht in so arge Fehler verfallen.“ Er wandte sich hierauf zu den andern Nachbarn, und stellte ihnen die Sache so augenscheinlich vor, daß sie sagten, Buonamico habe Recht, und sein Vorschlag müsse Gehör finden; dieß überzeugte auch den Gänsekopf, er befahl, sie solle nicht bei Nacht arbeiten, und das Essen war fortan nicht versalzen, wenn es sich nicht etwa die Frau einmal einfallen ließ, in der Nacht aufzustehen, denn dann schritt Buffalmacco sogleich zu seinem Mittel, bis der Gänsekopf es endlich dahin brachte, daß sie es ganz unterließ.

Buonamico lieferte eine seiner ersten Arbeiten im Kloster der Nonnen von Faenza, welches auf dem Platze gelegen war, wo jetzt die Citadelle del Prato steht.

Während er in jenem Kloster arbeitete, schauten die Nonnen zuweilen durch die Leinwandverkleidung, welche er hatte ziehen lassen, um dahinter zu malen, und verwunderten sich sehr, den Buffalmacco, einen wunderlichen und in Kleidung und Lebensweise ganz willkürlichen Mann, immer ohne Mantel und Käppchen arbeiten zu sehen, was in jenen Zeiten allerdings etwas ganz Ungewöhnliches war. Sie sagten dem Hausmeister, es gefalle ihnen nicht, daß er immer nur in der Jacke gehe; dieser beruhigte sie darüber, und sie schwiegen einige Zeit still; endlich indessen, als sie ihn immer nicht anders gekleidet erblickten, fingen sie an zu zweifeln, ob es nicht vielleicht ein Junge sei, der nur Farben reibe, und ließen ihm durch die Aebtissin sagen, sie wünschten den Meister arbeiten zu sehen, und nicht immer den da. Obgleich nun Buonamico deutlich erfuhr, wie wenig Zutrauen sie zu ihm hatten, erwiderte er doch in seiner gefälligen

Weiſe: ſobald der Meiſter komme, wolle er es ihnen ſagen laſſen. Hierauf ſtellte er zwei Bänke aufeinander, ſetzte oben darauf einen Waſſerkrug und ein Käppchen darüber, ſo daß es auf dem Henkel ruhte, verdeckte das Uebrige des Kruges mit einem langen Mantel, den er ſorgfältig über die Bänke zog, ſteckte in den Schnabel, aus welchem man das Waſſer gießt, geſchickt einen Pinſel und ging fort. Bald nachher kamen die Nonnen, und ſchauten an einer Stelle, wo er die Leinwand weggezogen hatte, nach der Arbeit, da erblickten ſie den falſchen Meiſter im vollen Staate, und in der Meinung daß er emſig arbeite, und wohl etwas Anderes zu Stande bringen werde als jener gemeine Junge, bekümmerten ſie ſich mehrere Tage weiter nicht darum. Endlich nach vierzehn Tagen, in welcher Zeit Buonamico nicht einmal dort geweſen war, wünſchten ſie zu ſehen, was für ſchöne Dinge der Meiſter vollendet habe, und eilten in der Nacht, als ſie ihn fortgegangen glaubten, ſeine Malereien zu betrachten; wie verwirrt aber und beſchämt blieben ſie ſtehen, als ſie, eine neugieriger als die andere, den feierlichen Meiſter entdeckten, der in vierzehn Tagen nichts gearbeitet hatte. Sie erkannten, daß Buonamico ſie nach Verdienſt beſtraft hatte, und daß ſeine Arbeiten lobenswerth waren, deßhalb ließen ſie ihn durch den Caſtellan rufen, und Buffalmacco machte ſich mit großem Gelächter und Vergnügen wieder an die Arbeit, indem er ihnen gezeigt hatte, welcher Unterſchied zwiſchen einem Menſchen und einem Krug ſei, und daß man nicht immer von den Federn auf den Vogel ſchließen dürfe. In wenigen Tagen vollendete er hierauf ein Gemälde, mit welchem ſie in allem ſehr zufrieden waren, nur meinten ſie die Geſichter erſchienen etwas zu blaß. Dieß hörte Buonamico, und weil er wußte, daß die Aebtiſſin Vernaccia hatte, einen Toscaniſchen Wein von der beſten Sorte, den ſie zum Meßopfer verwahrte, ſagte er ihnen, um ſolchem Fehler abzuhelfen, gebe es nur Ein Mittel: man müſſe die Farben mit gutem Vernaccia-Wein auflöſen, dadurch würden die Wangen und die Hautfarben der Geſtalten roth und lebendig. Die guten Schweſtern, welche Alles glaubten, verſorgten ihn von nun an, ſo lange er arbeitete, mit gutem Vernaccia-Wein, und Buonamico freute ſich deſſen, genoß ihn und gab mit ſeinen gewöhnlichen Farben den Geſtalten ein friſcheres und lebhafteres Colorit.

Im Jahre 1302, ſagt man, ſei er nach Aſſiſi berufen worden, und habe in der Kirche S. Francesco, in der Capelle der heil. Catharina die Begebenheiten aus dem Leben dieſer Heiligen in Fresco gemalt. Dieſe Bilder haben ſich ſehr gut erhalten, und man ſieht darauf einige Figuren, die gelobt zu werden verdienen. Als er dieſe Arbeit vollbracht hatte, kam er auf ſeinem Wege durch Arezzo, und der Biſchof Guido, der gehört hatte, Buonamico ſei ein ſehr fröhlicher Mann und geſchickter Maler, verlangte, er ſolle einige Zeit in jener Stadt bleiben, und im Dome die Capelle malen, in welcher nunmehr der Taufſtein iſt. Buonamico fing das Werk an, und hatte es ſchon ziemlich weit geführt, als ihm, wie Franco Sacchetti erzählt, der ſeltſamſte Zufall von der Welt begegnete. Der Biſchof hatte einen ganz außerordentlich ſpaßhaften und verſchlagenen Affen. Dieſes Thier ſtand einſt auf dem Gerüſte und ſah zu, wie Buonamico malte, achtete auf Alles, und verwendete keinen Blick von ihm, wenn er die Farben miſchte, die Fläſchchen in die Hand nahm, die Eier zum Temperiren aufſchlug, kurz beobachtete Alles, was er that. Am Sonnabende ſpät ging Buonamico von der Arbeit, und am Sonntag Morgen darauf ſprang der Affe trotz einer großen und ſchweren hölzernen Walze, welche ihn der Biſchof tragen ließ, damit er nicht überall hinkönne, auf das Gerüſt, wo Buonamico zu malen pflegte, nahm die Fläſchchen in die Hand, ſchüttete eines in das an-

dere, machte zehnerlei Mischungen, schlug alle Eier hinein, welche da waren, und fing an mit den Pinseln alle Figuren zu besudeln, womit er nicht eher aufhörte, als bis er das Ganze übermalt hatte; hierauf mischte er noch einmal die wenigen Farben, welche übrig geblieben waren, stieg vom Gerüste und ging fort. Der Montag Morgen kam, und Buonamico kehrte an seine Arbeit zurück; wie erstaunt aber und erschrocken blieb er stehen, als er sah, daß seine Malereien verdorben, seine Fläschchen ausgeschüttet, und Alles zu oberst und zu unterst gekehrt war. Er hatte allerlei Gedanken, und meinte endlich, irgend ein Aretiner habe es aus Neid oder aus sonst einem Grunde gethan, eilte zum Bischofe, und sagte ihm, was ihm begegnet war, und welchen Argwohn er hege. Der Bischof war darüber sehr bestürzt und aufgebracht, redete aber Buonamico zu, er solle sich noch einmal an die Arbeit machen, und weil er seinen Worten glaubte, gab er ihm sechs von seinen Kriegsknechten, die, wenn er nicht dort war, mit ihren Speeren Wache halten mußten, und Befehl hatten, Jeden, der käme, ohne Erbarmen in Stücke zu hauen. Die Bilder waren nun zum zweitenmale gemalt; da eines Tages, als die Kriegsknechte auf der Lauer standen, hörten sie ein Lärmen und Rollen in der Kirche, bald darauf sprang der Affe auf das Brettergerüst, und sie sahen wie der neue Meister in einem Augenblicke die Farben mischte, und anfing, Buonamico's Heilige zu übermalen; schleunigst riefen sie diesen und zeigten ihm den Uebelthäter, mußten aber alle, wie sie den Affen malen sahen, so lachen, daß sie fast erstickten, besonders Buonamico, dem es zwar leid geschah, der aber dennoch lachte, daß ihm die Thränen aus den Augen strömten. Endlich entließ er die Kriegsknechte mit sammt ihren Speeren, und ging zum Bischofe, dem er sagte: „Hochwürdiger! Ihr wolltet nach einer Weise gemalt haben, Euerm Affen aber gefällt eine andere," und indem er ihm die Sache erzählte, fügte er hinzu: „Es that nicht Noth, daß Ihr fremde Maler kommen ließet, da Ihr den Meister im Hause habt. Vielleicht aber verstand er nicht so gut, die Grundfarben zu mischen; nun er es weiß, kann er allein arbeiten; ich bin nicht mehr dazu nöthig, und weil ich seine Verdienste erkannt habe, verlange ich für mein Werk nichts, als nach Florenz zurückkehren zu dürfen." Obgleich die Sache dem Bischofe sehr verdrießlich war, mußte er dennoch lachen, besonders darüber, daß ein Affe dem allerspaßhaftesten Manne einen Streich gespielt hatte, und nachdem sie sich an der tollen Begebenheit genugsam erlustigt hatten, überredete der Bischof Buonamico, daß er zum drittenmale an die Arbeit ging und sie vollendete; der Affe aber wurde zur Strafe für sein Vergehen in einen großen hölzernen Käfig gesteckt, und mußte zuschauen, wie Buonamico arbeitete, wobei es höchst possierlich anzusehen war, welche Unruhe der Affe zeigte, wie er Gesicht, Schnauze, Hände und den ganzen Körper bewegte, als er den Andern thätig sah, und nicht dasselbe thun konnte. Als Buonamico die Malereien in der Capelle vollendet hatte, befahl ihm der Bischof aus Scherz, oder aus sonst einem Grunde, er solle ihm auf einer Wand seines Pallastes, einen Adler (das Wappen von Arezzo) auf dem Rücken eines Löwen (das Wappen von Florenz) darstellen, den er getödtet habe. Der schlaue Künstler, welcher versprochen hatte, alles zu malen, was der Bischof verlange, ließ eine Bretterverkleidung ziehen, und sagte, bei einer solchen Arbeit wolle er nicht gesehen seyn, verschloß sich dort ganz allein, und stellte als Florentiner im Gegensatz mit dem, was der Bischof von Arezzo gewollt hatte, einen Löwen dar, der einen Adler zerreißt. — Als das Bild fertig war, verlangte er vom Bischof Erlaubniß nach Florenz gehen zu dürfen, um Farben zu holen, die ihm fehlten, verschloß die Bretterverkleidung und eilte nach Florenz, in der Absicht nicht wieder zum Bischof zurück zu kehren. Als die Sache sich demnach in die Länge zog, und der Maler nicht wieder kam, ließ dieser die Bretterwand öffnen, und erkannte, daß Buonamico schlauer gewesen war als er; darüber ward er sehr zornig, und verbannte ihn lebenslänglich aus seinem Gebiete. Buonamico, der dieß hörte, ließ ihm sagen, er solle ihm das Schlimmste anthun, was er könne, wogegen ihm der Bischof höslich drohte; endlich indeß bedachte er, daß er gefoppt war, weil er hatte foppen wollen, vergab Buonamico die Beleidigung, und bezahlte ihn freigebig für seine Arbeiten; ja was noch mehr ist, er berief ihn bald nachher wieder nach Arezzo, ließ ihn im alten Dome viele Bilder malen, die jetzt zu Grunde gegangen sind, und behandelte ihn immer wie einen Hausfreund und treuen Diener.

Den Pisanern gefielen die Arbeiten Buonamico's sehr wohl, und der Vorsteher des Campo Santo ließ ihn vier biblische Bilder in Fresco malen, von Erschaffung der Welt bis zum Baue der Arche Noah. Um diese Gemälde herum malte er eine Verzierung, in welcher er sein Bildniß nach der Natur darstellte; nämlich ein Fries, in dessen Mitte einige Köpfe sind und darunter sein eigener, in einer Capuze, genau wie man ihn vorn in unserm (Vasari's) Bildnisse sieht. Und da er bei diesem Werke auch einen Gott Vater abbildete, der die Himmel und die Elemente, ja eigentlich das ganze Weltall in Händen trägt, schrieb Buonamico, wie man noch sehen kann, um dieß Bild in Versen zu erklären, welche den Malereien jener Zeit ähnlich waren, mit großen Buchstaben zu Füßen desselben ein Sonett, welches ich wegen seiner Alterthümlichkeit und wegen der Einfachheit der Sprache jener Zeit hier mittheilen will:

Ihr, welche hier Gott Vater schaut im Bilde,
Der thät aus Lieb' die schöne Welt vollbringen,
Und Maaß und Zahl verleihen allen Dingen
Aus mitleidsvoller, ew'ger Güt' und Milde;

Der Engelchöre schuf nach seinem Bilde,
Und Stern' und Sonnen läßt in Kreisen schwingen,
Er, welchem Alles mußte wohlgelingen,
Der sich nicht regt, und doch sein Wort erfüllte:

Zu ihm mögt ihr des Geistes Blicke wenden,
Den Namen deß mit Lob und Preisen nennen,
Der es vermocht, das Weltall zu vollenden;

Und laßt von Lieb' zu ihm das Herz entbrennen,
Damit er einst euch mag zu Engeln senden,
Bei denen Frieden ist, die Glück nur kennen.

In diesem Bilde siehe dargestellt
Das Unten, Mitten, und Oben der Welt.

Von einem geizigen Fürsten und einem sinnreichen Dichter.

Ein orientalischer Schwank.

Der Khalife Abdulmelik, Friede seinem Andenken! liebte gar sehr die Wissenschaften und die Gelehrten, mehr aber noch liebte er das Gold, also, daß der Flecken des Geizes die Sonne seiner fürstlichen Tugenden verdunkelte.

Ganz besonders wunderbar war das Gedächtniß dieses Khalifen, was er einmal gelesen oder gehört hatte, das konnte er, ohne eine Silbe zu fehlen, Wort für Wort hersagen. Ein Freund der Dichtkunst, gab es kein größeres Vergnügen für ihn, als auf seinem Gold sitzend, Gedichte zu hören.

Nun sind die Rosenlauben Arabiens wohl reich an Nachtigallen des Gesanges, und die Sänger wären gewiß in Schaaren gekommen und tausend Kehlen hätten das Lob seiner Thaten und den Ruhm seiner Herrschaft besungen, hätte seine Freigebigkeit sie nur herbeilocken wollen; allein er verschloß seinen Beutel und so hielten auch die Sänger ihren Mund verschlossen und keiner rühmte den reichen Fürsten, dessen Kargheit sie hungern ließ und dürsten.

Da ersann diese sparsame Majestät eine List, ihre beiden Leidenschaften zu befriedigen, ohne daß die eine der andern Eintrag thäte. Er ließ alle Meister der edlen Dichtkunst einladen, ihre Gedichte vorzulesen, und verhieß ihnen bei seiner fürstlichen Ehre ein jedes Gedicht mit lauterem Golde aufzuwiegen.

Diese Großmuth wird denen gar gering erscheinen, die nicht wissen, daß in jenen Tagen der Vorzeit das Papier keineswegs dem andern gleich; es waren Schaffelle von grober Zubereitung, und darum dicker und schwerer als unser Pergament.

Allein der schlaue Fürst dachte an nichts weniger, als diese Schafsfelle mit seinem geliebten Gold aufzuwiegen. Er hoffte die armen Dichter, wenn er ihre Gedichte gehört, wie geschorene Schafe mit einer List heimzuschicken.

Sobald die Einladung des Fürsten im Lande kund geworden, da war es, wie wenn die Sonne des jungen Frühlings den alten Schnee auf den winterlichen Höhen schmilzt. Es geschah dem Khalifen Abdulmelik unter dem sonnigen Himmel Arabiens, was in unseren Tagen den Dichtung und Gesang liebenden Schönen Trarbachs — Gott segne ihre Weinberge! geschehen, die den Dichtern, zwar nicht Gold, wohl aber edelen Moselwein zum Preise geboten: die Loblieder, die Festgesänge, die Cantaten, die Hymnen strömten auf allen Wegen zum Hoffitze des Fürsten, und der Dichter kamen so viele, daß sie unter freiem Himmel in ihren Kaftanen übernachten mußten. Allein sie ließen sich's nicht verdrießen, denn sie gedachten des reichen Lohnes, und je größer und schwerer die Schafsfelle gewesen, die Jeder herbeigeschleppt, um so höhere Freudensprünge machten sie.

Der verheißene Tag ist erschienen, und der erste der Dichter tritt vor den Beherrscher der Gläubigen, verbeugt sich vor ihm und beginnt sein Gedicht herzusa-

gen. Abdulmelik hört aufmerksam zu von Anfang bis zum Ende. Der Dichter glaubt seines Lohnes sicher zu seyn; der Fürst aber spricht mit ernster Miene: „Wie kannst du, mein Sohn, dich unterfangen, vor meine Augen mit diesem Gedichte zu treten, da es nicht von dir herrührt, sondern ich es selbst ohnlängst verfaßt habe; ich will dir davon den besten Beweis geben, da ich es noch ganz auswendig weiß.“ Er wiederholte hierauf das Gedicht nicht nur selbst zum Erstaunen und Verdruß des armen Dichters, sondern er befahl auch zweien Sclaven, die ihn nie verließen und deren Gedächtniß dem seinen nahe kam, es gleichfalls zu wiederholen. Der von den Beiden, dessen Gedächtniß das treueste war, wiederholte es zuerst; der zweite, der es nun schon dreimal gehört hatte, verfehlte kein Wort. „Du siehst“, fuhr der Khalife fort, „diese Sclaven haben auch mein Gedicht so oft hersagen hören, daß sie es, ohne daran zu denken, auswendig behalten haben; gehe darum in Frieden, und sei ein andermal besser auf deiner Hut vor meinem Gedächtniß, denn ich würde ein einfältiger Mensch seyn, wollte ich das bezahlen, was ich selbst verfaßt habe.“

Wie dem ersten, so erging es dem zweiten und allen folgenden Dichtern. Unter ihnen aber war auch Asmai, ein leuchtender Stern am Dichterhimmel seiner Zeit; er beschloß, sich an dem listigen Geizhals durch eine andere List zu rächen. Er knaupelte aus den fremdartigsten, seltensten, hart auszusprechenden und noch härter zu behaltenden Worten der Sprache ein barokes Gedicht zusammen. Er verzwickelte und verwickelte, verstrickte und verfitzte dasselbe dergestalt, machte darin solche Einschaltungen, so unerwartete Sprünge, daß es mehr einem Weichselzopf als einem Gedichte glich.

Alles, was irgend in dieser Art geleistet worden, war nichts hiegegen. Wenn z. B. der alte Voß im III. Buch des Horaz die 27ste Ode übersetzt:

Frevler leit' unselig der Schreier Kibiz,
Leit' ein Hund schwer wandelnd mit Furcht, die Füchsin,
Welche warf, und, rennend zum Lanuviner Felde, die Wölfin.

Oder wenn er die Ode an den Quintilius verdeutscht:

Also ewiger Schlaf deckt den Quintilius!
Dem holdselige Scham, und der Gerechtigkeit
Schwester, lautere Treu, nackende Wahrheit auch,
Wann wohl einigen ähnlich fand.

Oder wenn Friedrich Thiersch in seinem verdeutschten Pindar den thebischen Sänger den fünften isthmischen Preisgesang also anheben läßt:

Namreiche Mutter des Halios, Theia,
Von dir gelehret, achten weit obsiegender Macht
Menschen Goldreichthum und erhaben vor allen.
Schiff' im ereifernden Lauf
Durch die Fluth hinsegelnd und Ross' in den Wagen
In Dir, o Herrin, Ehre findend
Werden staunenswürdig zuschaun unter schnellentrolltem Wettkampf.

Wer diese Verdeutschungen des Römer und Griechen vernommen, die auch dem Gedächtniß etwas widerstreben, und damit das Kunstwerk von Asmai verglichen, der hätte schwören müssen, sie seien ein Muster von reinem fließenden, wohllautenden Deutsch.

Um seinem Werke die Krone aufzusetzen, hatte er als ein gewandter Reimschmied darauf Acht, daß alle Verse in der eintönigsten Weise mit derselben Silbe endigten. Obschon sie von sinnreichem Geiste und heiterem Witze erfüllt waren, so entzogen sie sich dem besten Gedächtniß, wie Jeder leicht begreifen wird.

Mit diesem Gedicht trat er als ein Sohn der Wüste oder armer Beduine gekleidet vor den Fürsten. Anfänglich schnurrte er es in blitzschneller Eile herunter; Abdulmelik konnte kaum folgen; er bat ihn es langsamer herzusagen. Nun aber machte er dazu so seltsame Grimassen und stieg bald und fiel bald mit seiner Stimme so seltsam, daß der Fürst nicht wußte worauf er am meisten merken sollte: auf die wunderlichen Mienen, den seltsamen Wechsel der Stimme, die harten barbarischen Worte, die verwickelten Sätze, die unerwarteten Sprünge, die überraschenden Bilder und Gleichnisse, die eintönigen Reime oder den witzigen, geistreichen, versteckten, anspielungsreichen Sinn des Ganzen.

Der Dichter hatte schon geendet und Abdulmelik war noch um zwei Verse mit dem Verständniß zurück; nur seinem wunderbaren Gedächtniß verdankte er es, dem der Schluß noch in den Ohren nachklang, daß er diesen noch faßte. Allein nun war ihm auch das Ganze wie eine vorübereilende Welle entronnen; er hatte so aufmerken müssen, ihm nur zu folgen, daß er nicht hatte daran denken können, es sich einzuprägen. Wie einer, der einen Berg heruntergelaufen und fort und fort über abgehauene Baumstämme hatte springen müssen, war er athemlos unten angekommen.

So mußte er sich freilich überwunden bekennen und forderte daher, um sich seines fürstlichen Wortes zu entledigen, von Asmai das Pergamentblatt, welches das Gedicht enthielt. „Das Pergament!“ rief der verkleidete Beduine mit verstellter Verwunderung „ach! großer Beherrscher der Gläubigen! wir sind arme Kinder der Wüste; bei uns gibt es keine Federfuchser, keine Tintenfische,

wir ziehen mit unſeren Roſſen von Weide zu Weide; wir ſchlafen unter den Sternen des Himmels und trinken die Quelle der Oaſe aus der hohlen Hand; wir haben kein Pergament, und kennen nicht Feder noch Tinte; wir ſchreiben unſere Gedichte auf die Stirne des Felſen, der uns in der Nacht zum Kopfkiſſen gedient. Deiner Einladung gemäß habe ich dieſen Eſel mit dem Steine, der mein Gedicht enthält, beladen, und ich danke im Voraus deiner großmüthigen Freigebigkeit, o dichtungliebender Fürſt, die es mir mit Gold aufwiegen wird; der Himmel wolle dich dafür belohnen!“ damit führte er ſeinen Eſel herbei, hob die Decke herunter, und der Khalife ſah zu ſeinem Schrecken einen ungeheueren Stein auf dem Rücken des Thieres, dem das Preisgedicht eingegraben war.

Die Würde des Khalifen geſtattete ihm nicht, ſein Wort zurückzunehmen; er bezahlte das Werk lachend; aber er lachte damals nicht mit ſo frohem Herzen wie Asmai.

Alſo wußte in den Tagen der Vorzeit die Liſt eines arabiſchen Dichters das Gold aus der Börſe des Khalifen zu locken; wann aber das edele Gold des Moſelweines von Trarbach in einen Becher der hundert um den Preis ſich bewerbenden durſtigen Dichter fließen wird, das weiß noch kein Menſch. Freunden der alten Kunſt aber wird es angenehm ſeyn, zu vernehmen, daß der berühmte Freiherr von Münchhauſen auf ſeiner jüngſten Reiſe durch den Orient, unfern einer verlaſſenen Moſchee von Bagdad, ein uraltes Steinbild entdeckt hat, das offenbar die obige wahrhafte Geſchichte darſtellt; der Arbeit nach zu ſchließen iſt es ein Werk des bekannten ſinnvollen Meiſters Ibrahim ben Witzenſpitzel. Wir theilen es hier Freunden des Alterthums mit, als ein Fragment für eine künftige vermehrte Ausgabe von des Vibius Egnatius Garrulus viel belobten **Fragmenta Orientalia.**

Waldandacht.

Von Max v. Schenkendorf.

An dem Feſt der Sonnenhöhe
Wall' ich hin zu dir, o Stein,
Daß mich alle Luſt umwehe
In dem ſchauerlichen Hain.

Wo die tapfern Väter knieten
Demuthsvoll in ſtarkem Muth,
Hell die Freudenfeuer glühten
Heller ihres Herzens Gluth,

Sah' ich noch die Geiſter wallen
Feiernd in der Sommernacht, —
Nein, es kann nicht ganz zerfallen,
Was ein frommer Menſch gedacht.

Morgen- und Abendandacht.

Von demſelben.

Morgenſtern und Abendſtern,
Die der Herr uns angezündet,
Der als Helfer nah und fern
Sich verheißen und verkündet!

Immer und an jedem Ort
Seh' ich ihn ſich niederneigen,
Kann ihn haben immerfort,
Freundlich, treu und ganz mein eigen.

Meine Seele, lege du
Auf den Einen deine Sorgen,
Denke ſein zur Abendruh',
Lob' ihn laut an jedem Morgen.

Deinem Heiland, deinem Herrn
Laß ein helles Lied erklingen;
Morgenſtern und Abendſtern
Preiſen ihn, und Engel ſingen!

Meine Seele, laß dies Bild
Auch im Leben wiederſcheinen,
Sei ſo freundlich, treu und mild,
So bereit ſei du den Deinen.

Lebensſpruch.

Ich hab' mein' Sach' auf Gott geſtellt,
Er iſt der Alte noch;
Und was auch ſinnt die ganze Welt,
Am Ende ſiegt er doch.

Der Schiffer wird am Fels zerſchellt,
Der ſeinen Wink verlacht:
Ich hab' mein' Sach' auf Gott geſtellt,
Der Alles treu bewacht.

Wie grimmig auch der Teufel bellt,
Mich ſchreckt nicht ſeine Wuth:
Ich hab' mein' Sach' auf Gott geſtellt,
Und Gott macht Alles gut.

Von einem Pariſer Schmutzpudel.

Einem engliſchen Offizier vom 44. Regiment, ſo erzählt uns Peter Parley, den ſein Weg in Paris öfter über eine der Seinebrücken führte, wurden hier die friſch gewichsten Stiefel von einem Pudel beſchmutzt, der ſich zufällig an ihnen abrieb. Er trat alſo zu einem Manne, der ſeinen Stand nahe bei der Brücke hatte, um ſie putzen zu laſſen. Da ihm inzwiſchen derſelbe Umſtand immer wieder begegnete, ſo wurde er aufmerkſam. Er beobachtete den Hund, und gewahrte nun bald, wie der Pudel ſich im Schlamme des Fluſſes herumwälzte, und dann auf irgend Jemand, der blanke Stiefel trug, lauerte, an denen er alsbald ſeinen ſchmutzigen Pelz abrieb. Da er weiter entdeckte, daß der Hund dem Schuhputzer gehörte, ſo ſchrieb er dieſem den Kunſtgriff zu. Nach einigem Zögern geſtand derſelbe es ihm auch offen ein, wie er dieß praktizire, um Kunden zu gewinnen. Eingenommen von der Gelehrigkeit des klugen Hundes, kaufte der Offizier ihn für einen hohen Preis und brachte ihn nach England hinüber. Einige Zeit hielt er ihn angebunden, dann ließ er ihn frei. Der Hund blieb einen oder zwei Tage bei ihm und verſchwand alsdann. Nach vierzehn Tagen fand man ihn wieder bei ſeinem frühern Herrn, wo er ſein altes Amt fortſetzte. — Was die Pariſer doch für findige Schelmen ſind! wird Mancher ſagen, und doch iſt der Schuſter mit ſeinem Pudel nichts ſo Außerordentliches. Treiben denn nicht manche unſerer deutſchen Schmier- und Dreckblätter und Blättchen, die täglich oder wöchentlich erſcheinen, ſo ziemlich daſſelbe Handwerk? Haben nicht auch ſie ihre dienſtfertigen Dreckpudel, die ehrlichen Leuten durch ehrenrührige Schmutzartikelchen die Schuhe beſudeln? Der Schmutz wird geleſen und trägt etwas ein; wollen ſich die Angegriffenen rechtfertigen, ſo können ſie die Einrückungsgebühren zahlen; die Rechtfertigung aber wird wieder geleſen und bringt abermal ihren Gewinn. Pfui des ſchmutzigen Handwerks!

Barny O'Reirdon's Seeabenteuer.

Vorwort.

Ein ſehr bezeichnender Charakterzug des Irländers beſteht darin, daß er ſich nicht gern übertroffen ſieht. Einige haben behauptet, Eitelkeit ſei die Urſache hievon; ich war aber nie geneigt, meinen Landsleuten einen liebloſen Beweggrund zu unterſchieben, wenn ſich ein beſſerer

auffinden läßt und zwar ein solcher, der zu dem gleichen Endziele führt. Ich glaube also diese Eigenthümlichkeit entspringt aus einem tiefgewurzelten Geiste der Nacheiferung. Die Schädellehre mag meinetwegen dieß Räthsel durch die Annahme lösen, daß in unseren irischen Köpfen die Sucht nach Ruhm und Lob eine Hauptstelle einnimmt; ich befasse mich nun einmal nicht mit philosophischen Studien, und überlasse es darum einem Jeden sich darüber eine Meinung zu bilden; für meinen Theil begnüge ich mich mit der Kenntniß des erwähnten Thatbestandes selbst, daß nämlich ein Irländer sich ungern ausstechen läßt. Dieser Geist mag die Menschen allerdings manchmal, wie leicht zu denken ist, in lächerliche Lagen versetzen; eben so natürlich ist es aber auch, daß eine solche Begierde, es den Andern zuvorzuthun, gewiß manche der edelsten Thaten und einige der nützlichsten Erfindungen hervorgebracht hat: wir wollen darum nicht übel davon denken.

Nachdem ich auf diese Weise den Beweggrund meiner Landsleute in Schutz genommen, will ich nun beweisen, daß ich es frei von jedem Nationalvorurtheil that, indem ich in den folgenden Blättern eine Erläuterung der lächerlichen Folgen geben werde, welche diese irische Absonderlichkeit nach sich zieht.

Samuel Lover.

Erster Theil.

Barny's Ausfahrt.

Es war gut, und sie kamen immer weiter und viel weiter, als ich euch erzählen kann. Aus einem Kindermärchen.

Barny O'Reirdon war ein Fischer von Kinsale, und nie ließ ein beherzterer Bursche ein Netz oder eine Angelschnur in Meerestiefe; ja wohl! abgesehen davon, daß Barny ein herrlicher Geselle unter seinen Kameraden war, ein Liebhaber von guten Späßen und guten Schlückchen, so sahen seine Genossen, die Nachbarfischer, auch noch zu ihm wie zu einem wahren Orakel hinan, und wenige Boote brachten mehr Fische zu Markte als Barny O'Reirdon. Seine Meinung über gewisse Punkte des Handwerks wurde daher wie ein Gesetz betrachtet. Kurzum Barny war in seiner kleinen Gemeinde, was man so gemeinhin den Haupthahn nennt.

Nun aber pflegt ein solcher Hahn oder Hauptmann immer in dem umgekehrten Verhältniß des Umfanges seines Einflusses eifersüchtig zu seyn. Der Führer einer Nation wird sich weniger über den Triumph eines Nebenbuhlers erzürnen, als der Bürgermeister eines Fleckens. Steigen wir diese Leiter tiefer hinab, was für ein verzweifelt eifersüchtiges Wesen muß dann das Orakel von Austernfischern und Hühnerweibern seyn! und das war Barny O'Reirdon.

Eines Nachts in einem Wirthshause, der gewöhnlichen Zufluchtstätte von Barny und den anderen Meerwundern, gerieth er in einen Wortwechsel mit einem fremden Segel, wie er es zu nennen pflegte, das heißt mit einem Manne, dem er nie früher begegnet war und den er gern in Schifferei-Fragen von oben herunter behandelt hätte. Indessen der Fremde war nicht minder geneigt, sich hoch über ihn zu stellen; bis er endlich gegen Barny einen ordentlichen Ausfall mit dem Ausruf machte: „Heda! so schweigt doch einmal, Hauptmann Großmaul, Meister O'Reirdon; beim Kriegs-Donnerwetter! es ist genug, ja, es ist's, um einen Hund seinen Vater beißen zu machen, euch so prahlen zu hören, gerade als wärt ihr ein Seefahrer wie der Columberus oder der Ameriker Vitzlibutzli; da doch, beim Henker! alle Welt weiß, daß ihr niemals in eurem Leben weiter kamt, als den Krebsen nachzulaufen und Austern aufzuklauben."

„Wer sagte euch das, ihr Meerwunder von der Froschpfütze?" erwiderte Barny „Was, zum Guckuck! versteht ihr vom Seefahren und Fischen außer in der Suppenschüssel neben eurer Großmutter."

„O das mag seyn!" sagte der Fremde. — „Und wie unterfteht ihr euch so mit meinem Namen umzuspringen?" fragte wieder O'Reirdon." „Was liegt daran?" entgegnete der Fremde, „doch wenn ihr es wissen wollt, ja gewiß, euere Base Molly Mullins kennt mich wohl, und vielleicht kenne ich euch und die euern eben so wohl, wie die Mutter, die euch geboren; ja wahrhaftig! bei meiner Seele, ich kenne eure Gedanken, als ob ich in eurem Kopf säße, Barny O'Reirdon."

„Meiner Treu! dann kennt ihr bessere Gedanken als die euren, Herr Flippesflappes! wenn das der Name ist, auf den ihr geht."

„Nein, das ist nicht der Name, auf den ich gehe; ich habe einen Namen so gut wie der eure, Meister O'Reirdon, in Ermangelung eines besseren, und der heißt: O'Sullivan."

„Wahrhaftig der ist schon mehr als zu gut für euch," sagte Barny.

„Gut oder schlecht, ich bin euer Vetter im zweiten Grade von der Mutter Seite her."

„Und seid ihr vielleicht der Sohn der Widda O'Sullivan, der die letzte Lichtmeß vor vier Jahren wegging?"

„Derselbe."

„Mein Seel' dann hättet ihr bessere Manieren von euren Eltern lernen können; doch bin ich froh, sey es wie es will, euch zu sehn; freilich ein bischen Reisen

macht uns etwas aufgeblasen," erwiderte Barny in verächtlichem Tone.

„Ich habe mich gewiß niemals mit Prahlereien befaßt, und was ich sage, das bleibt: daß ein Mann, der all sein Leben lang nur am Lande hin und her fischte, nicht nöthig hat, wenn von Schiffsmanövrirungen die Sprache ist, sich mit einem Manne zu vergleichen, der nach Fingal segelte."

Das letzte Wort brachte jede Einrede von Barnys Seite zum Schweigen.

Wo Fingal lag, das war für Barny Griechisch; indessen, wenig geneigt wie er war, seine Unwissenheit einzugestehen, deckte er seinen Rückzug mit der gewohnten Gewandtheit seiner Landsleute, indem er die Bitterkeit, den Aerger des Streites in eine herzliche Bewillkommnung zu Ehren seines Vetters verwandelte. Das Glas ging frisch von Mund zu Mund und das Gespräch nahm nun eine andere Wendung, fern von dem, was bald zum Zankapfel zwischen ihnen geworden wäre. Der Stand der Frucht, die Gemeindeabgaben, der Straßenbau wurden abgehandelt, und in Betreff des letzteren, allerlei nützliche Projekte aufs Tapet gebracht, während die Verdienste der benachbarten Pächter durchgegangen wurden.

„Ja wohl," sagte einer „das Feld von Michel Coghlan, ist doch das schönste Feld, was je ein menschliches Aug' gesehen — Blitz! wenn ich jemals, fern oder nah, ein ähnliches sah."

„Ja freilich," sagte ein Anderer, „es scheint ein schöner Buchwaizen zu seyn, doch ich kann mir nicht helfen, es kömmt mir wunderlich vor, daß der Michel Coghlan, der unter uns gesagt, ein schlichter und einfältiger Mann zu seyn scheint, schöneren Waizen haben sollte, als der Peter Kelly von dem großen Hof in der Nähe, von dem doch Jedermann weiß, daß er alle Geheimnisse der Erde kennt, und so ausstudirt ist, daß er alle die verflixten Namen, die je ersonnen wurden, an seinen Fingerspitzen herzählen kann."

„Meiner Treu," sagte der frühere Redner, „er hat einen schönen Schwadenmagen von Beredsamkeit, wenn damit etwas auszurichten wäre; doch was die Feldwirthschaft betrifft, da kann er dem Michel nicht das Wasser reichen."

„Was, Hagel und Wetter!" entgegnete der Vertreter der Wissenschaft. „Ja eines Tages traf er mit dem schottischen Rentmeister zusammen, den der Lord bei sich hat, und das ist, wie ich höre, ein ganz besonders instruirter Herr, der uns allen zum Muster hierher beschrieben ward; gut, Peter Kelly traf eines Tags mit ihm zusammen, und sapperlot! er discurirte ihn dergestalt auf den Sand, daß das schottische Maul kein Wort in seiner Kehle mehr übrig hatte."

„Nun, und war er darum besser, weil er mehr Geschwätz machte, als der Schotte?" fragte der Andere.

„Wie" antwortete Kelly's Freund, „ich sollte doch denken, der Mann, der den schottischen Rentmeister ausstach, müßte doch etwas mehr verstehen von der Landwirthschaft, als Michel Coghlan."

„Pah! schwätzt mir nichts von Wissenschaft," sagte der Andere sehr verächtlich. „Ja, ich geb euch zu, daß er zu schwatzen weiß und ein gutes Maulstück hat, und das ist Alles. Mag seyn, daß er die Theorie und die Chemisterie besitzt, aber die Körner hat er doch nicht; der Mann aber, der das Korn hat, der ist der Mann für mein Geld."

„Ihr habt recht, Freund," sagte O'Reirdon mit einem beifälligen Schlag seiner braunen Faust auf den Tisch, „mit Reden ist wenig gethan, auf das Thun kömmt's an."

„O, ihr mögt schimpfen auf die Gelehrsamkeit" sagte der unerschrockene Vertheidiger der Theorie gegen die Praxis, „die Gelehrsamkeit ist doch ein feines Ding. Ei ja, wo wäre denn die Welt ohne sie? und wo wären die Dampfschiffe, gäbs keine Gelehrsamkeit?"

„Gut," sagte O'Reirdon, „und dem Guckguck läge was d'ran, wenn wir sie nie gesehen hätten; ich will lieber mit dem Wind und dem Segeltuch als mit solchem Zeug zu thun haben! Wozu sind sie auch gut, als brave Seeleute in Küchenmägde zu verwandeln, einen wie den andern; da mögen sie den großen Wassertopf zum Feuer stellen oder Fett in dem eisernen Kessel schmelzen oder Kohlen anblasen. Ach! diese Dampfschiffe sind ein Unglück für die See; sie sind für alle Welt wie stinkende Nebel; das raucht von Morgens bis Abends und ist für nichts gut."

„Nennt ihr das für Nichts gut, weiter zu gehn, als jemals vorher Schiffe gingen?"

„Pah, Salomon und die Königin von Saba sagten, es wäre Zeit genug zu allen Dingen."

„Ja wohl, für euch!" sagte O'Sullivan. „Sicher und schnell kömmt weit in einem Tag, heißt ein gutes altes Sprüchwort. So werdet ihr doch wenigstens eingestehen, daß die Verbesserung, die sie jetzt in dem Meerbusen bei Dublin machen, etwas Gutes ist."

„Wir wollen erst sehen, ob es auch eine Verbesserung ist," sagte der hartnäckige O'Reirdon.

„Wie, Menschenkind! ihr werdet doch eingestehen, daß es der größte Vortheil ist, die schweren Felsen mitten aus dem Grund des Meerbusens herauszuholen?"

„Nun, und was wäre denn dabei zu verwundern, wir thun ja dasselbe hier auch."

„Ja wohl! aber wohlgemerkt, es geschah, als die Fluth vorüber war und die Felsen herauskamen, dort aber hauen sie die Felsen hinweg ganz unter der See."

„O, sey ruhig! wie können sie denn das thun?"

„Aha, das ist ja eben die Sache; das ist es, was die Gestudirtheit kann, und es ist sehr zum verwundern; und die Art davon ist die, wie ich höre, denn ich habe es niemals gesehen, doch hört' ich einen Lord es einigen Herrn und Damen eines Tags beschreiben in seinem Garten, wo ich dem Gärtner Zellerie setzen half. Ihr seht, der Inschenir (Ingenieur) geht ganz unter das Wasser und kann dort bleiben, so lang es ihm gefällt."

„Pah! und was ist denn dabei auch zu verwundern? hörte ich ja doch einmal den langen Matrosen, der aus Ostindien kam, erzählen, daß die Inschenirs dort ganz unter dem Wasser leben können, und hinunter gehen, um Diamanten zu suchen, und einen Schmiedehammer in ihrer Hand haben, um die Diamanten zu zerschlagen, wenn sie zu groß sind um sie ganz aufzuheben, gerade wie die Arbeiter die Straßensteine zerschlagen."

„Nun, ich für meinen Theil freilich, ich hab keine Lust, hinunterzugehen; die Art aber, wie des Lords Inschenir hinuntergeht ist die: er hat eine kleine Glocke bei sich und so lang er die kleine Glocke läuten kann, mag ihm kein Leid noch Weh geschehen."

„Sapperlot, sey stät!"

„Lüg du und der Vitzliputzli."

„'S mag seyn, es ist eine geweihte Glocke" sagte O'Reirdon, indem er sich bekreuzte.

„Nein, es ist keine geweihte Glocke."

„Wie könnt ihr denn denken, daß ich wie ein neugeboren Kind mir euer Geschwätz soll aufbinden lassen, als ob das Läuten einer Glocke, die keine geweihte Glocke ist, so was vermöchte! Ich sag euch, das ist rein unmöglich."

„Ha! vor Gott ist nichts unmöglich."

„Recht, ich will dem nicht widersprechen; aber ich sage, so eine Glocke ist unmöglich."

„Ei." sagte O'Sullivan, „ihr seht, er ist in der Explizirung der Maschine nicht deutlich; es geschieht nicht durch das Läuten der Glocke, sondern —"

„Sondern wodurch?" unterbrach ihn O'Reirdon ungeduldig. „Wollt ihr sagen, es sey eine Glocke überhaupt dabei im Spiel, ja überhaupt?"

„Ja wohl!" erwiederte O'Sullivan.

„Ich sagt es ja auch" begann wieder der Erzähler der Geschichte.

„Freilich" sagte O'Sullivan „aber es geschieht nicht durch das Läuten der Glocke."

„Nun! wodurch geschieht es denn?" sagte der Andere, in einem halb beleidigten, halb verächtlichen Tone.

„Es geschieht," entgegnete O'Sullivan, indem er den Blick ausdrucksvoll erwiderte „es geschieht allein durch Gehommetrie."

„Oh! ich versteh es jetzt," sagte O'Reirdon mit einer unnachahmlichen Miene von Verständniß in dem Oh! „Doch von dem Läuten der Glocke zu reden, die solche Kraft hätte, das ginge doch über alles hinüber; es müßte denn seyn, wie ich vorhin bemerkte, daß es eine geweihte Glocke wäre, Gott im Himmel die Ehre!"

„Und so sagt ihr mir also, das geschehe durch Gehommetrie!" begann wieder der zweifach geschlagene Mann der Wissenschaft.

„Ja Herr!" sagte O'Sullivan mit einer triumphirenden Miene, die in dem Maaße ausdrucksvoller wurde, als er bemerkte, wie er die Horcher mit sich fortzog — „durch Gehommetrie."

„Nun wohl! so behaltet denn eure Meinung! es gibt ja Menschen, die auf keine Gründe hören wollen, die kein Vertrauen auf die Wissenschaft haben. Ihr mögt immerhin sagen, es sey Gehommetrie, wenn's euch so gefällt; ich hörte es aber von denen, die es besser wissen müssen, als ihr es sagen könnt."

„Bst, bst, so beiß euch beide das Mäuslein," sagte O'Reirdon, „potz Blitz! was zankt ihr euch doch um nichts und habt ein gutes Glas vor euch! heda Frau Hurtig, bringt uns einen andern Schoppen, wenns beliebt; ja das ist der rechte Trumpf, einen andern Schoppen. So! — Jetzt mögt ihr schwätzen, bis ihr im Gesichte blau werdet, von euren Erfindungen und Dampfschiffen und euerem Glockengeläut, und von Asphalt und Eisenbahnen; doch mein Vivat und Hoch gilt dem Mann, der das große Schoppenglas erfand. Das war mir doch noch eine schöne Erfindung!" und damit that er einen langen Zug aus dem gefüllten Glas, womit er kräftigst bewies, daß das vergrößerte neue englische Maß ganz nach dem Geschmack eines Mannes wie Barny war.

Nach der Einleitung von diesem und noch weiteren Schoppen möchte es eine schwierige Aufgabe seyn, dem Gange des Gespräches zu folgen, das sich hieran anreihte; wir wollen darum unsere Geschichte an den nächsten Morgen versetzen, als Barny von seiner Hütte später als gewöhnlich hergeschlendert kam, mit Augen, die von dem Trinkgelag der vorhergegangenen Nacht Zeugniß gaben. Er hatte indeß keinen Kopfschmerz davon, sey es nun, daß Barny ein zu wohl abgehärteter Krieger unter Bacchus Fahnen war, oder daß der Ruhm der Frau Hurtig guten Grund hatte, wenn sie sagte, daß von allem Trinken in ihrem Hause kein Schweinskopf Kopfweh bekäme. Diese Frage ist schwer zu entscheiden; doch wär ich eher geneigt, an die Stärke von Barnys Kopf zu glauben. Die erwähnte Erklärung von Frau Hurtig ist die beliebte Einladungsformel, welche jeder gutgelaunte Wirth in Irland oben von seinem Tische an seine Gäste richtet: „Seid unbesorgt, meine Kinder, es ist die rechte Sorte, kein Schweinskopf

bekömmt Kopfweh davon." Dieſes Gefühl hat unſer Dichter Thomas Moor auf die zarteſte Weiſe wiedergegeben, ohne daß er jedoch im Geringſten an den Spruch dachte, welchen er damit überſetzte. Wer erinnerte ſich nicht ſeiner Verſe, die daſſelbe nur eleganter ausdrücken:

Den Becher ſchlürf, Geliebter! jetzt,
Er heilt, was kummerkrank,
Und ob ihr Kuß dich ſüßer letzt,
Kein Falſch iſt in dem Trank.

Er macht wie ihrer Schönheit Licht
Dein Herz berauſcht von Glück,
Doch läßt, wie Liebestraum, er nicht
Ein bittres Weh zurück.

Barny ſpazierte in der Sonne umher; unter dem Schutze ſeiner zuſammengepreßten buſchigen Brauen und lang behaarten Wimpern und ſeiner die Stirne quer beſchattenden Hand blickte er oft gen Himmel, um am Stande der Sonne zu ſehen, welche Zeit des Tages es ſey. Die öftere Wiederholung dieſer Bewegung zeigte deutlich, daß der Tag ſchwer auf Barny laſtete. Er zog ſich zuletzt in einen ſonnigen Winkel eines benachbarten Feldes zurück und ſtreckte ſich hier der vollen Länge nach aus. In der Sonne ſich wärmend, begann er, von dem Pokal ſüßer und bitterer Gedanken zu ſchlürfen. Hier dachte er zuerſt über ſein unbezweifeltes Anſehen in dem kleinen Dorfe nach; allein noch immer konnte er der Bekümmerniß der vorhergehenden Nacht nicht Herr werden, daß ihn nämlich der verwünſchte O'Sullivan zum Schweigen gebracht, ein Schlingel, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, der den Ort vier Jahre früher noch als Bube verlaſſen hatte. Und nun zu denken, daß er zurückgekehrt ſey, und ältere Leute ausſteche, die ihn noch als Knabe auf der Straße rennen geſehen, den man wenige Monate früher ohne Weiteres zurechtweiſen konnte: das war zu bitter. Barny ſah ſeinen Ruf in einer bedenklichen Gefahr, und dachte drüber nach, wie ſein Unglück zu beſſern ſey. Der bloße Name von Fingal war ihm verhaßt, es war ein verpeſteter Ort, wo ſein Friede unheilbar krank darnieder lag. Er dachte zuerſt daran, Kinſale ganz zu verlaſſen; aber eine Flucht glich ſo ſehr einer Niederlage, daß er ſich bei dem Gedanken nicht länger aufhielt. Nein, ich will bleiben, allen O'Sullivans zum Trotz, ihren Kindern und Kindskindern, Vettern und Baaſen. Zu gleicher Zeit aber fiel ihm ein, daß er nie das Verſtummen dieſes verhaßten Ortes Fingal erleben würde, und hätte Barny die Gewalt gehabt, ſo würde er ein Strafgeſetz erlaſſen haben, welches den Tod auf die bloße Nennung dieſes verdammten Ortes gegen wen immer verhängt hätte. Da ihm indeſſen die Würde eines Geſetzgebers fehlte, ſo fühlte er, Kinſale tauge nicht für ihn, wolle er nicht über ſich ergehen laſſen, daß ihn Jeder, der ihm einen Harm anzuthun wünſchte, Mann, Weib und Kind, in jeder von den 24 Stunden des Tages verſpottete. Was war zu thun? er war, um uns ſeines Ausdrucks zu bedienen, in der verzweifelten Lage der Katze in der Holzkammer. Er wußte nicht welchen Ausweg wählen. Zuletzt, nachdem er ſich mehrmals in der Sonne herumgewälzt hatte, kam ihm ein neuer Gedanke. Konnte er nicht ſelbſt nach Fingal gehn? und dann war er ja dem Glückspilz, dem O'Sullivan, gleich. Dieſer Gedanke war nicht ſo bald in ihm erwacht, als Barny, wie neu geboren auf die Füße ſprang: ſein Auge glänzte, ſein Schritt war wieder ſchnellkräftig, er ging aufrecht, und fühlte, daß er wieder ganz und gar Barny O'Reirdon ſey, König Richard war wieder er ſelbſt.

Wo aber war Fingal? da lag der Haas. Es war dies ein tiefes Geheimniß für Barny, welches den armen bis zu ſeiner glücklichen Enthüllung in den niederen Banden der Knechtſchaft halten mußte. Der ehrliche Leſer wird ſagen: konnte er denn nicht fragen? nein, nein, das hätte ſich nie für Barny geziemt; das wäre ja ein offenes Geſtändniß ſeiner Unwiſſenheit geweſen, über welches ſeine Seele erhaben war; und dem gemäß ſetzte er ſeine Augenbrauen in Bewegung, Mittel zu erſinnen, um auf irgend einem Umweg, der das vorgeſteckte Endziel nicht verrieth, zu der verborgenen Kenntniß zu gelangen. In ſeinem fruchtbaren Hirn wurden zu dieſem Endzweck, während er längſt dem Ufer hinſchlenderte, fünfzig Luftſchlöſſer ſeiner Schlauheit erbaut und in halb ſo viel Minuten wieder zerſtört, und während er noch an dem einundfünfzigſten eifrig baute, wurde es in Trümmer geworfen, indem er gegen Jemand anſtieß, deſſen Nahen er nicht bemerkt hatte, ſo verſunken war er in ſeine Grübeleien. Wie er aufſchaute, wer konnte es anders ſeyn, als ſein Freund, der lange Matroſe von Oſtindien. Dieſer erſchien ihm wie ein gottgeſendeter Engel, der ſeine kühnſten Hoffnungen überſtieg. Von allen Menſchen unter der Sonne war der lange Matroſe in dieſer Stunde unter einer Million der Mann für Barny's Netz. Er zog es dem gemäß unverweilt ein, und hielt es für den größten Fang, den er all ſein Leben gethan.

Barny und der lange Matroſe blieben den übrigen Tag in enger Vertraulichkeit bei einander und beſchloſſen ihn, wie den vorhergehenden, mit einem Trinkgelag. Bei dieſer Gelegenheit indeſſen wurde nur ein Duett zu Ehren des heitern Gottes aufgeführt und das Trankopfer ging auf Barny's Koſten. Was den Inhalt ihrer Geſpräche während dieſer Zeit ausmachte, darüber will ich mich nicht verbreiten, ſondern mit Barny den Schleier des tiefſten Geheimniſſes darüber decken, und mich damit begnügen, zu ſagen, daß Barny am folgenden Tage wie ein viel glücklicherer Menſch ausſah. Statt daß er ſeinen

Hut schlotternd trug, und die Augen auf den Boden heftete, ging er mit seiner gewohnten Sorglosigkeit, und schenkte jedem Freund, der ihm begegnete, seinen Nicker und seinen Gruß. Er rollte seinen Kautaback mit dem Ausdruck besonderer Vergnüglichkeit im Munde herum, und wurde er durch eine Frage in seinem narkotischen Genusse gestört, so nahm er sich vorher gehörig Zeit dazu, den beißenden Extrakt auszuspeien, bevor er dem Frager mit einer heiteren Miene antwortete, die einen Mann verrieth, der vollkommen mit sich zufrieden war.

In dieser vergnüglichen Stimmung kehrt Barny seine Schritte nach dem Hause des Peter Kelly, des Inhabers des großen Hofes nebenan, von dem früher die Rede war. Er wollte hier einen Plan in Ausführung bringen, den er in der Absicht gefaßt hatte, es dem O'Sullivan gleich zu thun. Peter Kelly, der in der ganzen Gegend für den aufgeweckteſten Kopf galt, schien ihm eben der rechte Mann, ihm in seiner Spec, wie er es nannte, beizustehen. Es war dieß eine seiner Lieblings-Abkürzungen für das Wort Speculation. Sobald er also den großen Hof erreicht hatte, bewillkommte er den Eigenthümer mit seinem gewohnten: „Grüß Gott!" „Grüß Gott euch auch Barny!" erwiederte Peter Kelly, „und was führt euch, Barny! hierher?" fragte Peter weiter, „an einem so feinen Tage, statt draußen im Boot zu seyn?" — „O ich werde früh genug draußen im Boot seyn, und es ist weit genug, wohin ich damit gehen will, und es ist zum Theil grad das, was mich her zu euch führt." —

„Wie! habt ihr mich nöthig, um mit euch zu fahren, Barny?"

„Das eben nicht, Freund Kelly! Ihr seid zu Land ein erfahrner Mann; aber ich fürchte, man hat schlechten Gewinn mit euch auf der See."

„Und was brachte euch darauf, von mir und eurem Boot zu sprechen?"

„Wie ihr seht, Freund, so war es wegen eines kleinen Geschäftchens, und wenn ihr mit mir gehen wollt, und einen Gang ins Kartoffelfeld machen, so will ich mich darüber aussprechen, und ihr sollt etwas hören, was euch nicht mißfallen wird."

„Ha willkommen Barny!" sagte Peter Kelly.

Als Barny und Peter im Kartoffelfeld waren, eröffnete Barny die Gräben, ich meine damit nicht die Kartoffelgräben, sondern militärisch gesprochen die Laufgräben, und bestürmte den guten Peter Kelly, indem er ihm den ungeheueren Gewinn vorrechnete, den seine Nachbaren durch die Ausfuhr von Kartoffeln in verschiedenen Specs gemacht hätten. „Und wahrhaftig," sagte Barny, „warum solltet ihr nicht dasselbe thun, ihr habt sie ja da zur Hand, das ist schon so viel, und warum wollt ihr nicht durch mich gewinnen, Peter Kelly? und das Boot liegt unten am Ufer, und ich will nicht zu viel sagen, aber es gibt meiner Seel kein besseres zwischen dort und uns."

„Ja wohl, das glaub ich Barny," sagte Peter, „denn wenn wir den Ort, wo wir stehen, betrachten, so ist ganz und gar kein Boot zwischen uns, ja ganz und gar" und Peter lachte dazu mit unendlichem Vergnügen über seinen eigenen Witz.

Ei wohl! ihr wißt ja doch, was ich meine, und jedenfalls, wie ich zuvor sagte, das Boot ist ein Blitzboot, und was den betrifft, der es steuert, so glaub ich nicht, daß es nöthig ist von dem zu reden" — und Barny warf sich dabei in die Schultern und rieb sich die Hände, indem er damit die beifällige Hindeutung auf seinen eignen Werth mehr als verdoppelte.

Um jedoch, wie ein irisches Sprüchwort sagt, eine lange Geschichte kurz zu machen: Barny überredete den Peter Kelly zu einer Ausfuhr. Indessen waren sie über die Waare selbst nicht einig. Barny schlug Kartoffeln vor, Peter sagte, es wären ihrer dort schon genug, wo er hin ging, und Barny entgegnete, es gäbe Artikel, die seyen so gut an sich selbst, daß man nirgends ihrer zu viel haben könne; da indessen Peter ein studirter Mann war, und alle Geheimnisse der Erde kannte, und sich auf die Theorie und die Chemisterie verstand, so siegte er über Barny's Vorschlag, und es wurde eine Ladung gesalzner Makrelen beschlossen; wobei sie jedoch gänzlich vergaßen, daß Dubliner Häringe ein viel besserer und wohlfeilerer Artikel für die Bewohner von Fingal gewesen wären. Indessen hatte der scharfsinnige Herr Kelly in manchen ähnlichen Mißgriffen an andern Speculanten seines Gleichen, und für Barny war es ganz gleich, ob sein Boot Kartoffeln oder Makrelen führte, wenn er nur die Ehre und den Ruhm gewann, ein Seefahrer wie O'Sullivan zu werden. Demzufolge wurde das Boot geladen und Alles bereit gehalten, um in See zu gehen. Es fehlte nun nichts mehr als Barny's Befehl, den Anker zu lichten und die Segel zu spannen. Barny jedoch zögerte damit und zeigte zum erstenmal in seinem Leben eine Abneigung das Ufer zu verlassen. Einer seiner Bootsleute sagte zuletzt zu ihm: „Wie? was? Barny O'Reirdon, seid ihr denn ganz und gar verhext? ja ganz und gar? was soll euer Zögern hier bedeuten? ist das Boot ja bereit und weht eine feine liebliche Luft vom Lande her."

„O, laß es gut seyn, ich meine, ich verstehe meine Sache wie Einer; und es ist hart, ja es ist's, wenn ein Mann sein eigen Boot nicht segeln lassen kann, wenn es ihm gefällt." — „O, ich dachte nur, es wäre wunderlich und schade, wie ich zuvor sagte, einen so schönen Wind zu verlieren und" —

„Gut, behalte deine Gedanken für dich selbst, wenn's

dir beliebt, und bleibe im Boot, wenn ich bitten darf, und geh' nicht heraus, in keinerlei Art und Weise, keine Minute; denn du siehst, ich weiß nicht, wann es mir gefällig seyn wird, an Bord zu gehn und die Segel zu spannen."

„Gut denn! Alles, was ich sagen kann, ist: daß ich euch niemals vorher in Furcht sah, zur See zu gehen."

„Wer sagt, ich sey furchtsam?" erwiederte O'Neirdon, „du thust wohl daran, das nicht noch einmal zu sagen oder meiner Treu! ich will dir eine Prügelsuppe geben, die deiner Gesundheit nicht sehr zuträglich seyn soll; ja wahrlich, für drei Strohhalme will ich dich den Augenblick dergestalt bedienen, daß dich deine eigne Mutter mit der Schmiere, die ich dir gebe, nicht wieder erkennen soll; doch ich verachte deinen lumpigen Vorwurf, noch kein Mensch hat je Barny O'Neirdon in Furcht gesehen, sey es, wo es will; halte dein Maul, sag ich dir, und blicke zu besseren Leuten hinan; was verstehst du von Schifffahrt? Vielleicht denkst du, es sey eben so leicht, eine Seereise zu machen, als fischen zu gehen" damit drehte sich Barny auf dem Fuße herum, und verließ das Ufer.

Der folgende Tag verfloß, ohne daß das Boot unter Segel ging, und Barny gab einen völlig hinreichenden Grund für seine Verzögerung an, indem er erklärte, es sey ihm im Traum eine Warnung zugekommen (Ehre sey Gott!) und es sey ihm (vom Himmel) zu verstehen gegeben worden, es würde an diesem Tage unglücklich seyn auszufahren.

Wohl, der folgende Tag war Freitag, und Barny war so wenig, wie irgend ein anderer Matrose geneigt, an einem so übel berüchtigten Tage fortzufahren.

Am Samstag jedoch kam er in aller Eile das Ufer herabgerannt, und gab Befehl, alle Segel aufzuziehn, nahm das Steuer des Fahrzeugs in die Hand, kehrte seine Spitze meerwärts, und alsbald durchschnitt das Boot die blauen Wasser mit einer Schnelligkeit, wie man sie wohl selten an einem so kleinen Schifflein sieht, und welche denen unglaublich scheinen wird, die nie die Leichtigkeit einer Barke von Kinsale gesehen.

„Wie kamt ihr denn nur so gewaltig schnell zu dem Entschluß, Barny?" sagte der Fischer, der dem Ansehen nach O'Neirdon zunächst stand, sobald der Lärm, das Boot in Lauf zu bringen, sich gelegt hatte.

„Nun ich hoffe, ihr werdet endlich zufrieden seyn," entgegnete Barny, „meiner Seel, man sollte denken, ihr wäret nie zur See gewesen; ihr hattet ja eine Hast fortzufahren, wie ein ungeduldiges Kind mit einem neuen Spielzeug." — „Ja wohl," sagte der andere von Barny's Kameraden, denn es waren nur zwei mit ihm im Boot, „ich dachte selbst, so gut wie der Jackele, daß wir für nichts zwei feine Tage verloren hätten, und wir wären beinah schon da, wenn wir drei Tage früher unter Segel gegangen wären."

„Glaube doch das nicht," erwiederte Barny mit zuversichtlicher Würde. „Ihr wißt ja doch selbst, daß es Tage gibt, wo die Fische nun einmal nicht an die Schnüre kommen, und wo wir unsere Netze eben so gut aufs trockne Land als ins Meer auswerfen könnten, der Fang ist derselbe, wenn wir an einem Unglückstag ausfahren; gewiß ich wartete einzig und allein auf ein sicheres Zeichen, daß es gut fahren sey, und ich will wetten, wir werden früher dort ankommen, als wenn wir vor drei Tagen abgesegelt wären; denn wenn ihr nicht zur glücklichen Stunde abfahrt: meiner Treue! so kommt ihr nie zum Ziel einer Reise."

„Gut, es ist jetzt nicht nöthig darüber noch weiter zu sprechen; aber wann glaubt ihr dort anzukommen?"

„Wie! du begreifst doch, daß wir erst warten müssen, bis ich euch sagen kann, wie der Wind anhält, ehe ich hieran denken darf."

„Aber, Barny! ihr seid doch sicher, daß ihr auf dem rechten Weg seid, wohin ihr gehen wollt?"

„Sieh da! laß mich allein und plag mich nicht mit Fragen; so schweig doch einmal! meinst du, ich wäre so ein Tollkopf, mich in eine Sache einzulassen, der ich nicht gewachsen bin?"

„Das eben nicht, ich wollte euch ja nur fragen, nach welcher Richtung hin ihr steuern wolltet?"

„Das wirst du bald genug erfahren, wenn wir hinkommen, und so bitt ich dich noch einmal, laß mich allein! halte deine Hand in deiner Tasche! ich bin ja am Steuer und habe meine Last, und für dich, Jackele! ist es besser, an deine eigene Arbeit zu denken und mich in meiner ungestört zu lassen; weg von hier! und seid mir flink! halt den Zipfel da fest, wir müssen den Wind scharf fassen, flink ihr Bursche! spannt Alles auf!"

Diesen Befehlen wurde gehorcht und das Schifflein gewann alsbald den Lauf windwärts eines Schiffes, welches vor ihm die Bay verlassen hatte, das aber nicht mit der gleichen Beharrlichkeit wie das kleine Fahrzeug mit dem Wind halten konnte, da dieses in dem besonderen Fall sich viel besser für den Zweck eignet, für den es bestimmt ist, nämlich als Pilot und Fischerboot zu dienen.

Wir haben gesagt, ein Schiff hätte den Hafen verlassen, ehe Barny unter Segel ging, und es ist nun passend, den Leser in Kenntniß zu setzen, daß es unserm Barny in dem Verlauf der letzten Zusammenkunft mit dem langen Matrosen gelungen war, heraus zu bringen, daß dieß Schiff, welches damals noch im Hafen lag, gerade an denselben Ort ging, wohin Barny wollte. Sein Operationsplan war daher sogleich entschieden: er

hatte nichts Anderes zu thun, als die Richtung dieses Schiffes zu beobachten und ihm in seinem Laufe zu folgen. Hiermit hatte er denn auf einmal eine neue Weise der Seefahrt entdeckt.

Die Sterne, die mit ihrem geheimnißvollen Glanze das schweigende Dunkel der Nacht erleuchten, waren es, die zuerst als sichtbare Führer die Schiffer des Alterthums auf ihren abenteuervollen Fahrten ermuthigten. Im Fortgang vertraute der Seemann, ermuthigt durch eine kühnere Wissenschaft, der unsichtbaren Wirksamkeit der Natur, indem er sich dabei auf die Treue eines Eisensplitters verläßt, womit dieser dem Norden huldigt. Dieß ist eine Verbesserung der Kunst aus einer andern entspringend. Doch die liebenswürdige Einfalt der Philosophie von Barny O'Reirdon kann nicht genug bewundert werden: einem Schiffe folgen, das nach demselben Ziele geht; heißt das nicht die Schifffahrt leicht wie Kinderspiel machen.

Barny jedoch, gleich manchem großen Manne vor ihm, schien nicht zu gewahren, zu welchem Vertrauen ihn seine Entdeckung berechtigte; denn er fand nicht für gut, seinen Kameraden die Eigenthümlichkeit seines Verfahrens mitzutheilen. Er wünschte nur, sie glaubten, er verfahre auf die alltägliche Weise, und hatte nicht den Ehrgeiz, als der glückliche Entdecker einer so einfachen Procedur sich ausgezeichnet zu sehen.

In dieser Absicht eilte er windwärts an dem Schiff vorüber und hielt dann wieder inne, indem er demselben den Vorrang ließ, gerade als ob er nicht wünsche, daß selbst die Leute an Bord desselben auf den Gedanken kämen, er folge ihnen nach; denn Barny fürchtete, gleich allen Leuten, die von einem einzigen Gedanken voll sind, und sich einbilden, alle Welt gebe auf sie Acht, ein Jeder möchte seine Beweggründe auskundschaften. Den ganzen Tag folgte Barny demselben Weg wie sein Führer, sich in ehrfurchtsvoller Entfernung haltend; wie er sich jedoch selbst ausdrückte, that er es aus Furcht, es möchte sonst den Anschein einer Neckerei haben. Als jedoch die Nacht gekommen war, kam auch Barny dem Schiff näher, und hatte ein scharfes Augenmerk darauf, daß es ihm in der Finsterniß nicht entschlüpfen möchte. Der Morgen dämmerte und fand das kleine Fahrzeug und das große Schiff immer in Gesellschaft; und so ging es fort vier Tage, während welcher Zeit sie trotz dem hellen Wetter kein Land mehr sahen, seit sie es zuerst aus dem Gesicht verloren.

Bei meiner Seel, dachte Barny, der Canal muß in dieser Gegend gewaltig breit seyn, denn den letzten Tag und so fort sind wir mit dem flatternden Tuch verflixt rasch voran gekommen, und ich wundere mich, daß wir zu dieser Zeit noch nicht am Land sind; doch es ist vielleicht weiter als ich dachte. Hierzu kam noch, daß seine Kameraden ihn über die Sache auszufragen anfingen, Barny setzte jedoch ihrer Neugierde eine Stirne mit unerschütterlicher Ruhe entgegen, und sagte: „Es war immer der beste Rath, guten Muths die hohe See zu halten." In zwei weiteren Tagen begann inzwischen die Luft fühlbar wärmer zu werden und Barny und seine Kameraden merkten, daß man der schönsten Witterung, Gott segne sie, die seit langen Jahren der Himmel geschenkt, entgegen gehe; es möchte wohl, so meinten sie, heuer der Waizen gut gerathen und gewaltig viel geben.

Es war am Ende einer Woche, daß das Schiff, welches Barny bis dahin im Aug' behalten hatte, ihm ein Zeichen zu geben schien, wie er dachte, als wolle es auf ihn los steuern; und dies geschah in der That.

Barny fing nun an zu überlegen, was das Schiff in aller Welt von ihm haben wolle, und damit begann er, sich auf allerlei Antworten zu besinnen für die Fragen, die das Schiff möglicher Weise an ihn richten könnte, wenn es ihn anrufen sollte. Er war in der That bald aller Zweifel überhoben, als das Schiff ihn wirklich begrüßte, und ihm befahl, an seine Seite anzulaufen, und der Kapitain von dem Verdeck herab fragte, wo er hingehe.

„Meiner Treu, ich gehe meinen Geschäften nach," sagte Barny.

„Aber wohin?" entgegnete der Kapitain.

„Wie! das wäre der Mühe werth, wo ein armer Mann hingeht wie ich," sagte Barny.

„Ich möchte blos wissen, warum ihr uns in aller Welt immer fort und fort folgt, die ganze letzte Woche hindurch."

„Euerm Schiff folgen? Alle Wetter! glaubt ihr denn, ich folgte euerm Schiff?"

„Es sieht in der That fast so aus," sagte der Kapitain.

„Wie? gingen denn vorher nie zwei Menschen dieselbe Straße?"

„Ich will dem nicht widersprechen, doch es ist ein großer Unterschied zwischen einem Schiff von sieben hundert Tonnen und eurem Fahrzeug."

„O, was das betrifft," entgegnete Barny, „die große Landstraße dient eben so wohl einer Karosse mit Vieren und einem Schiebkarren, einem reisenden Handwerksburschen und einem Grafen zu Roß."

„Das ist allerdings wahr," sagte der Kapitain, „aber der Fall ist nicht derselbe, mein Freund! und ich kann nicht begreifen, was der Guckguck euch hierher führt."

„Und wer gab euch denn auch den Auftrag etwas davon zu begreifen?" fragte Barny ziemlich unverschämt.

„Alle Wetter! wenn ich mir nur denken könnte, was ihr da zu suchen habt, mein feiner Bursche," sagte der Ka-

pitain, „ja ich glaube faſt ihr wißt beim Guckguck ſelber nicht, wohin ihr geht.“

„O, das mag ſeyn,“ ſagte Barny mit einem ſpöttiſchen Gelächter.

„Warum wollt ihr es denn nicht ſagen?“ fuhr der Kapitain fort.

„Oho, Kapitain! wißt ihr denn nicht, daß manchmal ein Schiff gehalten iſt nach geheimer Ordre zu fahren?“ ſagte Barny, indem er dabei beharrte, den Fragen durch Geſchwätz auszuweichen.

Es erfolgte ein allgemeines Gelächter von dem Verdeck des Schiffes bei dem Gedanken, daß ein Schifferboot unter geheimer Ordre ſegle; denn die ganze breite Seite des Schiffes hatte ſich mittlerweile mit Mäulern angefüllt, die gafften, und Augen, die verwundert nach Barny und ſeinem Boote hinabſahen. „O jede Kleinigkeit bringt Narren zum Lachen,“ ſagte Barny.

„Nimm dich in Acht, braver Burſche! daß du nicht über kurz mit der böſen Seite deines Mundes lachſt; denn ich bilde mir ein, daß ihr verdammt auf dem Holzweg ſeid, ſo ſchlau als ihr euch auch ſelber haltet. Wer hat ſo was erlebt, der Dummkopf kann nicht einmal ſagen, was ihn hierher führt!“

„Potz tauſend! man ſollte glauben, das Reden ſtünde euch allein zu, ſo vorlaut ſeid ihr mit euren Fragen. So ſchweigt denn endlich einmal, wahrhaftig! ich hab ſo gut ein Recht, hier zu ſeyn als ihr; obſchon ich kein ſo großes Schiff habe, noch ſo fein ein Kleid; und doch kann ich vielleicht mit dem einen eben ſo gut ſegeln und habe unter dem andern ein eben ſo kühnes Herz.“

„Sehr wohl,“ ſagte der Kapitain, „ich ſehe, daß es unnütz iſt, mit euch weiter zu ſprechen, ſo fahrt denn meinetwegen wohin ihr wollt,“ — und fort fuhr das Schiff und ließ den Barny voll Zorn und ſeine Kameraden voll Erſtaunen zurück.

„Warum wolltet ihr es ihm aber auch nicht ſagen?“ fragten ſie nun Barny.

„Ei, merkt ihr denn nicht,“ entgegnete Barny, deſſen Abſicht es war, ſie zu täuſchen, „merkt ihr es nicht? Wie mir ſcheint, möchte er wohl ſelbſt an den nämlichen Ort gehen, und vielleicht hat er eben ſo gut wie wir eine Ladung von Makrelen, und da möchte er gern vor uns dort ſeyn.“

„Wahrhaftig, darin habt ihr wieder Recht, Barny,“ ſagten ſie, und da nun ihren Fragen Genüge geſchehen, ſo verſtrich der Tag, indem ſie dem Schiffe wieder folgten.

In vier weiteren Tagen begannen indeſſen die Lebensmittel dem Boot auszugehn und ſie waren genöthigt, ihre Zuflucht zu ihren Makrelen zu nehmen. Barny ſelbſt wurde ernſtlich beſorgt über die Länge der Reiſe und die Wahrſcheinlichkeit ihrer noch längeren Dauer, da ſich noch immer nichts von dem Gegentheil ſehen ließ. Gedrängt von ſeinen eigenen Beſorgniſſen und denen ſeiner Kameraden fühlte er ſich endlich bewogen, da gerade ein leichter Wind blies, dem Schiff den Vorſprung abzugewinnen, und als er ſich ihm zur Seite fand, begehrte er eine Unterredung mit dem Kapitain.

Sobald der Kapitain hörte, das kühne Boot, wie die Schiffsmannſchaft es getauft hatte, ſey in ſeinem Bereich, kam er auf das Verdeck und ſo bald er dort erſchien, ſchrie Barny: „Hagel und Wetter! lieber Kapitain, wann denkt ihr denn dort zu ſeyn?“

„Wo?“ ſagte der Kapitain.

„Ei, das wißt ihr ja ſelbſt,“ entgegnete Barny.

„Das iſt gut für mich,“ erwiederte der Kapitain.

„Wahrhaftig für euch, in der That, euer Gnaden,“ ſagte Barny in ſeinem ſanfteſten Ton, „aber wann wollt ihr am Ende eurer Reiſe ſeyn, beſter Kapitain?“

„Ich kann ſagen in ungefähr drei Monaten,“ ſagte der Kapitain.

„O, heilige Mutter!“ rief Barny, „drei Monat! Geht mir, ihr ſcherzt wohl, lieber Kapitain, und wollt mich nur erſchrecken.“

„Wie ſollte ich euch erſchrecken wollen?“ fragte der Kapitain.

„Wie denn! euer Gnaden, um die heilige Wahrheit zu ſagen, ich hörte doch, ihr wolltet auch dort hin gehen, und da ich auch dort hin gehen wollte, ſo dachte ich, ich könnte nicht geſcheidter thun, als einem ſo kundigen Edelmann, wie ihr, zu folgen, und mir ſelbſt die Mühe ſparen, den Ort ausfindig zu machen.“

„Und wohin denkt ihr denn eigentlich, daß ich gehe?“ ſagte der Kapitain.

„Wie denn?“ ſagte Barny, „nicht nach Fingal?“

„O nein,“ erwiederte der Kapitain, „nach Bengal“ (in Oſtindien.)

„O Gott! o Gott! rief Barny, was ſoll ich jetzt thun! Was ſoll ich jetzt thun?“

Zweiter Theil.

Barny's Heimfahrt.

Es bläst ein böser Wind, der keinem wohl thut.
Alter Spruch.

Der Kapitain hieß nun Barny auf das Verdeck kommen, da er eine Unterredung mit ihm zu haben wünschte über etwas, was er natürlicher Weise als ein ganz außerordentliches Ereigniß ansah. Hilf Himmel! der gute Kapitain kannte nur wenig die Irländer, sonst wäre er gewiß nicht so erstaunt gewesen. Barny erschien. Verwunderte Fragen und noch mehr verwunderte Antworten folgten in raschem Fluß zwischen dem Befehlshaber und Barny, der in seiner unglücklichen Lage herumtrippelte, sich an den Kopf schlug, seinen Hut auf alle Art zerknitterte, und seiner Verzweiflung in Flüchen Luft machte.

„O du Gaudieb von einem langen Matrosen! all meines Herzens Zorn über dich, daß du mich in eine so verdammte Klemme hineingeführt hast; tausend! ich dachte, er spräche von Fingal und nun hör ich, ist es Bingal; der Guckguck hole die Schifffahrt, daß ich mich auch jemals mit dir einließ und mit dir anband. O könnt' ich es dich nur entgelten lassen, verwünschter O'Sullivan! Wenn ich dir nur jemals begegnete, unglückseliger Landstreicher, der du mir solche Gedanken in den Kopf gesetzt hast. So ist es denn wahr und ihr geht nach Bingal und nicht Fingal?"

„Ja, du Kind Irlands."

„Und darf ich mich unterstehen zu fragen, Kapitain: ist Bingal viel weiter als Fingal?"

„Allerdings ein bischen, lieber Paddy."

„Feuer und Mord! Hilf Himmel! wie will ich denn jemal dahin kommen, jemal, jemal!" schrie Barny.

„Nun indem ihr umkehrt und den Weg, den ihr gemacht habt, so schnell ihr könnt', zurück macht."

„Zurück! o Königin des Himmels! wie will ich jemals zurückkommen?" sagte der entsetzte Barny.

„Demnach kennt ihr selbst euern Weg nicht, wie es scheint."

„Freilich kenne ich ihn, recht gut, so lang euer Gnaden vor mir waren."

„Aber ihr kennt euern Rückweg nicht."

„Nicht so ganz, die Wahrheit zu sagen, euer Gnaden."

„Könnt ihr steuern?" fuhr der Kapitain fort.

„Sapperdibix! wenn eine Hand in ganz Kinsale besser das Ruder zu führen versteht!" sagte Barny mit seiner gewohnten Großthuerei.

„Gut, so weit wäre es schon recht," entgegnete der Kapitain, „und ihr versteht euch auf die Striche des Compasses, ihr habt doch einen Compaß, denk' ich."

„Einen Compaß? bei meiner Seel es ist nicht allein ein Compaß, sondern ein Paar von Compassen, die mir mein Bruder, der Zimmermann, zum Neujahrgeschenk zurückließ, als er auf Reisen ging; aber was die Striche angeht, da kann ich euch nicht viel davon sagen, denn die Kinder richteten ihn ganz zu Grund, indem sie Löcher in den Boden bohrten."

„Ei, potz tausend! was sagt ihr da?" fragte der Kapitain.

„Sprachen euer Gnaden mir nicht von den Strichen des Compasses?"

„Schäm dich, du Dummkopf! was für ein unwissender Mensch müßt ihr seyn, der ihr noch nicht einmal wißt, was ein Compaß ist, und all euer Leben auf der See zubringt. Ihr kennt denn doch die Cardinalpunkte?"

„Die Cardinäle? ja wohl, und ich habe einen großen Respekt vor ihnen, euer Gnaden, nicht wahr, sie gehören ja zum Papst?"

„Ei so schäm dich, du Dummrian!" schrie der Kapitain in Wuth, „man müßte ja die Geduld des Papstes und der Cardinäle und die Cardinaltugenden obendrein haben, um es mit euch ruhig auszuhalten. Kennt ihr die vier Gegenden des Windes?"

„Ja wohl, bei meiner Seel, und noch mehrere."

„Gut, bekümmert euch nicht um mehrere, bleiben wir einstweilen bei den vieren. Ihr seid also gewiß, daß ihr die vier Windgegenden kennt?"

„Ei das wär ein schlimmes Ding, wenn ein seefahrender Mensch gar nichts vom Winde verstehen sollte; wie, mein lieber Kapitain, ihr müßt mich für einen rechten Simpel halten, daß ihr meint, ich verstünde gar nichts vom Winde. Alle tausend! ich verstehe mich eben so gut auf den Wind als ein Schwein."

„Ja wohl, das glaub ich," lachte der Kapitain.

„O, ihr mögt lachen, wie ihr wollt, und ich sehe nur daraus, daß ihr euch mit all eurer Gelehrsamkeit nicht auf die Schweine versteht, Kapitain."

„Nun, was soll denn das Schwein?"

„Wie, Herr! ihr habt niemals gehört, daß ein Schwein den Wind sehen kann?"

„Ich könnte das eben nicht sagen."

„Ja freilich thut es das, und was das angeht, wer hätte wohl ein Recht, sich besser darauf zu verstehen?"

„Ich einmal nicht, das kann ich wohl sagen, Paddy; vielleicht habt ihr auch ein Schwein mit auf die Reise genommen, um euch zu unterrichten."

„Leider, euer Gnaden, nicht einmal so viel davon als ein Stück Schinken; aber vielleicht haben euer Gnaden niemals ein Schwein seinen Rüssel aufwerfen gese-

hen und ſo ganz ſeltſamlich und wie betrunken vor einem Sturm laufen."

„Nun, und was denn weiter?"

„Ei, das geſchieht, wenn ſie den Wind kommen ſehen."

„Mag ſeyn, Paddy, aber mit all dieſer Schweinswiſſenſchaft werdet ihr den Weg nicht nach Hauſe finden, und wenn ihr meinem Rath folgt, ſo werdet ihr jeden Gedanken an eure Rückkehr aufgeben und zu mir an Bord kommen. Ihr und eure Kameraden, ihr werdet mir, das darf ich wohl ſagen, nach ein wenig Unterricht recht nützlich zur Hand gehn; jedenfalls aber kann ich euch nicht hier auf der offnen See laſſen, wo es ſo gut wie gewiß iſt, daß ihr zu Grunde geht."

„Wie aber! ja wirklich ich bin euer Gnaden Dank ſchuldig; es iſt eine außerordentliche Gefälligkeit, die ihr mir da anbietet; ja wohl, und jeder Zoll an euch iſt ein Ehrenmann; doch ich hoffe, es ſteht nicht ſo ſchlimm mit uns, um etwas der Art zu thun."

„Ich denke indeſſen, es ſteht ſchlimm genug," ſagte der Kapitain, „wenn ihr ohne Compaß ſeid und euern Weg nicht kennt und noch an hundert achtzig Stunden vom Land ſeid."

„Und wie viele Meilen macht das, Kapitain?"

„Dreimal ſo viel."

„Ich hab niemals die Rechnung von den dreien gelernt, Kapitain, und vielleicht werdet ihr es mir ſelbſt ſagen."

„Das macht etwas mehr als fünfhundert Meilen."

„Fünf hundert Meilen!" ſchrie Barny, „o Herr erbarme dich unſer, wie ſollen wir jemals heimkommen?"

„Das iſts eben, was ich ſage," entgegnete der Kapitain, „und deswegen empfehl ich euch, zu mir an Bord zu kommen."

„Und wo ſollte denn unſer Boot bleiben all die Zeit?" ſagte Barny.

„Laßt es treiben!" war die Antwort.

„Es iſt aber ein Blitzboot, o mein Gott, davon mag ich nichts wiſſen."

„Nun denn, ſo geht hinein und zu Grund; entweder kommt an Bord oder zieht ab," und der Kapitain wandte ſich hiermit weg, während Barny ihm nachrief.

„Ach! ach! euer Gnaden, geht nicht gleich fort, noch einen Augenblick, bis ich euch noch ein Wort geſagt; wenn ich nun mit euch gehe, wann werde ich wieder daheim ſeyn?"

„In ungefähr ſieben Monaten."

„O das ſetzt die Perrücke auf einmal zurecht, da darf ich ganz und gar nicht gehen."

„Wie? ſieben Monate ſind ja doch keine lange Zeit!"

„Für euch gewiß nicht, meiner Seel," ſagte Barny indem er mit den Schultern zuckte, „gewiß ich weiß es nur zu gut zu meinem Kummer; das halbe Jahr geht gewaltig geſchwind herum und dann kömmt der Rentmeiſter, um den lumpigen Pacht einzutreiben; ja wohl, ich weiß es von Molly, neun Monate gehen ſchnell vorüber," fügte er ſchalkhaft hinzu.

„Was habt ihr denn gegen die Zeit einzuwenden?" fragte der Kapitain. „Potz tauſend, Herr! was ſollte denn meine Frau anfangen während ich fort bin? Und vielleicht bricht der armen Creatur das Herz, wenn ſie denkt, ich ſey ganz verloren, und wer wäre dann zu Haus, um für die Kinder zu ſorgen? Wer wollte ihnen Brod und Suppe ſchaffen, wenn ich fort bin? Und wer weiß, ob ſie nicht alle todt ſind, wenn ich zurück komme? O je! mein Herz würde mir gewiß im Leib zerbrechen, wenn ihnen durch mich ein Leids oder Weh geſchähe. Sprecht mir nicht mehr davon, lieber Kapitain; gebt mir nur ein bischen Anweiſung, wie ich es anzufangen habe, um heim zu kommen, und ich will für euch beten Morgens und Abends und in der Nacht."

„Gut, Paddy," ſagte der Kapitain, „da ihr, trotz allem, was ich ſagen kann, entſchloſſen ſeid, zurückzukehren, ſo müßt ihr wohl aufmerken, während ich euch meine Anweiſungen ſo einfach als möglich gebe. Ihr ſagt, ihr kennt die vier Windgegenden: Norden, Süden, Oſten und Weſten?"

„Ja Herr!"

„Wie kennt ihr ſie? denn ich muß ſehen, daß ihr euch nicht allenfalls dabei irrt, wie kennt ihr ſie?"

„Wie ihr ſeht, Herr, die Sonne, Gott ſegne ſie! geht im Oſten auf, und unter geht ſie im Weſten, wie's natürlich iſt, und wenn ihr zwiſchen Oſt und Weſt ſteht, ſo habt ihr den Norden vor euch."

„Und wenn ihr den Norden vor euch habt, wie ihr ſagt, iſt dann Oſten zu eurer rechten oder linken Hand?"

„Zur rechten Hand, euer Gnaden."

„Ich ſehe, daß ihr das ſo ziemlich verſteht. Nun," fuhr der Kapitain fort, „in dem Augenblick, wo ihr das Schiff verlaßt, müßt ihr in nordöſtlicher Richtung ſteuern, und ihr werdet ungefähr in einer Woche in der Nähe eurer Heimath ans Land kommen; wenn nämlich der Wind, wie es wahrſcheinlich iſt, ſo anhält, wie er gegenwärtig iſt; aber merkt euch das, wenn ihr dieſe Richtung nur im allergeringſten verlaßt, ſo ſeid ihr ein verlorner Mann."

„Tauſend Dank, euer Gnaden."

„Und wie ſtehts mit euern Lebensmitteln?"

„Ach wohl, in Betreff dieſer ſind wir in der allerhöchſten Bedrängniß, denn mit Ausnahme der Makrelen iſt leider nichts über unſere Lippen gekommen die vier Tage."

„O ihr armen Narren!" ſagte der Befehlshaber in

dem Tone aufrichtigen Mitleidens. „Ich will euch einige Lebensmittel an Bord bringen lassen, bevor ihr scheidet.“

„Lange mögen euer Gnaden leben! Ach könnt ich nur die Gesundheit von einem so braven Ehrenmann trinken.“

„Ich versteh euch, Paddy, ihr sollt auch einen Schluck dazu haben.“

„Juchhe! möge der Himmel euch mit seinem Segen überströmen! Ich rufe die Mutter Gottes und die zwölf Apostel, Matthäus, Lukas und Johannes für euch an, St. Patrik nicht zu vergessen.“

„Habt Dank, Paddy, aber behaltet eure Gebete für euch selbst, denn ihr bedürft ihrer Hilfe, um heim zu kommen.“

„O, seid darum nicht besorgt, wenn das Ding irgend zu thun ist, so will ich's, meiner Treu, schon fertig bringen mit einem ganzen und einem halben Herz obendrein; und gewiß, euer Gnaden, Gott ist gut, und er wird sich so armer Geschöpfe, wie wir sind, so gut auf dem wilden Meer, wie auf dem Lande annehmen.“

Während einige von der Schiffsmannschaft die wohlwollenden Gesinnungen des Kapitains ausführten und einige Lebensmittel für Barny und seine Kameraden aufs Boot brachten, ließ sich der Kapitain in ein weiteres Gespräch mit Barny ein, der das größte Original war, welches ihm je vorgekommen. Im Laufe der Unterredung richtete Barny manche scharfe Frage in Betreff der Wunder der seemännischen Kunst an den Kapitain, und zuletzt ging er ihm mit der Frage zu Leib: „O lieber Kapitain, wie geschiehts nur, daß ihr euern Weg so findet über die weiten, weiten Meere zu so fernen Landen?“

„Ihr würdet es doch nicht verstehen, Paddy, wollt' ich es euch auch auseinander setzen.“

„Freilich, freilich, euer Gnaden, und ich bitte um Verzeihung; ich war nur begierig, es zu wissen, und das ist doch kein Wunder.“

„Man muß verschiedene Zweige der Wissenschaft inne haben, will man ein Seefahrer werden.“

„Zweige?“ sagte Barny, meiner Treu, ich glaube man braucht den ganzen Baum der Wissenschaft, um damit fertig zu werden; und der Ort, wo ihr hin geht, Herr, das Bingal, (wäre es nur, wo der Pfeffer wüchse, es ist ein saueres Bingal für mich) ist es wirklich so weit, wie ihr sagt?“

„Ja, Paddy, man muß halb um die Welt herum.“

„Ist sie im Ernst rund, lieber Kapitain? geht's rund herum?“

„Ja wohl, ja wohl.“

„Ei, fürchtet ihr denn nicht, daß ihr auf die Spitze kömmt, und daß ihr dann herunter müßt, und daß ihr dann herabgleitet und nicht mehr herauf kommen könnt? Es ist schon schlimm genug, ja wohl, wenn man zu Land einen Berg herab muß, wie wird's erst gehen zu Wasser?“

„Es ist aber kein Berg da, Paddy; wißt ihr denn nicht, daß das Wasser überall eben ist?“

„Ja wohl ist das Wasser flach und matt und darum thue ich es selten trüben; aber wenn das Wasser eben ist, wie kömmt es, euer Gnaden, daß ihr in die Runde geht?“

„Das ist eben ein Theil der Wissenschaft, von der ich euch sprach,“ sagte der Kapitain.

„Hol der Guckguck die Wissenschaft! sie ist ein verdrehtes Ding; und wo auch das Bingal liegen mag, ich wünsche ihm nichts Gutes und möchte nicht da begraben seyn.“

„Es ist in Ostindien.“

„O das ist dort, wo sie den Thee machen, nicht wahr, Herr?“

„Nein, wo der Thee wächst, das ist noch weiter.“

„Noch weiter? das muß ja ganz und gar das End' der Welt seyn; und sie machen ihn also nicht, sondern er wächst, wie ihr mir erzählt?“

„Ja, Paddy.“

„Wächst das etwa wie Heu, euer Gnaden?“

„Was bringt euch auf Heu?“

„O darum allein, weil sie immer von Bohai (Bombai) reden.“

„Ein sehr logischer Schluß, Paddy.“

„Und ist es noch viel weiter, wo das Theeland liegt?“

„Ja, Paddy, man nennt es China.“

„Das ist, ich denke, was wir schinesisch nennen.“

„Richtig, Paddy.“

„Wahrhaftig, ich konnte niemals darüber ins Reine kommen, wie es käme, daß man Thee aus schinesischen Töpfen trinkt. Ich bitte euer Gnaden um Verzeihung, daß ich so zudringlich bin; allein ich hörte von dem langen Matrosen, es gäbe da in dem fernen Land einen Ort, den sie Japan nennen, ist es dort, euer Gnaden?“

„Wohl getroffen, Paddy.“

„Und ich denke, von daher muß die Schuhschwärze kommen.“

„Nein, Paddy, da bist du irr.“

„Auch recht, ich dachte, es wäre natürlich, da ich von japanischer Schwärze hörte, Herr, daß sie von dort her käme; ausserdem, weil die Schwarzen selber, die Neger mein ich, dort in den Ländern wohnen.“

„Die Neger, Paddy, sind in Afrika, das ist uns viel näher.“

„Gott beschütze uns vor Unglück, ich hoffe sie sind uns nicht zu nah,“ sagte Paddy.

„Warum macht ihr diese Einwendung?“

„Alle Wetter, Herr, sie sind ja kaum Menschen, und tragen das Zeichen des Thiers an sich.“

„Woraus wollt ihr das abnehmen, Paddy?“

„Ei wie, Herr, besetzte die Natur nicht ihren Kopf mit Wolle, indem sie offenbar damit den Christenmenschen zu verstehen geben wollte, sie seyen wenig besser als Schaafe.“

„Ich dächte, Paddy, dein Kopf hätte in diesem Augenblick auch etwas Schaafkopfartiges,“ sagte der Kapitain lachend.

„Hm, das mag seyn,“ antwortete Barny gut gelaunt, „doch es ist selten, daß ich nach Wolle ausgehe und geschoren heimkomme, sey es nun wie es will,“ fügte er mit einem triumphirenden Blick hinzu.

„Wohl, aber in Zukunft werdet ihr euch dessen nicht mehr rühmen können,“ erwiederte der Kapitain, indem er aufs Neue lachte.

„Mein Name ist nicht Paddy,“ sagte Barny, indem er das Lachen erwiederte, aber die Gelegenheit benutzte, um den Scherz, der gegen ihn ging, abzuwenden, „mein Name ist nicht Paddy, Herr, sondern Barny.“

„O und wäret ihr Salomon, ihr wäret diesmal nackt genug heimgekommen; gewiß auf dieser Reise habt ihr doch keinen sonderlichen Gewinn gemacht, Barny.“

„Nun, ich habe doch jedenfalls an Wissenschaft gewonnen, euer Gnaden,“ sagte Barny mit einem bedeutsamen Blick nach dem Kapitain und einer höflichen Bewegung seiner Hand nach seinem alten Hut, „und Gott segne euch, daß ihr so gütig waret gegen mich.“

„Und wie heißet ihr noch, Barny?“

„O'Reirdon, euer Gnaden, Barny O'Reirdon ist mein Name.“

„Gut, Barny O'Reirdon, ich werde eueren Namen und euch selbst nicht sobald vergessen, denn ihr seid der seltsamste Seemann, mit dem ich jemals die Ehre hatte bekannt zu werden.“

„Recht,“ sagte Barny mit einer triumphirenden Haltung des Kopfes, „ich habe es dem O'Sullivan gewiß zuvor gethan. Wetter! wenn er halb so weit war; und das ist ein Vergnügen, ich habe ihm den Mund für seine übrige Lebenszeit gestopft. Er wird nun nicht mehr kommen und sich mit seinem Fingal groß thun, weil ich ihm zuvorkam mit Bingal.“

„Sagt mir doch, wer ist der O'Sullivan,“ sprach der Kapitain?

„O, das ist ein einfältiger Tropf, der nicht werth ist, daß euer Gnaden darnach fragt. Er ist nicht werth, daß ihr darauf achtet, ein armseliger Prahlhans. Aber wartet nur, wenn ich nach Haus komme, alle Welt! dann soll keine Großthuerei mehr aus seinem Mund kommen.“

„In der That, Barny, dann gilt's, wenn ihr, je eher je besser euer Gesicht heimwärts kehrt. Da ihr doch zurückkehren wollt, so dürft ihr keine Zeit mehr verlieren.“

„Ihr habt Recht, euer Gnaden, und es ist ein Glück für mich, daß ich eures Gleichen traf, euer Gnaden, der ihr mir Alles innen und außen erklärt habt, und es mir so klar gemacht, als sähe ich es gedruckt vor mir.“

„Seid ihr auch sicher, daß ihr meine Weisungen behalten werdet?“ sagte der Kapitain.

„Gewiß werde ich sie bis an meinen Tod nicht vergessen, und ich verspreche und gelobe euch, für euch und die Euern zu beten.“

„Sorgt euch nicht darum, für mich zu beten, bis ihr heimkommt, Barny; antwortet mir lieber, wie werdet ihr steuern, wenn ihr mich verlaßt?“

„In der nordöstlichen Richtung, euer Gnaden, das ist die Richtung gegen die Welt.“

„Denkt daran und verlaßt diese Richtung nicht, bis ihr Land seht; laßt euch durch nichts von dieser Richtung abbringen.“

„Wahrhaftig, das wäre ein schöner Streich, da ich sehe, daß ihr selbst es mir befehlt. O nein, ich will mein Leben an die nordöstliche Richtung hangen, und Gott stehe dem bei, der gegen uns beide käme; ich wollte ihn niederrennen und wäre es mein Vater.“

„Wohlan! Glück auf! Barny.“

„Glück auf! und Gott segne euch, euer Gnaden, und gebe euch glückliche Fahrt!“

„Das ist ein Wunsch, dessen ihr mehr bedürft für euch selbst, Barny; seid um mich unbesorgt, denkt vor Allem an euch.“

„O gewiß, ich bin so gut wie zu Haus, da ich den Weg kenne; wenn nur der Wind nicht entgegen ist. Gewiß, die nordöstliche Richtung wird die Sache in's Reine bringen. Gott segne euch, euer Gnaden, und gebe euch langes Leben und einen starken Arm, und ein leichtes Herz und einen schweren Beutel immerdar, das bitte ich die seligste Jungfrau und alle Heiligen Amen!“ und so sprechend stieg Barny die Schiffsseite hinab, und faßte wieder das Ruder des kühnen Bootes.

Die beiden Fahrzeuge trennten sich nun in entgegengesetzter Richtung. Wie verschieden war ihre beiderseitige Lage! Stolz schritt der Ostindienfahrer unter seinen luftigen fliegenden Segeln dahin, die Wellen vor sich her durchschneidend, mit tüchtiger Mannschaft versehen, von erfahrenen Offizieren geleitet. Der Fingerzeig der Wissenschaft zeichnete ihm den Weg vor; die genaue Karte warnte ihn vor verborgenen Felsen und Sandbänken; das Senkblei und der Zirkel berechneten seinen Marsch und seine Stellung. — Das arme, kleine Boot dagegen spaltete nicht die Wogen, jede Welle hob es auf ihrem Kopfe wie einen Seevogel; drei unerfahrene Fischer soll-

ten es führen; die Beständigkeit des veränderlichen Windes war die einzige Hoffnung ihrer Rettung vor dem Untergang in der Wildniß der Wasser. War das Gefühl, welches das mächtige Schiff erweckte, ein Gefühl von des Menschen Kraft, so erinnerte dieses nur zu sehr an seine gänzliche Hilfslosigkeit; konnte jenem der unermeßliche Ocean kaum als pfadlos erscheinen, so war er für dieses in der That eine Wüstenei. —

Indessen wurde der Freudenruf, der von dem Schiffe bei dem Scheiden erscholl, eben so fröhlich von dem Boot erwiedert, als ob das Loos nicht so furchtbar zu seinem Nachtheile gewesen wäre. Ja auf dem ganzen Schiff schlug kein fröhlicheres Herz, als das von Barny O'Reirdon. O glücklicher Leichtsinn meiner armen Landsleute! Wie oft bedürfen sie nicht all ihres aufgeräumten Geistes! wie gütig wurden sie von der Natur wider die Stürme des Unglücks gestärkt! und wenn sie blind in die Gefahren rennen, so kann man ihnen das Zeugniß nicht versagen, daß ihnen tapfere Herzen in der Brust schlagen, um sich ihren Weg mit dem Schwert heraus zu bahnen.

Indessen wurde jedes Hurrah bald minder hörbar, und nach und nach verklangen die Rufe, und endlich verloren sie sich im Wehen des Windes.

Das erste Gefühl der Verlassenheit befiel den armen Barny, als er den ermunternden Ton nicht mehr hörte. Das Rauschen der Woge, wenn sie sich an dem Kiel seines leichten Bootes brach, ward nicht ferner mehr durch den freundlichen Laut der menschlichen Stimme unterbrochen, und wie ihr Brausen sein Ohr traf, so verwundete es sein Herz: doch er faßte sich, schwenkte seinen Hut, und dies stumme Zeichen wurde von dem Schiffe beantwortet.

„Nun, Barny," sagte Jackele, „was sprach der Kapitain all die Zeit, wo ihr bei ihm war't?"

„Laßt mich allein!" sagte Barny, „ich will's euch erzählen, wenn sie uns aus dem Gesicht entschwunden sind; aber bis dahin kein Wort! Ich will ihm nachblicken, solch einem Ehrenmanne, wie er ist, und das so lange ich noch einen Zipfel von einem Segel seines Schiffes sehen kann, und dann will ich ihm meinen Segen nachsenden und für sein Glück beten, wo er immer hingeht; denn er ist von der rechten Art und nichts Anderes." —

Und Barny hielt Wort, und als sein angestrengtes Auge keine Linie des Schiffes mehr erblicken konnte, hatte der Kapitain sicherlich den Gewinn von eines armen Mannes Segen.

Das Gefühl gänzlicher Verlassenheit und Trostlosigkeit kam nun vollends über Barny; doch er setzte seinen Trost auf die Güte der Vorsehung, und in einem brünstigen, inneren Erguß des Gebetes übergab er sich der Barmherzigkeit seines Schöpfers. Mit bewunderungswürdiger Tapferkeit zeigte er dabei eine Ruhe der Haltung gegen seine Gefährten, die seinem Herzen fremd war. Wir alle aber wissen, wie das Drückende unserer Sorgen dadurch verdoppelt wird, wenn wir Niemand haben, mit dem wir sie theilen können; und dies war noch nicht Alles: er mußte sich heiter und vertrauensvoll stellen! Denn der arme Barny hatte nicht allein kein Zutrauen zu der Standhaftigkeit seiner Kameraden, die gefahrvolle Rückkehr zu bestehen, er fürchtete sich vielmehr, ihnen zu verrathen, wie er sie in dieser Sache hinter das Licht geführt hatte. Diesem Allen war er indessen gewachsen. Er hatte einen kecken Muth und war bewunderungswürdig in seinen Thaten; und dennoch konnte er in der ersten Stunde, wo das Schiff seinen Blicken entschwunden war, nicht gänzlich seiner selbst Meister werden. Dann und wann, ohne daß er es wollte, blickte er mit besorglichem Auge rückwärts, nach dem Punkte hin, wo er es zuletzt gesehen; der arme Barny hatte seinen Führer verloren!

Die Nacht brach herein und Barny blieb so lange beim Ruder, als die Natur der Ruhe entbehren kann. Er überließ es dann einem seiner Kameraden, mit besonderen Anweisungen, wie er zu steuern habe, und mit dem Befehl, daß wenn der Wind irgend wie sich ändere, er ihn sogleich aufwecke. Er konnte indessen nicht lange schlafen, das Fieber der Furcht lag auf ihm, und der Morgen hatte kaum gedämmert, als er aufwachte. Er hatte sich die Augen noch nicht recht gerieben, und blickte noch halb verschlafen um sich, als es ihm schien, er sähe ein Schiff aus der Ferne herannahen. Als der Nebel sich aufhellte, konnte er ganz deutlich wahrnehmen, wie dasselbe auf sein Boot lossteuerte. An Bord des Schiffes hatte der kleine Hooker (Fischerboot) auf dem weiten Meere Erstaunen erregt, und in ungefähr einer Stunde war dasselbe nah genug, ihn anzurufen, und ihm zu befehlen, in sein Bereich zu kommen. „Der Guckguck auch!" sagte Barny, „ich will meine nordöstliche Richtung nicht für den König von England aufgeben, und bekäme ich den Bonapart in den Kauf. Geht wohin ihr wollt! Meint ihr, ich habe nichts zu thun, als euch gefällig zu seyn?"

Er wurde wieder angerufen.

„O möchten meine Zehen an meinen Füßen verdorren, wenn ich zu euch gehe."

Ein neuer Ruf.

„Ihr würdet besser thun, lauter zu sprechen," sagte Barny scherzend, indem er immer seine Richtung einhielt.

Ein Kanonenschuß wurde über seinen Kopf gefeuert.

„Bei meiner Seele, ihr sprecht diesmal lauter, ja wahrhaftig!" sagte Barny.

„Habt Acht, Barny!“ schrieen Jackele und Peter. „Alle Wetter! sie schießen uns zusammen, wenn ihr nicht zu ihnen geht.“

„Gut! und wir sind verloren, wenn wir von unserer nordöstlichen Richtung abgehen; und das ist breit wie lang. Laßt sie uns treffen, wenn's ihnen gefällt; gewiß es ist ein lustigerer Tod als in dem Meer zu sterben. Ich sage euch noch einmal: kein Mensch bringt mich von meiner nordöstlichen Richtung ab.“

Jetzt geschah ein Schuß mit einer Kugel; die Kugel hüpfte auf dem Wasser; als sie an dem Boot vorüberfuhr, sagte Barny: „Bah das fehlte euch, wie eurer Mutter Segen.“

„Mordio!“ sagte Jackele, „seht ihr denn nicht die Kugel vor uns auf dem Wasser hüpfen? o Mordio! was hätten wir gethan, wenn wir da gewesen wären? ja da, ja da.“

„O wir hätten die Kugel beim Kopf genommen, nach dem alten Sprüchwort,“ sagte Barny lachend.

Ein anderer Schuß wurde wirkungslos gefeuert.

„Ich denke, das ist ein schlechter Jäger aus der Grafschaft Connaught,“ bemerkte Barny spöttisch, und diese Anspielung war so sehr nach seiner Kameraden Geschmack, daß sie mitten in ihrer Furcht vor der Kanonade lachten.

Wieder folgte einem neuen Schuß kein Schaden.

„O, achtet auf die nicht!“ sagte Barny verächtlich, „das ist, wie das alte Sprüchwort sagt: ein bellender Hund, der nicht beißt,“ und damit war bald das Schifflein aus dem Bereich fernerer Gefahr.

„Nun wahrhaftig! war es schade, daß ich ihnen nicht zu Gefallen an Bord ging? Wer hat nun Recht? Laß mich nur immer allein machen, Jackele! oder habt ihr jemals gesehen, daß ich Unrecht hatte?“

„Ihr habt jetzt gut aufbegehren, da ihr aus dem Wald seid,“ erwiederte Jackele, „meinen Gedanken nach aber war es eine große Gefahr ihnen entgegen zu seyn, und sie so ihre Kugeln auf uns schießen zu lassen.“

„Nun, was liegt denn dran?“ sagte Barny, „da sie ja blos blinde Kanoniere sind, was ich wohl wußte; und überdies möchte ich mich, wie ich zuvor sagte, durch Niemand von meiner nordöstlichen Richtung abbringen lassen.“ — „Das ist eine ganz neue Wendung, die ihr erst spät eingeschlagen,“ entgegnete Peter, „was ist doch nur der Grund, daß ihr nun immer nordöstlich fahrt, da wir vorher kein Wort davon gehört haben, bis wo ihr von dem großen Schiff zurückkamt?“

„Wie? seid ihr denn ganz und gar ein so gräßlicher Ignoramus?“ fuhr Barny ihn an, „daß ihr nicht einmal wißt, daß man bei der Schifffahrt allerlei verschiedne Künste brauchen muß, um den Hafen zu gewinnen, wohin man steuert.“

„Ich denke blos,“ sagte Jackele, „daß wir nun geradenwegs zurückgehen, und ich verstehe den Grund davon ganz und gar nicht.“

„Wie?“ sagte Barny, der sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, seine Kameraden ein wenig anzuführen, „ihr seht, der Kapitain erzählte mir, daß ich in die Runde ginge und empfahl mir den andern Weg zu gehen.“

„Meiner Treu! das ist das erste Mal, daß ich davon höre, man ginge rund herum auf der See,“ erwiederte Jackele.

„Ei freilich, das ist ja eben ein Theil von den Geheimnissen der Seeschifffahrt und von den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, welche ein Seefahrer wissen muß, und das ist es, worüber der Kapitain, Gott segne ihn! und ich uns unterhielten an Bord; und als ein rechter Ehrenmann, wie er einer ist, sagt er jetzt zu mir: Barny! und Herr! sag ich. — Ihr werdet wohl in die Runde gehen, sagt er. — Ich weiß das, sag ich, denn ich liebe es, mich frisch auf der hohen See an gefährlichen Stellen zu halten. — Wie ein guter Seemann gesprochen, sagt er. — Das sind so meine Grundsätze, sag ich. — Das ist die rechte Art, sagt er; doch, sagt er, Einige meinten, wie mir scheint, nehmt's mir nicht übel, ihr thätet nicht wohl daran, sagt er, den kurzen Weg in den Breikräten zu nehmen, sagt er. — Ich weiß es wohl, sag ich, ihr meint doch da bei dem dreizackigen Vorgebirge. — Ja ganz richtig, das ist die Stelle, sagt er, ich sehe ihr kennt sie. — Freilich kenne ich sie, so gut wie meinen Vater, sag ich.“ —

„Wie, Barny?“ unterbrach ihn Jackele, „wir haben doch gar kein Vorgebirg gesehen.“

„Bst, bst,“ sagte Barny, „ei so wollt ich! macht mich nicht zornig! wir fuhren ja in der Nacht daran vorbei und ihr konntet es nicht sehen. Gut also, wie ich sagte, ich kenne es so gut wie meinen Vater, sagte ich, aber doch zieh ich's vor, den Weg in die Runde zu nehmen, sagte ich. Ihr seid deshalb ein guter Seemann, sagt er, und es würde auch zu jeder anderen Zeit ganz recht seyn, sagt er, aber jetzt, jetzt ist's unmöglich; ja ganz unmöglich, ich schwör's euch, von wegen des Krieges, sagt er. — O geht mir doch! sag ich, was Krieg? — Ei, hörtet ihr denn nichts vom Krieg, sagt er? — Blitz! das wär ein Wort, sag ich. — Wie? sagt er, die Neger haben ja Krieg mit dem König von Schinesenland, sagt er, weil er ihnen keinen Thee schicken will, und rathet einmal was sie thun? sagt er, sie legen einen Verschlag auf alle Schiffe, die rund herum segeln, und das ist der Grund, sagt er, warum ich Kanonen bei mir führe, wie ihr seht, und ich empfehle euch, sagt er, umzukehren, denn ihr seid nicht stark genug für sie. Da habt ihr nun die ganze Wahrheit. Und jetzt, war es nicht ein Glück, daß ich

ihm begegnet bin? Vielleicht wären wir sonst von den Negern gefangen, gekocht und lebendig gefressen worden."

„Ja dann freilich, das ist wohl wahr," sagten Jackele und Peter, „und wann werden wir denn zu dem kurzen Weg kommen?"

„O macht euch darum keine Sorge," sagte Barny, „ihr werdet es sehen, wenn wir da sind. Doch wartet, daß ich euch mehr von dem Kapitain und dem großen Schiff erzähle. Er sagte also, wie ihr wißt, er führe Kanonen bei sich aus Furcht vor den Negern; und in der That, er hat ein besonderes Augenmerk auf seine Kanonen und das ist nicht an ihm zu tadeln, denn sie könnten ihm einmal gute Dienste thun. Bei meinem Wort, sie sind besser gehalten als eines armen Mannes Kind; ich hörte selbst, wie er sie den Matrosen auf die Seele band und ihnen Befehle wegen ihrer Kleider ertheilte."

„Wegen ihrer Kleider?" sagten die beiden Kameraden im höchsten Erstaunen, „haben denn die Kanonen Kleider an?"

„Es ist wahr, was ich euch da erzähle," sagte Barny, „verdammt soll die Lüge seyn. Sprach er ja doch von den Zündlochkappen und ihren Hosen."

„Ach! wer hätte das denken sollen!" fielen die beiden erstaunt ein.

„Und es war Alles aus einem Stück" fuhr Barny fort, „das und das ganze übrige Schiff sofort. Ja, es war so nett, wie eine neue Stecknadel; mein Wort, ich schämte mich fast, meinen Fuß auf das Verdeck zu setzen, so sauber war's und spiegelte alle Farben des Regenbogens; und da gab's rings herum alle Arten von Merkwürdigkeiten; und statt eines Ruders zum Steuern, wie unser Boot, das liebe Schätzchen, hat, geht es mit einem Rad ganz und gar wie ein Wagen; und da ist das wunderlichste Ding, was ihr je gesehen habt, das dient ihnen zum Wegweiser, wie mir der Kapitain zu verstehen gab, ein kleines Trippeltrappelding in einer Schüssel, das geht zitternd herum, als wüßte es selbst nicht seinen eigenen Weg, noch weniger als könnte es Jemanden den seinigen zeigen. Wahrhaftig! ich dachte, ist das der Weg, den sie gehen müssen, dann werden sie ihn gewiß mit Zittern und Beben ausfindig machen."

Auf diese Weise fuhr Barny in seinen wunderbaren Erzählungen fort von dem Schiff und seinem Kapitain zu erzählen, und während er so die Aufmerksamkeit seiner Kameraden in Spannung hielt, verhinderte er, daß sie ihm nicht zu sehr mit Fragen über ihre eigenen Angelegenheiten zu Leibe rückten. Die folgenden zwei Tage hielten Barny und das Boot unbeweglich an ihrer Bahn fest.

Am vierten Tage wurde ihm einige Besorgniß in Betreff der Fortsetzung seiner nordöstlichen Richtung durch die Entdeckung einer großen Brigg erweckt, die am Gesichtskreis erschien, und je näher sie kam, gradenwegs auf Barny losteuerte.

„Ei so wollt ich, daß euch!" fuhr Barny heraus, „könnt ihr denn gar nichts Besseres thun, als mir in den Weg kommen? Heda, Brigg!" schrie er, indem er das Steuer einem seiner Kameraden gab und sich auf die Spitze seines Bootes stellte: „Heda! geht mir aus meiner nordöstlichen Richtung!" die Brigg, statt seinem Befehle zu gehorchen, fuhr zu und steuerte gerade auf das Boot. „Ei schaut da!" schrie Barny, und stampfte wüthend auf den Boden, „schau die Spitzbuben an! wie sie sich da hinstellen, gerade als wollten sie einen unglücklichen Mann wie mich zu Grunde richten. Bomben und Granaten, gleich im Augenblick fort oder ich will auf euch losrennen, und wenn wir zu Grund gehen, so soll euch mein Geist keine Ruhe mehr lassen. Fort da! sag ich euch, des alten Crummil's Fluch über euch, ihr Tölpel von Landstreichern, die ihr einem Menschen seine nordöstliche Richtung nicht gönnt." Von seinen Verwünschungen ging Barny zu Bitten über, als das Schiff sich näherte. „Um Gottes Barmherzigkeit willen und laßt mir doch meinen Weg! Mög es euch Gott vergelten und geht mir aus meiner nordöstlichen Richtung! Mögen die Engel selber euch dafür ein Bett im Himmel machen, richtet mich nur nicht auf diese Weise zu Grund!" — Die Brigg blieb indessen unbeweglich und Barny, nachdem er sich heiser geflucht und gebeten hatte, gab es auf. Er endigte mit einem Duett von Bitten und Verwünschungen, indem er sich über das harte Geschick eines Mannes ergoß, der aus seiner nordöstlichen Richtung gebracht sey.

„Heda! ihr," schrie eine Stimme von der Brigg, „setzt euer Ruder bei Seite oder ihr rennt wider uns; zieht eure Segel ein, was wollt ihr da, ihr Lumpen!"

In der That, die Brigg war dermaßen Barny im Weg, daß er wider sie gerannt wäre; doch in diesem Augenblick machte das Boot die befohlene Veränderung, eben als es an dem mächtigen Rumpf der Brigg in Trümmer zerschellen wollte; und so legte es sich vom Winde gelüftet ihr zur Seite. Ein sehr blasses und abgemagertes Gesicht erschien oben und richtete sich mit der Frage an Barny: „Was führt euch daher?"

„Meiner Treu, ich dächte, ich könnte euch mit mehr Recht fragen, was bringt euch hierher, gerade mitten in den Weg meiner nordöstlichen Richtung?"

„Von wo kommt ihr her?"

„Von Kinsale, und ihr kommt gewiß, ich will wetten, von keinem besseren Platz."

„Wo geht ihr hin?"

„Nach Fingal."

„Fingal? wo liegt Fingal?"

„Wie? schämt ihr euch nicht, daß ihr nicht einmal wißt, wo Fingal liegt."

„Es liegt nicht in diesen Meeren."

„Ist das alles, was ihr davon wißt?" sagte Barny.

„Ihr seid ein sehr kleines Fahrzeug, um so weit zur See zu seyn; ich vermuthe, ihr habt wohl Lebensmittel an Bord."

„Ja freilich haben wir das; wahrlich! hätten wir es nicht, das wär' ein schlimmer Ort, um betteln zu gehn."

„Was habt ihr Eßbares?"

„Die feinsten Scalbiner."

„Was sind das Scalbiner?"

„Ihr müßt erschrecklich unwissend seyn," erwiederte Barny, „nun Scalbiner, sind gesalzne Makrelen."

„Dann müßt ihr uns etwas davon geben, denn wir sind diese letzten drei Tage ohne alles Essen gewesen, und gesalzne Fische sind besser wie nichts."

Es traf sich, daß die Brigg ein westindisches Handelsschiff war, welches ungünstige Winde weit über die berechnete Zeit hinaus auf der Reise zurückgehalten hatten. Obschon ihr das Wasser nicht fehlte, so hatten sie doch alle Lebensmittel aufgezehrt, und die Mannschaft befand sich in der äußersten Hilflosigkeit. Unter solchen Umständen war das Erscheinen von Barny O'Reirdon und seiner Scalbiner eine wahre Hilfe der Vorsehung und ein Glücksfall für Barny; denn er erhielt für seine gesalzenen Fische im Austausche eine schöne Quantität Rum und Zucker, weit über ihren Werth hinaus. — Barny jammerte indessen sehr darüber, daß die Brigg nicht nach Irland fuhr, indem er sonst sein altes System der Schifffahrt befolgt hätte; da er aber nun einmal nicht bei ihr bleiben konnte, so begab er sich nochmal in seine nordöstliche Richtung und fuhr heimwärts.

Diese Verfügung über seine Ladung war für Barny in mehr als einer Beziehung eine wahre Gnade Gottes. Erstens fand er auf diese Weise den vortheilhaftesten Markt, den er je hätte finden können, und zweitens konnte er nun seinen Rückzug bemänteln, indem ihn bis dahin der Gedanke gequält hatte, daß er nach allen ausgestandenen Gefahren doch nicht nach Fingal gelangen würde, und daher in Spott und Schaden kommen müßte. Alle diese glücklichen Erfolge wurden von Barny's Gewandtheit indessen gehörig benutzt, um sie zu seinen Gunsten auszulegen. Als die Brigg vorüber war, sprach er zu seinen Kameraden: „Wie nun, ihr Bursche! auf mein Wort, ich bin jetzt so stolz wie ein Pferd mit einem hölzernen Bein, daß wir an diesem gesegneten Tage den armen unglücklichen Geschöpfen da begegneten, und unsere Barmherzigkeit über sie ausdehnen konnten. Wahrhaftig! wären sie uns nicht in den Weg gekommen, es war um sie geschehen. Durch Gottes Gnade aber wurden wir in den Stand gesetzt, einen Akt der Nächstenliebe zu verrichten, das ist: die Hungrigen zu speisen; und gewiß, jedes gute Werk, was wir hier vollbringen, kömmt uns einst im Himmel zu gut, was uns jedenfalls zum Trost gereichen kann. Kein Zweifel, da wir nun die Makrelen an den Mann gebracht haben, so können wir jetzt mit aller Bequemlichkeit heimkehren."

„Wahrlich, das ist mir nicht lieb," sagte Jackele, „denn O'Sullivan sagte, es wäre ein wunderschöner Ort, und ich hätte ihn gern gesehen."

„Zum Guckguck mit dem O'Sullivan," entgegnete Barny, „was weiß der, was ein schöner Ort ist; und was weiß der von Schönheit überhaupt. Ich wette, er ist niemals halb so weit gewesen auf der See als wir; er ging gewiß, ich wette, den kurzen Weg, und hatte keinen Muth, die Rundfahrt zu machen, wie wir gethan."

„In der That, jedenfalls waren wir eine gute Weile länger aus, als er uns von seiner Fahrt erzählte."

„Ei, kein Zweifel," erwiederte Barny, „er schlich sich gewiß auf dem geraden Weg, sag ich euch, durch, und fürchtete sich, die frische See gleich mir zu halten. Doch kommt, Bursche! laßt uns einen Tropfen von dem Tränkchen aus der Flasche da, die wir von der Brigg erhielten, trinken. Wahrhaftig! es ist gut, daß wir davon einige Flaschen bekamen, denn ich möchte mich nicht gern, eh wir heim kommen, mit dem allerliebsten Fäßchen da einlassen."

Barny und seine Gefährten hielten nun Gericht über den Rum, und ihr Urtheil lautete, der Trank sey, ganz so gut, wie der Kapitain des Schiffs ihnen betheuert hätte, daß aber keine Art von diesen geistigen Getränken mit Whiski könne verglichen werden. „Ja wahrlich!" sagte Barny, „sie können ihre Augenbrauen lange verziehen, ehe sie so eine schöne Erfindung machen, wie unser Tränkchen. Der Rum mag gut seyn für Jemand, der nichts Besseres verkostet hat; aber nach meinem Geschmack ist Whiski was ganz Anderes." Hierin, wie in so manchen anderen Meinungen, stimmten ihm seine zwei Kameraden bei.

Während den beiden folgenden Tagen ereignete sich nichts Besonderes. Barny hielt sich immer gewissenhaft an seine nordöstliche Richtung. Am dritten Tage jedoch geschah ein neues und wichtiges Ereigniß. An dem Horizont wurde ein Segel entdeckt, welches in der Richtung von Barny steuerte. Einige Stunden genügten, um ihm so ziemliche Gewißheit zu verschaffen, daß das Schiff ein amerikanisches sey; denn obschon es unnöthig wäre, von seiner geringen Erfahrung in dieser Beziehung zu sprechen, so waren doch durch den häufigen Anblick von amerikanischen Schiffen, welche mit Irland handelten, seine Augen hinlänglich gewöhnt,

um an den luftigen, spitz zulaufenden Masten und der besonderen Sorgfalt der Auszierung vollkommen zu erkennen, das nahende Schiff sey überseeischen Baues. Er hatte mit seiner Vermuthung nicht Unrecht. Barny beschloß nun eine List in Anwendung zu bringen, welche ihn zur Sicherung seines Rückzuges den besten Taktikern beigesellte.

Moreau's höchsten Ruhm bildet seine rückgängige Bewegung durch den Schwarzwald; Xenophon verdankt die hohe Ehre seines Andenkens der Befreiung der zehntausend Griechen von dem drohenden Untergang durch seinen berühmten Rückzug. Lassen wir die Helden alter und neuer Zeit, wie die Franzosen sagen, unter dem Schatten ihrer Lorbeeren ruhen, damit der Geschichtsschreiber von Barny O'Reirdon, in verzeihlicher Eifersucht für den Ruhm seines Landes, sich auch einen starken Ast von dem classischen Baume niederbeugen kann, worunter es unserem hibernischen Helden vergönnt sey, sein „otium cum dignitate" zu genießen.

Barny überlegte sich: das amerikanische Schiff fahre nach Irland, und da es ganz so wie die westindische Brigg auf seine nordöstliche Richtung lossteuerte, so näherte er sich ihm, und rief es an. Ein pfiffiger Yanki antwortete ihm. „Meiner Treu! ich freue mich, euer Gnaden wiederzusehen," sagte Barny. Der Yanki war niemals in Irland gewesen und sagte dieß Barny. „Ei der tausend! ich kann nicht so bald einen solchen Ehrenmann vergessen," erwiederte Barny.

„Mir scheint, ihr seid ganz bedeutend im Irrthum," entgegnete der Amerikaner.

„Das wäre der Guckguck!" sagte Barny mit unnachahmlicher Ruhe und Beharrlichkeit.

„Gut, wenn ihr mich denn so genau kennt, ei so sagt mir doch meinen Namen."

Der Yanki schmeichelte sich, er hätte Barny nun festgesetzt.

„Wie euer Name heißt," sagte Barny, indem er durch die Wiederholung der Frage Zeit zu gewinnen suchte, „ei was ihr doch für ein Narr seid, daß ihr euern Namen nicht kennt." Die Spaßhaftigkeit der Antwort machte den Amerikaner betroffen, und Barny benutzte diese Wendung, um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen.

„Ja wahrhaftig! ich habe hier diese vier oder fünf Tage aufgelauert, um zu sehen, ob nicht Einer von euch meiner bedürfe."

„Einer von uns? wie meint ihr das?"

„Ei, seid ihr denn nicht von Amerika?"

„Ja, und was weiter?"

„Gut, ich sage, ich lauerte auf ein oder das andere Schiff von Amerika, das meiner Dienste bedürfte. Ihr fahrt ja doch, wie ich denke, nach Irland?"

„Ja."

„Wohl, dann bedürft ihr ja doch eines Piloten," sagte Barny.

„Ja, wenn wir ans Land gehen, aber jetzt noch nicht."

„O, ich will euch nicht belästigen," sagte Barny.

„Von was für einem Hafen seid ihr denn Pilot?"

„Wie? was das betrifft, so sind mir alle Häfen ganz gleich," erwiederte Barny.

„Alle?" sagte der Amerikaner, „wie mir scheint, so werdet ihr doch nicht ein Schiff in alle Häfen von Irland steuern können."

„Freilich nicht in alle auf einmal," sagte Barny mit einem Gelächter, welchem der Amerikaner beistimmen mußte.

„Gut! ich frage also, welchen Hafen ihr am besten kennt?"

„Wie denn? Wahrlich!" sagte Barny, „das wäre mir schwer, euch zu sagen. Wo ihr aber auch hingehen wollt, ich bin der Mann, der euch nach Wunsch bedienen wird. Wo gehen euer Gnaden hin?"

„Das will ich euch nicht sagen; sagt ihr mir aber, welchen Hafen ihr am besten kennt?"

„Nun, da ist Watherford und Youghall und Fingal."

„Fingal? wo liegt das?"

„So wißt ihr also wirklich nicht, wo Fingal liegt? O ich sehe ihr seid, ein fremder Herr, und dann ist Cork."

„Ihr kennt also Cove."

„Meint ihr das Cove von Cork, wie?"

„Ja."

„Ei, da wurde ich geboren und erzogen, und ich habe so viele Schiffe in dies Cove hineingesteuert als zwei andere Männer heraus," indem Barny auf diese Weise seinen Betrug hinter einer Zweideutigkeit seiner Sprache verbarg.

„Doch was führte euch so weit hinaus in die See?" fragte der Kapitain.

„Wir lagen da und sahen uns um nach Schiffen, die Piloten nothwendig hätten, und da kam der schrecklichste Sturmwind vom Land her und blies uns, so zu sagen, in alle Welt hinaus. So ist's gekommen, euer Gnaden."

„Ich vermuthe, wir bekamen auch unsern Theil von diesem Sturm, er kam von Nordost."

„Ja gerade so," sagte Barny, „meiner Treu! ihr habt vollkommen Recht, es war die nordöstliche Richtung, die wir wirklich fuhren. Doch genug hievon, da wir euch nun begegnet, so werden wir doch jedenfalls etwas bei der Rückkehr verdienen."

„Recht, geht an Bord," sagte der Amerikaner.

„Ich komme den Augenblick, euer Gnaden, wenn ich nur ein Wort mit meinen Kameraden gesprochen habe."

„Wie? ihr gingt doch wahrhaftig nicht, um als Pilot heimzukehren?" sagte Jackele zu Barny in der Einfalt seines Herzens.

„Bst, du Dummkopf!" sagte dieser, „oder ich hau dir die Zunge ab. Jetzt gib Acht, Peter, ihr versteht nichts von der Seefahrt und den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft. Alles, was ihr darum zu thun habt, ist, daß ihr dem Schiffe folgt, wenn ich oben bin, ich werde euch den Weg weisen."

Barny ging nun an Bord des amerikanischen Schiffes und bat den Kapitain, da er so lange außen auf der See gewesen und eine so fürchterliche Strapaze ausgestanden, er möge ihm erlauben, hinunter zu gehen, um ein Schläfchen zu machen; „denn meiner Treu! der Schlaf und ich, wir sind uns eine gute Weile fremd geblieben," sagte Barny, „und wenn es euer Gnaden gefällt, so würde ich sehr dankbar seyn, wenn ihr mich nicht stören ließet, bis man meiner bedarf, denn bis ihr Land seht, habt ihr mich doch im Leben nicht nöthig, und wahrhaftig ich, ich habe den Schlaf sehr nöthig."

Barny's Begehren wurde gewährt, und Niemand wird sich wundern, wenn er nach so vielen Mühsalen des Geistes und des Leibes vier und zwanzig Stunden lang eines tiefen Schlafes genoß.

Nun wurde er gerufen; denn das Land war sichtbar, und als er auf das Verdeck kam, neckte ihn der Kapitain wegen seiner ausgezeichneten Gabe in der Langschläferei, denn wenn ihm recht sey, so wäre er niemals einem begegnet, der vierundzwanzig Stunden in einem Strich geschlafen hätte.

„O Herr," sagte Barny, indem er sich die Augen rieb, die noch ein wenig trüb waren, „wenn ich einmal schlafen gehe, so thue ich es auch mit rechtem Bedacht."

Das Land kam bald näher, und Barny verrichtete, sobald er sich des ersten Zeichens auf dem Lande versichert hatte, seinen Schifferdienst, der ihm wohl bekannt war. Im Augenblick aber, da die Höhe von Kinsale sichtbar wurde, stieß Barny ein Hurrah aus und that einen Luftsprung, der den Yanki in's höchste Erstaunen setzte und ihm völlig unerklärlich war; was, wie ich mir schmeichle, bei jenen nicht der Fall seyn wird, welche Barny die Ehre erwiesen haben, seine Abenteuer zu lesen.

„O da bist du, mein lieber alter Schatz, du liebes Ufer! und wo wäre ein Ufer wie du? Du bist klein, aber ich dachte schon, ich würde niemals dein schönes Angesicht wieder sehen; doch Gott ist gut."

Mit solchen halb gestammelten Ausrufen begrüßte Barny jeden Punkt seines heimathlichen Ufers, und als er dem Hafen von Kinsale gegenüber war, rief er seinem Boote, das etwas zurück war, zu, und befahl seinen Kameraden hier zuzusprechen und Molly sogleich zu benachrichtigen, daß er zurück wäre und sobald als möglich bei ihr seyn würde, nachdem er das Schiff in die Bucht gesteuert.

„Aber weder dem Peter Kelly vom großen Hof, noch sonst einem sterblichen Menschen erzählt mir bei Leibe etwas von der Seefahrt, die wir gethan, bis ich selbst komme, und ihnen Alles selbst auseinandersetze; denn keiner von euch, Jackele und Peter, ist dazu geschickt, und versteht die Zweige der Wissenschaft, die dazu gehören, wenn man von der Seefahrt sprechen will."

Das Boot fuhr nach Kinsale und Barny, segelte mit dem Schiff nach Cove. Es war das erste Schiff, dem er als Pilote diente, und sein altes Glück war ihm auch hier treu. Es begegnete ihm kein Unfall bei seinem Geschäft, und was noch außerordentlicher war, er machte den Amerikaner glauben, er sey der allergeschickteste Pilote der ganzen Gegend. So erhielt er seinen Pilotenlohn, und schwur, der Amerikaner sey ein rechter Edelmann, wofür ihm der Republikaner keinen Dank wußte, aber ihm eine glückliche Fahrt wünschte. Er drückte sich nun nach Hause, das amerikanische Geld im Beutel, von dem er versicherte, es sey dasjenige, welches er in seinem ganzen Leben am leichtesten gewonnen hätte. So wurde Barny dafür bezahlt, daß er einem Schiffe als Pilote diente, welches ihm den Heimweg zeigte. Alle Fischer der Welt dürfen ihren Hut vor einer solchen That abziehen; nur ein Irländer, ich darf es unbedenklich sagen, kann einen so glänzenden Streich der Schlauheit ausführen.

Und nun, ihr schönen Leserinnen, habt ihr wohl geglaubt, Barny würde jemal nach Hause kommen? Ich wollte hundert taube Nüsse drum geben, all die Vermuthungen zu hören, welche ihr euch über die wahrscheinliche Beendigung von Barny's Reise gemacht habt. Das würde, wie ich nicht zweifle, gewiß hinreichenden Stoff für eine andere Reise gegeben haben. Barny machte indessen wirklich noch andere Reisen, diese Versicherung kann ich euch geben. Vielleicht wird er auch in seinem Charakter als Seefahrer noch einmal erscheinen, wenn seine Heldenthaten nicht von einer undankbaren Welt, wie es seinem großen Vorgänger Columbus schon einmal begegnete, mißachtet werden.

Da einige vorwitzige Personen (hierunter verstehe ich nicht meine Leserinnen) vielleicht zu wissen wünschen, was aus verschiedenen hier handelnden Personen geworden ist, so bitte ich, dieselben zu benachrichtigen: Molly sey noch manche Jahre hin ein treues Weib und glückliche Mutter gewesen; daß ferner Peter Kelly über seinen Antheil an dem Gewinne des Unternehmens, bestehend

in einer anſehnlichen Quantität von Rum und Zucker ſo erfreut war, daß er ſelbſt eine ſtattliche Brigg für Weſtindien mit ſeinen Makrelen belud und als Ueberfracht das Schiff ſelbſt beſtieg; alles aber, was er dafür heimbrachte, war das gelbe Fieber.

Barny benutzte ſeinen Theil beſſer: er ſah ſich dadurch in den Stand geſetzt, eine Schenkwirthſchaft zu errichten, die beliebteſte weit in der Runde. Molly regierte vortrefflich in der Küche und Barny unterhielt ſeine Gäſte wahrhaft bezaubernd. Kurz Barny, der immer eine große Neigung zum Wunderbaren hatte, wurde auf Jahre hin

ein immer größerer Romantiker; ja er zog ſelbſt die Edelleute aus der Nachbarſchaft, welche einen Scherz liebten, in ſein Haus, um ſich an ſeiner großartigen Aufſchneiderei zu beluſtigen.

Anlangend den bisher triumphirenden O'Sullivan, ſo mußte dieſer von dem Augenblick an, da Barny's Bingalabenteuer zur Kundſchaft gelangten, die Gegend fliehen; von ihm war nie mehr etwas zu hören, während der Held des Bootes ein größerer Mann denn vorher ward, und Niemand ihn mit einem anderen Titel als den eines Admirals begrüßte.

Der Seckendorfe Herkommen.

Kaiſer Heinrich II. hielt gern Hof in ſeiner geliebten Stadt Babenberg. Dort hatte er nebſt ſeiner Gemahlin Kunigunde, von Gottſeligkeit und frommem Eifer getrieben, ein Bisthum und andere Stifte errichtet. In den Kirchen dieſer Stifte Andacht zu üben, war Balſam für ſeine Seele. Aber deßhalb entſagte er nicht der Freude am edlen Waidwerke. Dieſer Luſt wegen weilte nun der Kaiſer nicht weniger gerne zu Babenberg; denn in der Gegend umher lagen große kaiſerliche Bannforſte, der Steigerwald, der Haßberg, die Waldungen der alten Königspfalz Forchheim und der nahe Hauptsmoor. Wenn der Kaiſer auszog mit großem glänzenden Gefolge von Fürſten, Grafen und Rittern, Wildmeiſtern, Jagdjunkern und Schützen, wenn die Hörner ertönten, die muthigen Roſſe den Boden ſtampften und die Zeugwagen dahinraſſelten, dann öffneten ſich ſchnell alle Fenſter in den Straßen Babenbergs, durch welche der lange ſtattliche Zug ſich bewegte. Die Blicke der Schönen der Stadt hafteten dann mit Wohlgefallen — nicht auf dem alten hinkenden Kaiſer, ſondern auf den jungen, ſchlanken Jagdjunkern und Waidmännern, welche in funkelndem Jagdgeſchmeide einherritten. Unter dieſen zeichnete ſich Walther, der Leibjäger des Kaiſers aus, welcher daher zu Babenberg nur der „ſchöne Jäger“ genannt ward. Es war aber Walther nicht blos ſchön, ſondern auch bieder und rechtſchaffen und daher geliebt und geehrt von Jedermann, dem er bekannt war. Der Kaiſer mochte nicht ohne ihn ſeyn, und auch von der Kaiſerin war er ſehr wohl gelitten.

Eines Tages, als der Kaiſer in den Gebirgsforſten am rothen Main jagte und einen Edelhirſch mit heftiger Gier verfolgte, entkam er von ſeiner Begleitung, gerieth in die dichteſte Wildniß und ſah ſich plötzlich allein, ohne zu wiſſen, wie es ſo gekommen war. Da beſchloß er umzukehren, aber unverſehens trat ein mannshoher ergrimmter Auerochs ihm entgegen, brüllte mit ſchrecklicher Stimme ihn an und drohte mit ſeinem furchtbaren Gehörne. Des Ungeheuers allein Meiſter zu werden, hoffte der erſchrockene zaghafte Kaiſer nicht und zum Entfliehen war weder Raum noch Zeit. Mit mächtigem Sprunge war das vom Jagdlärm erboßte Thier herangekommen. Schon hatte es das Roß des Kaiſers hart verwundet, ſchon drohte es, den zweiten Stoß gegen ihn ſelbſt zu führen, und bereits hatte der alte Herr ſeine Seele Gott und allen Heiligen empfohlen, als plötzlich der Leibjäger Walther aus dem Gebüſche hervorbrach und, ſeines eigenen Lebens nicht achtend, mit behender kräftiger Fauſt ſeinen Jagdſpieß dem Unthiere ſo tief in den Leib ſtieß, daß es alsbald brüllend zu Boden ſtürzte und unter gräßlichem Schnauben, Sträuben und Zucken ſein Leben aushauchte. Sogleich ſtieß Walther dreimal in's Hüfthorn, um dem Jagdgefolge ein Zeichen zu ſchnellem Heranellen zu geben.

Bald war die ganze Schaar um den Kaiser versammelt und Jedermann erhob mit lautem Lobspruch den Muth und die That des Leibjägers Walther. Als Kaiser Heinrich sich von seinem Schrecken erholt hatte, sprach er: „Walther! du hast Uns heute große Treue erwiesen; dessen werden wir niemals vergessen. Aber damit auch du dessen eingedenk bleibest und ein Zeichen Unserer kaiserlichen Gnade und Erkenntlichkeit dir werde, so nahe dich und empfange den Lohn für deine That, welche wir der kühnsten Ritterthat gleich achten." — Walther trat aus dem Kreise hervor, ließ nach erhaltenem Winke vor dem Kaiser auf ein Knie sich nieder und empfing von diesem den feierlichen Ritterschlag. Dabei sprach der Kaiser: „Weil Wir die goldene Ritterkette, welche Wir jetzt dir umhängen sollten, zur Zeit nicht bei Handen haben, so nehme einstweilen ein anderes Denkzeichen des heutigen Tages hin." Damit brach der Kaiser vom Lindenbaum, unter welchem die Schaar hielt, einen jungen Zweig ab, bog ihn in verschränktem Kranz zusammen und gab ihn an Walther mit den Worten: „Empfange diesen Lindenkranz mit seinen acht Blättern von deinem gnädigen Kaiser zum immerwährenden Andenken an diese Stunde; du und deine Nachkommen sollen das Bild dieses Kranzes im Wappenschild führen und ein anderes niemals gebrauchen." Mit ehrerbietigster Dankerstattung erhob sich nun der neue Ritter und empfing die aufrichtigen Glückwünsche aller Umstehenden.

Darauf ritt der Kaiser mit seinem Gefolge von dannen, und zog gegen Forchheim, wo Kunigunde seiner wartete. Ein vorauseilender reisiger Knecht hatte ihr von des Gemahls Abenteuer und glücklicher Rettung Kunde gebracht und große Freude bei ihr erweckt. Des andern Tages zog der Kaiser mit seiner zahlreichen Begleitung zu Forchheim ein. Ihm zu Ehren gab die Kaiserin ein köstliches Bankett und großes Tanzfest, und der entzückte Ritter Walther ward von der Kaiserin eines kurzen freundlichen Ehrentanzes gewürdiget.

Das kaiserliche Ehepaar kehrte hierauf in festlicher Freude nach der geliebten Stadt Babenberg zurück. Und hier am Feste von Mariä Geburt, als der Kaiser aus dem Dome von der Hochmesse zurückgekehrt war, ließ er die anwesenden Fürsten, Grafen, Prälaten und Ritter im Thronsaale der Kaiserburg versammeln, setzte sich nieder auf den kaiserlichen Stuhl und hieß den Kanzler eine pergamentene Handveste vorlesen. Darin stand geschrieben: wie der Kaiser betrachtet habe die getreuen Dienste, welche der feste Waldmann und kaiserliche Hofdiener seiner erhabenen kaiserlichen Person geleistet und ferner unverdrossen zu leisten erbietig sey; daß sein kaiserliches Gemüth jederzeit geneigt gewesen, dergleichen Dienste nicht unbelohnt zu lassen und daß er zu dem Ende den Beschluß gefaßt habe, besagten Walther zum Ritter zu erheben und mit einem Lehengute zu begnadigen. Diesen Beschluß zu vollziehen, ernenne er seinen lieben getreuen Hofdiener Walther, wie allbereits mündlich geschehen, hierdurch wiederholt in Kraft dieses Briefs zum Ritter des Reichs und verleihe ihm und seinen Nachkommen, Söhnen und Töchtern, das Herrengut Seckendorf im Rangau, zwischen dem Schlosse Cadolzburg und dem Flüßlein Zenn gelegen, mit allen dessen Zu- und Eingehörungen, an Häusern, Höfen, Ortsfeldern, Wiesen, Gehölzen, Weihern, Renten, Gefällen, Jagden und Frohndiensten, so wie das Alles der Dienstmann Cuno vormals innegehabt, genutzt und genossen habe. — Diesen Brief mit aufgedrücktem kaiserlichen Insiegel, gegeben zu Babenberg am 8. Tag des Monats Septembris, im Jahre der Menschwerdung Christi 1017, ließ der Kaiser dem an die Stufen des Throns gerufenen Walther zu Handen stellen, hängte ihm auch eigenhändig die goldene Kette um den Hals und bezeigte ihm nochmals vor großer Versammlung seinen Dank für die erwiesene Hilfe und Treue. Walther verbeugte sich tief dankend vor dem Kaiser und trat bescheiden zurück unter die Menge der Vornehmen. Nach wenig Tagen aber nahm er Urlaub von seinem großmüthigen Herrn, um das geschenkte Gut zu besichtigen. Es gefiel ihm dermaßen, daß er an den kaiserlichen Hof zurückzukehren nicht mehr Lust hatte, sondern um Entlassung aus seinem Ehrendienst ansuchte. Ungern gewährte es der Kaiser; und nun richtete Walther sein Hauswesen zu Seckendorf ein, nahm davon den Namen an, und wählte ein sittsames reiches Fräulein aus Nürnberg zur ehelichen Hauswirthin. Mit ihr erzeugte er viele Söhne und Töchter, und wurde also der Stammvater zahlreicher Nachkommen, die sich jederzeit auszeichneten durch Tapferkeit, Verständigkeit, Freigebigkeit und andere adeligen Tugenden, und noch blühen bis auf den heutigen Tag. (W. Veldegg.)

Papst Leo's IV. Gebet vor der Schlacht von Ostia.

Als die Sarazenen plündernd an der italienischen Küste gelandet, zog ihnen Papst Leo IV. mit den Neapolitanern nach Ostia entgegen. Zum Heldentod sie ermuthigend stärkte er sie mit der heiligen Communion und dann richtete er, wie Petrus Cyrnäus erzählt, sein Gebet mit den Worten zum Himmel: „O Gott, dessen Rechte den heiligen Petrus aufrecht erhielt, daß er nicht unterging, als er über die Fluthen wandelte,

und der Du seinen Gefährten, St. Paulus, aus dem Abgrund des Meeres befreitest, als er zum dritten mal im Begriff stand umzukommen, erhöre unser Gebet und laß durch das Verdienst der beiden Apostel den Arm dieser Gläubigen, die in den Kampf gegen die Feinde deiner heiligen Kirche gehen, durch Deine Allmacht ermuthigt und gestärkt seyn, auf daß durch ihren Sieg dein heiliger Name in glorreichem Lichte strahle vor den Augen aller Völker."

Gott erhörte sein Gebet: die fremden Räuber wurden überwunden und zum Einschiffen gezwungen. Den Sieg selbst aber hat die Kunst Rafaels in den Hallen des Vaticans verherrlichen helfen.

Ein Urtheil von Pertz über die Regesten der Päpste.

Nur die Regesten Innocenzs III., Gregors VII. und Johanns VIII. Briefe sind bisher vollständig gedruckt, und an ihnen erkennt Jeder den hohen Werth einer vollen Uebersicht des innern, bei den erschütterndsten äußeren Stürmen dennoch klaren und sicheren Geschäftslebens, welches am scheinbaren Rande des eigenen Unterganges, die bei den marokkanischen Heiden und in den Feldlagern der Tartaren umherirrenden einzelnen Christen nicht vergißt, und für das ewige Heil der noch Unbekehrten mit gleicher Treue, wie für die Errettung der gefährdeten eigenen Kirche denkt. Das Bild dieser Größe wiederholt sich in den Briefen nicht nur eines Papstes. Ihre Vertheidiger haben nicht weise gehandelt, sie bisher der Vergangenheit zu überlassen; denn hier kann kein Geschichtschreiber durch die Größe seines Blickes das Fehlende ersetzen. Die beste Vertheidigung der Päpste ist die Enthüllung ihres Seyns; erscheinen dabei Schwächen, so darf man gerade deßhalb für sie auf ein billigeres Urtheil der Geschichte rechnen, als wenn, wie bisher oft, Alles an ihnen als verhohlen, also Alles als Verdächtiges gelten sollte. Einst, wenn diese Beweise ihres Seyns ihnen nachfolgen sollten, wird man zu spät eine Nachläßigkeit beklagen, die eben so den Untergang aller frühern Vertheidigungswaffen bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts herbeigeführt hat.

(Archiv für die ältere deutsche Geschichtskunde. Band V.)

Spiegel christlicher Barmherzigkeit.

Eine Predigt,

welche gesprochen hat, da man zählte nach der Geburt unseres Herren Jesu Christi tausend vierhundert neunzig und fünf Jahre, an dem Donnerstag nach invocavit, — St. Gregorii Tag — der gottesfürchtig, würdig Doctor Johannes Geiler, genannt Kaisersberger, in dem löblichen hohen Stift zu Straßburg, darin er Prediger war, und sprach er, wie folgt:

Zu dem Ersten will ich sagen das Evangelium, wie ich alle Tag thu, zu dem Anderen will ich einen armen Mann euch befehlen, zu dem Dritten Brosamlein, die mir gestern sind übrig verblieben.

Hierauf sprach der Prediger das Evangelium des Tages und fuhr dann zum Zweiten also fort:

Es ist ein Dorf gelegen nicht fern von dieser Stadt Straßburg, da ist ein Priester siech worden an Hauptweh. Er hatte einen Diener, einen Schüler, dem ward auch weh an dem Haupt. Der Priester starb, da war Niemand, der dem Diener diente und ihm etwas Gutes thäte. Und also von dem Mangel der Pflege und des Dienstes ist er verdorben gelegen in dem Koth und Unrath, daß sein Fleisch hat angefangen zu faulen, daß Stücke Fleisch von seinem Rücken fielen. Er hat sonst sich Löcher gelegen in andern Gliedern, daß er sich nicht wenden mochte. Einer hat ihn gelegt in ein Kärrlein, in eine Bennen, darin man den Unrath wegführt; er hat an ihm gethan, wie der Samariter that an dem Verwundeten, und hat ihn hierher bracht in das Spital, den Spitalmeister bittend, er wolle sein Sorg haben. Aber der wollt es nicht thun, sprach es wär ihm verboten; dieweil eine Ordnung durch die Herren gemacht sey, daß man keinen Ausländer, den man herbrächte, in das Spital nehmen sollte, wann sonst, wo Einer siech würde, so würde man sie her führen; dem sollt man Rath thun.

Der arme Samariter legt nun den Siechen in der Bennen vor die Kirchenthür des Spitals. Dieser arme Siecht in seiner letzten Noth war verwundet, übelriechend, hungrig, durstig, und Niemand hat ihm zu essen und Nothdurft geben. Er konnte sich selber nicht wenden; lag in dem Regen; das Obdach ist ihm versagt. Also hat er und leidet Hunger bei und unter den Reichen, die den Reichthum und groß Gut nützen und brauchen, das den Armen geben ist.

So laufen sie zu mir; ich soll rathen, wie man

dem Armen zu Hilf käme. So rath ich also: Es sind zwei ehrbare Frauen, die wollen ihn annehmen in ihre Sorg, und ist ein Reicher, der will einen Gulden geben, daß er nicht also verderbe! So will ich ihn denn heut verkünden dem Volk; will in Hoffnung seyn, daß viel Menschen in Barmherzigkeit bewegt werden, die ihm helfen Nothdurft zu geben. Also diesen Armen laßt euch befohlen seyn, und bitt euch, daß ihr ihm Barmherzigkeit erzeiget, als ihr wollt, daß euch Gott barmherzig sey an dem Letzten; denn mit welchem Maaß ihr messet, so wird euch wiederum gemessen. Ihr sollt nicht Todtschläger werden in Gottes Angesicht, und ihr wäret es, wenn ihr diesem nicht zu Hilf kämet, und die sind jetzt Todtschläger, die ihn nicht haben wollen annehmen in seiner letzten Noth. Spricht Ambrosius: Speise den Hungrigen; speist du ihn nicht und er stirbt, so hast du ihn getödtet; bring ein Jeglicher Geld nach seinem Vermögen; bringet Kissen, daß er sein Haupt möge legen, bringet altes Linnen und Tücher, den Eiter abzutrocknen; bestellet eine fromme Kellerin, der man Alles anbefehle, bestellet einen Scherer u. s. w.

Niemand soll sprechen: Er ist nicht unser Nächster. Sondern sey eingedenk des Herrn Jesu Wort: Der ist sein Nächster, der ihm Barmherzigkeit erzeigt. Geh hin und thu auch also. Nicht laß dich hindern von der städtischen Verordnung; Gottes Ordnung ist viel größer, die da sagt: Du sollst Niemand tödten, darwieder ist keine Ordnung. Der Stadt soll es eine andere Ordnung gewesen seyn, so soll man sie doch nicht verstehen in dem Fall; denn sonst so wäre es eine Unordnung und nicht eine Ordnung genannt. Laß dir in dein Herz kommen das Wort Christi: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit überkommen, und ein hart Herz wird es bös haben an dem Letzten.

St. Gregorius, des Tag heute ist, hat es auch anders geordnet. Der ist gewesen ein edler, mächtiger Römer, in Seiden gekleidet. Nach dem Tod seines Vaters hat er sechs Klöster gebaut in Sizilien, und zu Rom auch ein Kloster zu Ehren Sancti Andreä Apostoli; und was übrig war, das theilte er aus den Armen. Und auch jener, der auf dem Meere einem Engel, in der Meinung es sey ein Armer, eine silberne Platte schenkte, der hat recht bedacht, daß er Asche war und Asche werden soll. Dem sollen wir nachfolgen. Was dem Armen heute ist, das mag uns morgen begegnen. Denn Niemand ist so reich, er mag arm werden. Darum so erzeiget diesem Armen Barmherzigkeit.

„Ja," sprichst du, „du züchtigst uns allwegen." Es ist wahr; es soll dich auch nicht wundern, wenn ich nicht aufhör zu schreien und zu stürmen, so lange als es brennt. Die Häuser, die ohne Hände gemacht sind und ewig währen, die verderben. Darum so will ich nicht aufhören zu schreien, ich wäre sonst ein untreuer Wächter und blind. Darum so gedenke, daß du Asche bist. Wir wollen Gott bitten, daß er uns gebe einen guten Tod, daß wir zu dem ewigen Leben mögen kommen. Amen.

(S. Das Buch Arbore humana. Von dem menschlichen Baum. Gepredigt von dem hochgelerten Doktor Johannes Keysersperg. Getruckt zu Straßburg von Johanne Grieninger 1521. Fol. XVI.)

Der heilige Johannes von Gott.

(Die christliche Mystik von J. Görres. I. Band. S. 458.)

Wenn irgend Jemanden der Beruf geworden, Barmherzigkeit zu üben wie im Drange eines unwiderstehlichen Instinktes, dann ist es dieser heilige Mann gewesen. Eine vielleicht legendenhafte Sage in seinem Leben drückt die Weise dieses Berufes aufs allerbeste aus. Als er einst über Feld ging, begegnete ihm ein überaus schönes Kind, das im Bauernröcklein barfuß einherging, und wegen des rauhen Weges, sich die Füße gar übel verletzte. Johannes hatte großes Mitleiden mit dem Kleinen, wie er so erbärmlich daher ging; zog deswegen seine Schuhe ab, und sagte: Liebes Kind! mein Herz wendet sich um, wenn ich dich also sehe, darum ziehe lieber diese meine Schuhe an, ich kann leichter barfuß gehen als du. Das Kind nahm die Schuhe an, und versuchte, ob es darin gehen könne, weil sie ihm aber zu groß waren, gab es sie ihm zurück, sprechend: Ich kann in deinen Schuhen nicht gehen, gib sie aber einem Andern, welcher größer ist und ärmer denn ich. Johannes war betrübt und sagte: Eia du gebenedeites Knäblein, weil dir meine Schuhe nicht dienen können, so mag dir wohl mein Rücken dienen, und ich will dich aus Liebe des Weges tragen. Er nahm nun das Kind auf den Rücken, und trug es die Straße dahin. Wie er aber eine Weile fortgegangen war, wurde das Kind so schwer, als wenns ein großer Mann wäre, und drückte ihn so hart, daß ihm am ganzen Leibe der Schweiß ausbrach. Gleichwohl ging er fort mit seiner Last, so gut es gehen wollte; und das Kind wischte ihm den Schweiß mit der Hand von der Stirn. Er kam endlich an einen Brunnen, und war so müde, daß er nicht weiter fortgehen konnte; deswegen wollte er ein wenig ruhen, und seinen Durst aus dem Brunnen löschen. Er setzte deswegen das Kind unter einem Baume nieder, und ging dem Brunnen zu. Nach einer kleinen Zeit hörte er das Kind sich rufen, und als er sich umwendete, sah er in seiner Hand einen Granatapfel, in dessen Spalt ein kleines Kreuz stand. Das Kind hatte auch ein so schön leuchtendes Angesicht, als ob's ein Engel wäre, und sprach zu ihm mit lieblicher Stimme: Johannes, zu Granada wird dein Kreuz seyn! Mit diesen Worten ver-

schwand die Erscheinung. Johannes stand eine Zeit lang voll Erstaunens; dann brach er in Thränen aus, darum daß er das Kind nicht erkannt, und daß es so bald von ihm gewichen. Es war das Bild seines ganzen Lebens, das ihm hier also vorgekommen. Er ging nach Granada, wurde dort durch die Predigten des Avila aufs tiefste ergriffen, und spielte nun, um für seine Sünden durch Demüthigung zu büßen, eine Zeit lang den Thoren in jener Stadt; wurde deswegen ins Armenhaus abgeliefert, und dort so lange furchtbar mißhandelt, bis er glaubte, es sey nun genug, und die angenommene Larve der Thorheit von sich that. Er diente darauf den Kranken eine Zeit lang in jenem Hause, und hier kam ihm der Gedanke, selber ein Hospital zu gründen, um in ihm dem Berufe seines Lebens ganz und gar nachzuleben. Er begann damit, daß er auf dem nahen Berge Reißig sammelte, und es in die Stadt zum Verkaufe trug, wovon er sich selbst und Andere ernährte. Es gelang ihm bald, ein leer stehendes Haus zu miethen; darin nahm er so viel Arme auf, als es fassen mochte; was sie bedurften, gewann er ihnen bald durch sein flehend Wort, das der Menschen Herzen bis zum tiefsten Grunde im Mitleid zu bewegen wußte. Der Segen war über all seinem Thun; je mehr die Mittel wuchsen, um so mehr erweiterte er die Anstalt, und breitete sie auf jede Art von Dürftigkeit und Preßhaftigkeit aus. Auf seinem Rücken schleppte er selber die Kranken herzu, daß er oft unter der Last zusammenbrach; Tag und Nacht sorgte er rastlos für seine Pflegbefohlenen. Kein Undank, keine Mißhandlung vermochte seinen Eifer zu hemmen. Nicht eigene Noth und drückender Mangel konnte ihn abhalten; wo die Almosen nicht ausreichten, lieh er Geld, um ihren Bedürfnissen zu genügen; und immer fand er dann Solche, die für ihn einstanden. Einst war im königlichen Spitale bei Gelegenheit eines Gelages, das die Vorsteher gaben, Feuer ausgebrochen; und die Flammen hatten so schnell um sich gegriffen, daß, als die Leute herzugeeilt, Niemand sich, der Wuth des Feuers wegen, in die Nähe des Gebäudes wagte; und man davon redete, von der Alhambra aus, ein Mittelgebäude mit dem Geschütze zu demoliren, um den noch unversehrten Theil zu retten. Johannes war auch unter den Ersten herbeigeeilt; als er die Wehklagen der Kranken von den Fenstern hörte, konnte er es nicht über sich gewinnen, müßig zu bleiben, und drang durch eines der ganz mit Rauch verhüllten Thore ein. Ohne Verzug schritt er innen zum Werke; den Kranken, die noch gehen konnten, wies er die Wege; andere führte er, andere wurden getragen, noch andere bisweilen paarweise geschleppt; die unteren wurden durch die Fenster herabgelassen: Alles mit solcher Kraft und Schnelle, daß Alle, besonders Solche, die seinen durch Fasten und Wachen geschwächten Körper kannten, darüber staunten. Als die Kranken in Sicherheit waren, rettete er vom Geräthe, was zu retten war, überall vorn an, und mit Besonnenheit die beste Vorkehr machend. Er nahm dann eine Axt, und bestieg den Speicher, um den Flammen zu wehren; während es ihm aber damit auf einer Seite gelang, brachen sie auf der andern um so heftiger hervor. Eine halbe Stunde lang hatten die Anwesenden ihn aus den Augen verloren und ihn schon aufgegeben; als er auf einmal aus den Flammen hervorsprang, die Kleidung unverletzt, nur Augenbrauen und Wimpern verbrannt. Siebenzig Zeugen haben den Vorgang eidlich beschworen. In solchen Werken hatte er die zwölf letzten Jahre seines Lebens hingebracht, als ihn endlich im 55sten der Tod, am Fuße des Crucifixes, im Jahr 1550 fand. Die Hospitaliter, nach ihm genannt, haben ihren Ursprung von ihm genommen.

Friede in Gott, von Novalis.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß' ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Flut mir seyn,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

Morgengang.

Mit meinem Gott und Herrn allein
Zog ich im gold'nen Morgenschein,
Trug betend hin die Himmelsspeise
Zwei Kranken für die letzte Reise.

Wie schwiegen da so feierlich,
Bewundernd Feld und Thal um mich!
Wie sah ich auf den Blüthenkränzen
Des Thaues hellste Perlen glänzen!

Ich trat in eines Waldes Nacht;
Welch Leben war da schnell erwacht!
Geflüster und ein grüßend Neigen
Der Bäume mit geschmückten Zweigen.

Die Vöglein sah'n in frommer Ruh
Von schwanken Aesten lauschend zu,
Eichkätzchen saßen auf den Wegen,
Als harrten sie auf Priesters Segen.

So trug ich lang durch Thal und Flur,
Durch die rings betende Natur
Den Kranken zu die Himmelsspeise
Zur Stärkung für die letzte Reise.

Mir lacht' im Herzen Morgenschein,
Zu geh'n mit Jesus so allein,
Und wie die Sonn' am Himmel glühte,
Glüht auch die Liebe im Gemüthe.

O Gang im gold'nen Morgenschein
Mit meinem Gott und Herrn allein!
In heiligem Verklärungsschimmer
Schwebst du vor meinem Geist noch immer.

Pius Zingerle.

Die Cholera in Neapel 1836 und 1837.

Die folgende kurze Schilderung der Cholera in Neapel findet sich in den Curiosités italiennes von Valery. Sie enthält am Schluße ein schönes Zeugniß von der großartigen, aufopfernden Barmherzigkeit und hilfreichen Nächstenliebe des Cardinals Ferretti, eines Verwandten von Pius IX., der ihn gegenwärtig als einen Mann von entschiedenem Charakter nach Rom berufen hat, um ihm, an der Stelle von Gizzi das Staatssekretariat zu übergeben. Auch ich erinnere mich noch, als ich im Jahre 1841 einige Zeit in Neapel verweilte, wie dort das Andenken an die Wohlthaten des hochherzigen unerschrockenen Nuntius von jenen Schreckenstagen her im Munde der Dankbarkeit lebte. Die Darstellung Valery's lautet, wie folgt:

Wenn die größten Sittenschilderer des Alterthums und der neueren Zeit, wenn Thucydides und Lucretius in der Pest von Athen, wenn Boccaccio und Manzoni in der von Florenz und Mailand die verschiedenartigen Ausschweifungen und Frevel der Eigensucht und der Sittenverderbniß gezeigt haben, welche im Gefolge von den Schmerzen und Schrecken des Unglücks giengen; wenn mächtige Hauptstädte der neueren Zeit (wie Paris und Petersburg zur Zeit der Cholera und Philadelphia zur Zeit des gelben Fiebers 1792), Städte, die auf ihre Bildung oder ihre Freiheit stolz sind, keine minder verabscheuungswürdigen Verbrechen in unseren Tagen gesehen haben: so muß uns ein Bild, welches die Seuche in einer sehr verschiedenen Gestalt darstellt, tröstlich und nützlich erscheinen.

Die Ehre einer solchen Verschiedenheit gebürt Neapel, das mitten unter so schrecklichen Umständen einen

Anblick der Ordnung, der Aufopferung, der Geduld, des Vertrauens und der Ergebung darbot. Die Gestalt der Stadt hatte sich nicht geändert; die Furcht, welche man den Neapolitanern so oft schon zum Vorwurf gemacht, schien damals ihren Einfluß auf ihre lebendige Einbildungskraft verloren zu haben, und statt die Kranken zu fliehen, umgaben sie dieselben mit einer zarten und sorgsamen Pflege. Wohl hatte man anfänglich versucht, einige Gerüchte von Gift auszustreuen; allein der König begab sich sogleich in den angesteckten Stadttheil; er besuchte die Kranken, spendete ihnen Hilfe, Trost, Hoffnung; er trat in die Läden, verkostete das Brod, den Wein, die verschiedenen Lebensmittel, und ließ seinen Gesellschaftscavalier und seine Adjudanten davon essen und trinken. Sein Beispiel wirkte auf Aerzte und Beamte, die alle ihre Schuldigkeit thaten.

Man hatte die thätigsten und zweckmäßigsten Vorkehrungen getroffen. Seit dem Jahre 1835 bestanden in jedem Stadttheil Gesundheits-Commissionen; die Gefängnisse wurden jeden Tag gelüftet und gereinigt und die Gefangenen reichlich mit Linnen und Kleidern versehen. Eine große Anzahl öffentlicher Gebäude in den verschiedenen Theilen der Stadt wurde in Krankenhäuser verwandelt, um die Pflege leichter und schneller zugänglich zu machen. Der Eifer und die verständige Umsicht waren so groß, daß diese Spitäler die gleichen, ja noch günstigere Resultate erzielten, als die Wissenschaft und der Muth der Aerzte zu Paris. Selbst bis zu den Kirchhöfen herrschte Ordnung und Sittsamkeit; die Todten wurden Nachts hinweggeführt und in tiefe, wohl zugedeckte Gruben gelegt; und es fand, soviel mir bekannt ist, keine andere Unordnung während der ganzen Cholera statt, als die eingewurzelte und unvermeidliche Trunksucht der Todtengräber.

Die Cholera erschien zum Erstenmal am 2. Oktober 1836. Schon früher schlich sie in Apulien umher; allein die Jahreszeit war so wunderschön, der Glanz des Himmels so rein, die milden Nächte so ohne Feuchtigkeit, und selbst die leisesten Anzeichen so fern, daß es unmöglich schien, an den Einbruch dieser Geißel zu glauben. Berühmte Aerzte des Auslandes, welche sich in Neapel befanden, theilten die Selbsttäuschung des Volkes. Als der Doktor Rocco Brandonisio d'Acqua-Viva die Cholera prophezeite, konnten seine Worte nur Verwünschungen von Seite des Volkes und Geringschätzung von Seite seiner Amtsbrüder bewirken. Indessen entriß diese Cholera, während den fünf Monaten ihrer Dauer, bis zum 7. März 1837, nur 6200 Einwohner. Allein sie kehrte schrecklicher zurück, und vom 13. April bis zum 25. September stiegen ihre Verwüstungen auf 50,000 Menschen; am 28. Juni allein raffte sie über 1000 hinweg, obschon die öffentlichen Verzeichnisse nur 591 angeben. In weniger als einem Monat hatte Neapel den sechsten Theil seiner so lebendigen, so geräuschvollen, so dicht auf einander gedrängten Bevölkerung verloren.

Diese neapolitanische Erde, dieser Himmel, dieses Meer, dessen Lächeln die Fremden aus so weiter Ferne herbei lockt, schienen grauenvoll und unheilschwanger. Die Zahl der Päße, die sich jährlich auf 6000 beläuft, was eine Mittelzahl von 20,000 Fremden gibt, erreichte im Jahre 1837 nicht die Hälfte. Mehrere dieser Fremden wetteiferten in ihrer Dienstfertigkeit und Barmherzigkeit mit den Neapolitanern. Ein Engländer, der an der Chiaja wohnte, gründete, nachdem er die Cholerakranken eifrigst unterstützt, ein Spital für die Waisenkinder der Seuche; er hatte hiebei einen neapolitanischen Priester zum Gehilfen, dessen Name mir leider nicht mehr erinnerlich ist. Die Königin Maria Isabella und die vornehme Welt der Chiaja sicherten durch ihre Beiträge den Fortbestand dieser Anstalt. Auch der Erzbischof von Neapel, der Kardinal Carracciolo de Martino, hat ebenfalls ein Haus für Cholerawaisen gegründet.

Allein der Held der Cholera war der päpstliche Nuntius Ferretti, aus einer alten Familie von Ancona stammend, gegenwärtig Kardinallegat von Urbino und Pesaro, ein unerschrockener frischwagender Mann (homme intrépide, aventureux). Als Bischof von Rieti hielt er 1831 die Armee der Bolognesischen Empörer zurück, als sie unter dem Befehl des tapfern Cercognani, eines alten Soldaten unserer Armee, der ihn allerdings ungeschickt angegriffen hatte, gegen Rom marschirte. Die barmherzige Menschenliebe Ferretti's, scharfsichtiger als Polizei und Medizin, hatte die Cholera bei ihrem zweiten Erscheinen erkannt; und man erfuhr die Wiederkehr dieser Geißel Gottes durch die Hilfe, die er den ersten Kranken zu bringen eilte. Der Priester siegte bei ihm über den Diplomaten, er theilte all sein Geld aus, und selbst das Silber der Gesandtschaft blieb nicht verschont.

Vertrauliche Gespräche über die Knüppel-Freiheit.

Schnapphahn. Das muß anders werden, sag' ich dir.

Hans Michel. Was muß anders werden?

Schnapphahn. Mit der Freiheit, alter Esel! muß es anders werden, und mit der Morgenröthe.

Hans Michel. Mit der Freiheit?

Schnapphahn. Ja mit der Freiheit.

Hans Michel. Wie meinst du das?

Schnapphahn. Wie ich das meine? Das will ich dir sagen: da schreiben sie Jahr aus Jahr ein von der Freiheit und halten himmellange Reden darüber, als hätten sie die Zeit gestohlen, und unser Einer hat nichts davon. Es fehlt uns nicht allein die Freiheit, es fehlen uns eine Menge Freiheiten, sag ich dir, und die müssen wir haben. So mein' ich.

Hans Michel. Aber wie willst du sie kriegen?

Schnapphahn. Nichts einfacher als das. Vor Allem, verstehst du mich, müssen wir die Knüppelfreiheit in Schwung bringen und dann, das kannst du mir kühn auf mein Wort glauben, dann werden alle übrigen Freiheiten von selbst nachfolgen, und das ist so gewiß, als es Scherben gibt, wenn ich dem Wirth einen Stein in's Fenster werfe.

Hans Michel. Ja aber — die Polizei —

Schnapphahn. Was aber? Was Polizei? Da abert sich nichts und polizeit sich nichts. Laß nur einmal unserer zehntausend Knüppel bei einander seyn, dann wird die Welt bald anders ausschauen. Dann wird's mit der Freiheit, wie wir sie verstehen, endlich Ernst werden. So ein Knüppel, sag ich dir, der wirkt besser als all ihr Gegacker; das gibt dir besser aus als all ihr Geschreibsel und Geschwätz, von dem keine hungrige Maus satt wird: drum Knüppelfreiheit, und wir sind die Herren, und wer dann nicht nach unserer Pfeife tanzt, dem wollen wir den Takt so lange auf den Rücken schlagen, bis er es lernt. Das wird ein lustig Regiment unter der Knüppelfreiheit werden, nicht wahr Michelchen? —

Der gekreuzigte Jäger.

In einem Fischerhäuschen am Starenbergersee starb diesen Sommer ein Mann — der Sohn des früheren Besitzers — dessen sonderbares Schicksal, das wir aus seinem Munde vernommen, der Aufschreibung werth ist. Zachäus Wagner — so hieß der Fischersohn — war einer von jenen Menschen, welchen es nur an Bildungsgelegenheit gefehlt, daß sich nicht seine Naturanlagen zu ausgezeichneten Erfolgen entwickelt haben mochten. „Zacherl" — von den Leuten gemeinhin so genannt — war ein scharfsinniger Kopf, geschickt zu Allem, was er begann. Er war der beste Fischer, Gärtner, Zimmermann, Büchsenschafter und Jäger. Nichts hatte er gelernt, aber Alles, was er unternahm, vollendete er mit einer gewissen Genialität. Nichts aber sagte ihm so zu — wie das edle Waidwerk, so daß er die seinem Vaterhause eigene Fischerei bald verließ, und den grünen Wald zu seiner Werkstätte erkohr. Als Jäger hatte er sich lange Zeit umher getrieben und nebenbei mit ganz besonderer Geschicklichkeit zu Gunsten seines Reviers die Wilddieberei in Nachbarslanden praktizirt. Während er vor einigen Jahren als Jäger in Reichersbayern Wald und Wild für seine Gutsherrschaft schützte, traf ihn ein Erlebniß, dessen Eigenthümlichkeit uns veranlaßt, es hier wieder zu erzählen. Gerne gäben wir es in der kräftigen oberbayrischen Mundart, die gerade zu solchen Darstellungen geeignet von dem Helden des Factums auch mit unbewußter Poesie gemundhabt wurde — fürchteten wir nicht, einem großen Theil unserer Leser unverständlich

zu werden. So folgt denn das Abenteuer des Jägers Zacherl, wie er es erzählt, in getreuer Ueberſetzung.

„Gibts dann etwas Schöneres, als die freie Pirſch auf Reh und Hochwild? Geht einem nicht das Herz im Leib auf, wenn man Abends ſo ganz allein durch Wald und Wieſen ſtreift, und die liebe Sonne ihre letzten Strahlen wie goldene Bänder niederlegt! oder früh Morgens, wann aus dem Dunkel ſo nach und nach Berg und Wald auftauchen und die Vögel ein ſchöneres Lob Gottes hermuſiciren, als der Herr Schullehrer auf ſeiner verſtimmten Orgel und die Urſchi (Urſula), wenn ſie den Catharr hat?! Von Kind auf war ich eben am Liebſten im grünen Wald; die Freude hat ja der Aermſte wie der Reichſte! Der aber kehrt ſich noch ſechsmal in den Federn um, während unſer Einer ſich drauſſen ſchon ein paar Pfeifen geſtopft hat und wieder nach Hauſe geht, wenn der Andere erſt an's Aufſtehen denkt. — So war es denn einmal ein wunderſchöner Abend im Juli, als ich gegen die Benediktenwand durch die Gehölze hinanpirſchte; aber weiß der heilige Hubertus, warum mir nichts herging. Ich kam auf keinen Rehbock zu ſchießen und auf keinen Hirſch — wir hatten auch einen guten Hochwildſtand in der Revier. Nacht ward's, und ich dachte mir: zum Heimgeh'n wird's zu ſpät, weil ich wieder früh hinaus will; ich lege mich in die Heuhütte, dann bin ich zur Morgenpirſch ſchon heraußen (wer im bayeriſchen Hochlande war, kennt wohl dieſe Heuhütten, fern vom Dorfe, Jägern und Nachtſchwärmern zum Uebernachten günſtig). Müd war ich, und ſo blieb denn auch der Schlaf nicht lang aus; auch hatte ich einen guten Schlafkameraden, mein Schweißhundel — den Waldmann. Ich mochte wohl kaum ein paar Stunden geſchlafen haben, ſo ſchlagt der Waldmannl an. Ich denk nichts weiter, als daß der Hund träumt, oder ihn die Mondſtrahlen irr machen, die durch die Bretterſpalten hereinſchienen. Kaum lieg ich wieder auf dem Ohr, rumpelt etwas herein; ich greif nach meinem Stutzen, will aufſpringen; aber da ſchreit's ſchon: Gelt Kerl, hab'n wir dich einmal?! Es waren aber drei Burſche, die mich ſchon gepackt hatten, und wogegen kein Wehren mehr half. Zwei von ihnen hielten mich feſt und der Dritte ſchlug mit einem Prügel auf mich los. Er muß aber tüchtig getroffen haben, denn ich ſah und hörte bald gar nichts mehr. Sie haben mich, wie's bei uns heißt, „„damiſch““ geſchlagen. Aus meiner Betäubung ward ich bald wieder geriſſen, und die Schmerzen, die mich geweckt, brauch ich mir nicht roth im Kalender einzumerken; denn ich vergeſſe ſie meiner Lebtage nicht mehr. Die Burſche — es waren Wildſchützen, die ich ſchon einmal vor's Landgericht gebracht — hatten mich, während ich beſinnungslos war, vor die Hütte geſchleppt, an die Bretterwand aufgerichtet, meine Arme ausgeſpreizt und ſchlugen mir durch jede Hand und durch einen Fuß ſtarke, ſpitze Holznägel. So hing ich denn gekreuzigt an der Hütte; die Burſche ſprangen davon, mein Waldmann ihnen nach, kam aber bald wieder. Da hing ich dann in tauſend Schmerzen und hatte doch nicht die Kraft laut zu rufen und konnte nur wimmern, wie mein Hund, dem mein Zuſtand auch zu Herzen ging. Gerade ging die Sonne hinter den Bergen herauf und mein Gedanke war: Nun iſt dein Morgengebet auch dein Stoßſeufzer im Sterben. Die gräßlichen Schmerzen nahmen mir meine Denkkraft; ich war ja ſchier in Verzweiflung, ſo elend ſterben zu müſſen. Wohl dachte ich aber immer an unſern Herrn und Heiland Jeſu Chriſt, der von den Sünden aller Menſchheit belaſtet, elendiglich den Kreuzestod ſtarb! Aber allgemach vergingen mir die Sinne, und als ich wieder erwachte, lag ich auf dem grünen Grasboden. Mein Waldmannl hatte nämlich mit ſeinem Gebell und Geheul einen Hirtenbuben, der das Vieh mit Tagesanbruch auf eine Waldweide trieb, hergelockt. Da fand dann die Kreuzabnahme ſtatt. Ein Waldbrünnlein gab uns friſch Waſſer, um meine Wunden auswaſchen und mich laben zu können. Mir war aber ſo, daß ich nicht auf den Füßen ſtehen konnte. Ein paar Holzknechte trugen mich nach Haus; acht Tage lag ich im Bett, und da habe ich Gelegenheit gehabt darüber nachzudenken, es ſey wohl gut geweſen, daß der liebe Gott mir für ſo manche Lumperei eine Buße geſchickt hat, — vierzehn Tage darauf war ich wieder in meiner Revier, freilich mit verbundenen Händen. Zum Glück waren die Nägel durch keinen Nerv gegangen, ſo was heilt bei einem Jäger bald wieder. Gott zum Dank für meine wunderbare Befreiung, habe ich in der Tölzer Pfarrkirche drei heilige Meſſen leſen laſſen. Meine Kreuziger habe ich oft wiedergeſehen im Wirthshaus und auf freiem Feld; habe mir aber gedacht: ich will nicht Richter ſeyn; treff' ich euch aber im Wald in meiner Revier, ſo thue ich doch, was ich immer gethan hätte.“ —

Dieß die Erzählung des Zacherl; klingt ſie auch unglaublich, ſo ſah ſich Schreiber dieſes doch ſelbſt zum Glauben überzeugt, da er mit eigenen Augen die Wundmale an den Händen und einem Fuße des Jägers ſah. Seiner Ausſage nach mochten es wohl vier bis fünf Stunden geweſen ſeyn, die er an der Heuhütte gekreuzigt, zugebracht.

F. P. 1846.

Napoleon vor Hanau auf der Heimkehr von Rußland 1814.

Rheinischer Merkur, herausgegeben von J. Görres. Nro. 5. 30. Jan. 1814.

Kaiser Napoleon, welcher während der Schlacht bei Hanau die Nacht über im Lamboywalde bivouakirt hatte, sendete Morgens nach 8 Uhr einen seiner Adjudanten nach Hanau. Dieser gab dem Präfekten zu erkennen, daß er sich wundere, ihn noch nicht mit dem Munizipalrathe bei Sr. Majestät gesehen zu haben, um dem Kaiser die Ehrfurcht zu bezeugen. Man entschuldigte sich damit, daß man von der Anwesenheit Sr. Majestät im Walde keine Kenntniß gehabt hätte, und sogleich mußte der Präfekt, sein Generalsekretär und Präfekturrath, in Begleitung des Adjudanten und eines Gensdarmen, die Wanderung antreten. Der Kaiser saß auf einem Feldstuhl von rothem Saffian, zwischen zwei mit Blau ausgeschlagenen Zelten, in deren Mitte ein Wachfeuer brannte. Er war zunächst umgeben von seinen Marschällen, Generälen und den Großen seines Hofes. Um diese stand ein Kreis von Offizieren mit gezogenen Degen, weiter vorwärts befanden sich Posten von der Grenadier-Garde. Als der Präfekt und seine Begleiter von dem Adjudanten vorgestellt wurden, sagte Napoleon: „Sie sind der Präfekt von Hanau? das ist die schlechteste Stadt in Deutschland. Die Bürger haben die Oestreicher und Bayern mit Hurrah- und Vivatrufen empfangen. Ich weiß, daß ich sie nicht zwingen kann, die Franzosen zu lieben; allein ich dächte, es wäre Prinzip der Klugheit, es mehr mit Frankreich, als mit Rußland zu halten. Jenes Reich liegt näher, und vermag darum leichter Schutz und Hilfe zu leisten. Zur Strafe habe ich in der vergangenen Nacht die Stadt mit Granaten begrüßen lassen. Hat das Feuer viel Schaden gethan?“ Man schilderte die Verwüstung, welche Folgen des Bombardements gewesen war. — Der Kaiser fuhr fort: „Es lag in meinem Willen, die Hälfte der Stadt zu verbrennen.“ Der Präfekt stellte vor, wie gastfreundlich Hanau seit sieben Jahren die Krieger Frankreichs aufgenommen; mit welcher Ergebenheit die Stadt die zahllosen Lasten getragen habe, welche das Kriegsgeschick ihr zuführte. Er bat den Kaiser, an das Urtheil irgend eines der anwesenden Marschälle oder Generäle, welcher mit der Stadt und ihren Verhältnissen näher bekannt wäre, appelliren zu dürfen. Jetzt rief der Kaiser: „Augereau!“ Mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung trat der Marschall hervor. „Sie haben dieses Land noch kürzlich gouvernirt,“ sagte Napoleon, „was können Sie mir über die Einwohner sagen?“ Augereau sprach lange und mit Wärme für die Hanauer, und lobte namentlich die Rechtlichkeit und den Eifer für die Behörden. „Schon gut,“ schloß der Kaiser, „ich weiß, daß die Behörden rechtliche Leute sind, aber die Bürger sind Canaillen. Für diesmal mag die Strafe genügen. Jetzt lasse ich die Stadt unter dem Joche der Kosacken, ändert sie ihr Betragen nicht, so werde ich seiner Zeit sie noch härter züchtigen.“ — Nun ging Napoleon in sein Zelt zurück, und der Großstallmeister Caulincourt setzte die Unterredung mit den Hanauer Deputirten fort. Er wollte Nachrichten von der Stärke der feindlichen Armee haben, und hören, welcher General die Bayern kommandire. Er forschte nach dem Namen der in der Schlacht vom gestrigen Tage verwundeten Stabs-Offiziere, namentlich fragte er, ob Wrede blessirt sey. Sodann trat er in des Kaisers Zelt, um diesem zu referiren. Napoleon kam wieder heraus, lehnte sich nachläßig auf den Feldstuhl, und Caulincourt fuhr in seinen Fragen in deutscher Sprache fort, welche dem erhaltenen Befehl zufolge auch deutsch beantwortet werden mußten. Speziellere Nachrichten über den Stand der verbündeten Armee waren der Inhalt des Gespräches. Ein Adjudant kam herangesprengt mit der Meldung, daß Frankfurt von den Oestreichern und Bayern besetzt sey. Der Kaiser erwiederte rasch: „Tant mieux,“ rief: „Berthier!“ und gab dem herantretenden Prinzen von Neufchatel die Ordre, daß sogleich eine Division vorwärts marschiren solle. Darauf entließ er den Präfekten. Dieser ersuchte den Großstallmeister, die Stadt der Gnade Sr. Majestät zu empfehlen. Eine Bitte, welche Caulincourt auf die humanste Weise erfüllte. Napoleon schwieg, der Präfekt und seine Begleiter kehrten nach Hanau zurück.

Der Dom deutscher Eintracht.

Es steht ein ächter deutscher Dom
Zu Regensburg in der Stadt;
Der, weil er ragt gleich einem Fels,
Auch Petri's Namen hat.

Er schaut mit seinen Thürmchen all',
Weit in das Blau hinein,
Die schwanken selbst im Sturme nicht,
Im Flammenwetterschein.

So ſtand auch einſt das deutſche Land,
Mit hochgehob'nem Haupt,
Und ſeine Männer wankten nicht,
Vom ärgſten Sturm umſchnaubt.

Das machte ihre Einigkeit;
Ein Herz, und auch ein Sinn. —
Seit unſer Vaterland getheilt,
Iſt auch die Stärke hin.

Wir ſind nicht wie die Väter mehr,
Wir ſchlugen aus der Art;
Ein Zeugniß iſt's, daß wir nicht bau'n,
So feſt, ſo hoch, ſo zart.

Selbſt große Bauten ſind gedrückt,
Kein Leben in dem Stein;
Als wär's ein Zeichen unſ'rer Zeit,
Die groß iſt, und doch klein.

An menſchlicher Erfindung groß,
Und auch im Handel dreiſt,
Doch wie die Eiſenbahn ſo flach,
An wahrem, ächten Geiſt.

D'rum deutſche Brüder auf und baut
An einem geiſt'gen Dom;
Tauft ihn zur „deutſchen Einigkeit,"
Der trutzt dem Zeitenſtrom!

C. Schultes.

Fenelon in ſeinem häuslichen Leben.

Seine Stimmung war gleichmüthig, ſeine Freundlichkeit gefühlvoll und einfach, ſeine Unterhaltung lehrreich und belebt. Eine ſanfte Heiterkeit milderte bei ihm die Würde ſeines Amtes; ſein Eifer für die Religion hatte nie eine Beimiſchung von Trockenheit oder Bitterkeit. Während des Kriegs ſtand ſeine Tafel allen Offizieren, ſowohl den einheimiſchen als den feindlichen, die ſein Ruf haufenweiſe nach Cambrai lockte, offen. Mitten unter den Pflichten und Arbeiten ſeines biſchöflichen Hirtenamtes fand er noch Augenblicke, die er ihnen widmete. Sein Schlaf war kurz, ſein Mahl von der äußerſten Einfachheit, ſeine Sitten von der unbeſcholtenſten Reinheit. Spiel und Langweile waren ihm beide unbekannt; Spaziergänge bildeten ſeine einzige Erholung, und er entdeckte das Geheimniß, auch ſie für das Wirken ſeiner Wohlthätigkeit ergiebig zu machen. Begegnete er Landleuten, ſo gewährte es ihm ein Vergnügen, ſich mit ihnen zu unterhalten. Man konnte ihn mitten unter ihnen auf dem Gras ſitzen ſehen, wie einſt den heiligen Ludwig unter der Eiche von Vincennes. Auch ihre Hütten beſuchte er, und mit Freuden empfing er Alles, was ihre gaſtliche Einfalt ihm anbot. Ohne Zweifel haben die, welche er mit ſeinen Beſuchen beehrte, mehr denn einmal den heranwachſenden Geſchlechtern erzählt, wie ihr niedriges Dach den Fenelon aufgenommen habe. **La Harpe Éloge de Fènelon.**

Wer iſt der Welt wahrhaft abgeſtorben?

Wir leſen in dem Buche der Altväter, ſpricht Geiler von Kaiſersberg, wie ein junger Bruder kam zu St. Makarius und ſprach: „Vater! woran ſoll ich erkennen, ob ich der Welt todt bin oder nicht?" Der Altvater ſprach: „Geh zu dem Beinhaus und rede den Todten Uebeles nach und fluch ihnen." Der Jüngling ging und that, wie ihm geheißen, und kehrte zurück und ſprach: „Die Todten haben mir keine Antwort gegeben." Der Altvater ſprach: „Geh morgen wiederum hin und ſprich Gutes von ihnen und lobe ſie." Er that es, kam wieder zu dem Altvater und ſprach: „Sie haben mir wieder keine Antwort gegeben." Da ſprach der Alte: „Alſo thue auch du, willſt du der Welt wahrlich ſterben: lobt man dich, ſo erhebe dich nicht; flucht man dir, ſo ſey nicht ungeduldig."

Denkmal von Heinrich Klee
auf dem Gottesacker zu München.

Klaggeſang

der Studirenden der theologiſchen Facultät zu München am Grabe ihres unvergeßlichen Lehrers, des hochwürdigen, hochgelehrten Herrn Heinrich Klee, Dr. und Profeſſors der Theologie an der Ludwigs-Maximilians-Univerſität, geb. zu Münſter-Mayfeld bei Coblenz, den 20. April 1800, geſt. den 28. Juli 1840.

Was fluthest du, Isar, was wogest du, Rhein,
Was zerfließet ihr Wolken in Thränen?
Ich rinne hernieder vom Alpendom
Aus Bayerns Herzen ein Thränenstrom,
Und Klag' ist mein Tosen und Tönen.

Er hat geendet, der christliche Held,
Der Kämpfer für Kirche und Glauben,
Der ihr Heiligthum schirmte mit Manneskraft
Und kühn die Gegner Lügen gestraft,
Die die Wahrheit setzten auf Schrauben.

Ein Greis nicht schied er, nicht lebensmüd,
Er sank in der Mitte der Tage:
Nun trag' ich die Kunde nach Ost und Nord
In alle christlichen Länder fort,
Und erhebe die schmerzliche Klage.

Kaum sind vorüber der Jahre zwei,
Da setzten sie nieder die Bahre,
Da senkten sie meinen Geliebten ein,
Ich spülte um seinen Leichenstein:
Und wieder nahet die Bahre!

Was zürnest du, Isar, was zürnest du, Rhein,
Und schäumest über dein Bette? —
Ich sah ja ihr beider blutendes Herz,
Sie tödtete Gram und der nagende Schmerz
Ob des Kampfes auf heiliger Stätte.

Doch sanken auch plötzlich der Stützen zwei,
Die Kirche wird nimmer erschüttert.
Gott hat sie gegründet auf Felsengrund,
Die Wahrheit werde der Erde kund,
Wenn sie bang ob des Künftigen zittert.

Was sinnet ihr hin, was sinnet ihr her,
Und erstarret in trostlosem Schweigen!
Er ist hinüber, ihr habt ihn nicht mehr:
Gott selber steht für die Seinen zur Wehr,
Das wird die Zukunft bezeugen.

Du aber, Dessen Hülle wir hier
Zur letzten Ruhe bestatten,
Empfange des Himmels Bürgerkron',
Zum ewigen unvergänglichen Lohn,
Für Deine lebenden Thaten.

Nimm hin noch unseren letzten Dank!
Laß stets Deinen Namen uns feiern.
Wir alle, wahrlich! vergessen Dein nicht:
Du aber vor Gottes Angesicht
Bitt' auch für's katholische Bayern!

Joh. Sepp.

Das haben die Römer gethan!

Was auch die Fremden des Nordens manchmal ſagen mögen, in dem heutigen römiſchen Volke iſt noch immer ein geſunder, tüchtiger Kern. Es zeigt im Handel und Wandel eine auf religiöſem Grunde ruhende Redlichkeit und Ehrlichkeit und Sitteneinfalt, wie man ſie in großen Städten ſelten findet; es iſt gegen Jedermann offen, mittheilſam und theilnahmvoll; gegen Arme und Bedürftige freigebig und mitleidig; für alles Edle und Große hat es bis in die unterſten Klaſſen eine bewundernswerthe Empfänglichkeit, die ſich manchmal in ſinniger und rührender, manchmal auch in großartiger, hochbegeiſterter Weiſe äußert. Beſeelt von einer wahrhaft kindlichen Heiterkeit, weiß es ſich über das Geringſte mit liebenswürdiger Selbſtgenügſamkeit zu freuen; ein Strohfeuer, das in einem Faſſe brennt, kann eine ganze Straße den Abend über unterhalten, und die Tauſende und Tauſende, die den Corſo in den Tagen des Carnevals füllen, vergeſſen auch in der ausgelaſſenſten Luſt nicht Sitte und Anſtand. Der Gemeinſte beſitzt in der Regel einen geſunden Mutterwitz und ſind ihm auch die Bücher verſchloſſen geblieben, ſo hat er ein um ſo offeneres Auge für das Leben und ſeine Erfahrungen und eine beredte Zunge, die ſich im lebendigen Verkehr geübt hat und ſelbſt in den gemeinſten Dingen des Alltagslebens mit Wohllaut, Anmuth und Würde auszudrücken weiß.

Freilich ſtehen dieſen Lichtſeiten auch düſtere Schattenſeiten gegenüber, die guten Theils die Folgen einer vielfach mangelhaften und verwahrloſten Erziehung ſind. Der Trieb nach Thätigkeit, das Pflichtgefühl eine beſtimmte Lebensaufgabe zu erfüllen, wird bei gar Vielen in ihrer Jugend nichts weniger als geweckt. So gewöhnen ſie ſich daran, in ſüßem Müßiggange, auf dem

Boden lang dahin geſtreckt, ſich die Welt in der behaglichſten Ruhe anzuſchauen und das Leben unter endloſem Geplauder über tauſend Kleinigkeiten zu verſchlendern. Etwas mit Ernſt anzugreifen und durchzuführen, ihre Leidenſchaften vor dem Ausbruch zu zügeln, ihre Schwächen zu überwinden und ihre Unwiſſenheit zu belehren, das fällt Wenigen ein; ſie laſſen, in den Tag hinein lebend, eben Gottes Waſſer über Gottes Land laufen. Daß aber eine ſolche Maſſe unwiſſender Müßiggänger in Augenblicken allgemeiner Aufregung leicht die Beute ruchloſer Verführer werden kann, die ihre Leidenſchaften zu entflammen wiſſen und ihnen Gott weiß welche Hoffnungen vorſpiegeln, iſt nur zu leicht begreiflich. Und dieſe Gefahr erſcheint um ſo ernſter, wenn man bedenkt, daß dieß Volk durch die vielen Tauſend Fremden, die Rom alljährlich beſuchen, mit den Verlockungen und den Laſtern aller Welt in Berührung kömmt, während zugleich alles Lumpengeſindel und bettelnde Vagabundenvolk von nah und fern ſeinen offenen Thoren zuſtrömt. Allein wie vielfach es auch geſchehen mag, daß der Italiener und namentlich der Römer ſich ſeinem ſüßen Müßiggange ergibt: ſo hat dennoch die Maſſe des Volkes eben in dem lebendigen Verkehr des Wortes und des Lebens ihren geſunden Mutterwitz ſo ausgebildet, daß nicht ſelten der niedrigſte Bettler, der keinen Buchſtaben leſen kann, richtiger urtheilt, als ſo ein dünkelvoller, halbgebildeter Ladendiener in Deutſchmichelland, der ſeine politiſche Weisheit täglich aus dem Frankfurter Journal ſchöpft und die neueſten Pariſer Schmutzromane der Leihbibliothek heißhungrig verſchlingt. Mit einem gemeinen Römer ſich zu unterhalten, gewährt daher auch in der Regel ein unendlich größeres Vergnügen, als den Gemeinplätzen und Leichtfertigkeiten unſerer gebildeten Muſterreiter, Schöngeiſter und freiſinnigen Politiker an den großen Wirthstafeln zuzuhören. Es iſt nicht nur dieſer natürliche Verſtand allein, der den Rö-

mer wie den Spanier auszeichnet, sondern es ist auch das Gefühl menschlicher Würde, das sich in seinen Gesinnungen und seinen Worten ausdrückt, welches uns Achtung einflößt. Wie viele Züge, deren sich wahre Edelmänner nicht zu schämen hätten, ließen sich nicht aus dem römischen Volksleben und zwar von den untersten Klassen anführen! Für dießmal wollen wir uns nur mit einer Erinnerung begnügen, die sich an die verstorbene Fürstin Borghese knüpft. Was ich hier erzähle, war kurz vor meiner Ankunft in Rom vorgefallen, und die Erinnerung daran noch frisch und lebendig.

Die junge Fürstin Guendaline Borghese, die Tochter des Lord Shrewsbury, genoß in Rom die Achtung und die Liebe aller Stände, von dem vornehmsten Herzog bis hinab zum letzten Bettler. Denn war sie durch Schönheit, durch Reichthum, durch hohen Adel der Geburt, durch Liebenswürdigkeit im Umgang, durch einen gebildeten empfänglichen Geist und eine kunstgeübte Hand ausgezeichnet, und galt sie in allen diesen Beziehungen als das Muster der Frauen: so war sie noch ausgezeichneter durch Güte des Herzens, durch Frömmigkeit und einen milden, werkthätigen, freigebigen, mitleidigen Sinn und eifrige Nächstenliebe. Während sie in ihrem glänzenden Pallaste Alles empfing, was in der Weltstadt aus allen Ländern Europa's zusammenströmte und Anspruch auf Auszeichnung hatte, konnte man sie Morgens in der ärmsten Hütte finden an dem Bette einer Kranken oder Sterbenden, der sie das Lager zurecht machte oder die Stube selbst fegte. Als sie daher selbst im Jahr 1839 eines so frühzeitigen Todes in der Blüthe ihrer Jahre und ihrer Wohlthätigkeit starb, war ganz Rom in die tiefste Trauer versetzt. Jeder wollte ihr eine letzte Ehre erweisen und der schönen Leiche ein Zeichen seiner Liebe und Verehrung darbringen. Junge Männer aus den Zünften ließen darum ihren Gemahl, den Fürsten, um die Gnade ersuchen, daß er ihnen gestatten möge, die geliebte Leiche der Wohlthäterin ihrer Stadt auf ihren Schultern nach der letzten Ruhestätte in der Kirche Santa Maria Maggiore zu geleiten. Der Fürst schlug ihnen die Bitte nicht ab. Das Leichenbegängniß fand statt mit einer Theilnahme des ganzen Volkes, wovon gewiß die Beispiele höchst selten sind. Alles weinte, Alles schluchzte, während sich der ernste Zug mit den Fackeln und den trauernden Klagetönen langsam durch die Straßen bewegte, überall öffneten sich die Fenster und fielen Blumen und Kränze auf den Sarg hernieder, der die theueren Ueberreste verschloß.

Nachdem das Leichenbegängniß vorüber war, wollte der Fürst den Handwerksleuten, die seine Gemahlin getragen, in irgend einer Weise seine Dankbarkeit bezeugen; denn die Borghese sind nicht nur eines der reichsten Häuser von Rom, sondern verstehen es auch wie wenige von ihrem Reichthume einen wahrhaft fürstlichen Gebrauch zu machen. Ihre herrliche Villa steht Jedermann mit der großartigsten Gastlichkeit offen, und nicht selten geben sie dort Feste, zu denen die ganze Stadt freien Zutritt hat. Der Fürst schickte also, um die Schuld seiner Großmuth abzutragen, einen seiner Freunde an den, welcher an der Spitze jener jungen Handwerksleute stand, mit der Bitte, er möge ihm ein Namensverzeichniß aller jener zustellen, die seiner Gemahlin mit so viel Theilnahme die letzte Ehre erwiesen, damit auch er sich ihnen erkenntlich zeige. Der darum angegangene aber erwiederte in einem Tone, würdig der alten Größe seiner Vaterstadt: „Gehet zum Fürsten und saget ihm, die Römer sind es gewesen, die seiner Gemahlin ihre Liebe und Dankbarkeit bewiesen!“ Mach's dem Römer nach und sey kein Söldling, kein Hausknecht und Trödeljude, der sich für jeden Dienst bezahlen läßt; sey wie Gottes Sonne, die leuchtet und wärmet ohne einen Lohn zu begehren. — Ein Volk übrigens, das solcher Gesinnungen fähig ist, verdient keine Verachtung; möge es aber gegenwärtig, wo die Dinge jenseits der Alpen immer ernster werden, nicht in die Hand böser Führer und Verführer fallen, die seine Unerfahrenheit und leicht entzündliche Leidenschaftlichkeit auch zu den größten Verbrechen und Gräueln entflammen können. Leider ist die unheilvolle Hand der Revolution, die unserem Zeitalter wie ein Fluch auf dem Fuß folgt, auch hier nur zu sehr beschäftigt, den Samen giftigen Unkrautes unter den Waizen zu streuen: Aufruhr und Mord erheben von Tag zu Tag frecher ihr Haupt; das Geschrei der Massen wird immer lauter, immer gebieterischer, immer drohender; das junge Italien, der Bundesgenosse der jungen Schweiz, wird gewiß nicht müßig bleiben; das wohlthätige Werk Pius IX., der mit hochherzigem Vertrauen begonnen, die Sünden und Versäumnisse der Vergangenheit gut zu machen, eingewurzelte Misbräuche abzustellen, die Verwaltung zu verjüngen, die Erziehung zu verbessern, der Gerechtigkeit Nachdruck zu geben, den Haushalt zu ordnen, der bürgerlichen Freiheit neue Bahnen zu öffnen und überall neues Leben zu wecken, alle diese Verbesserungen sollen in den Strudel der Revolution hinabgerissen werden. Die Pferde bäumen sich wild auf und die Wogen der Anarchie schlagen immer höher. Möge Gott seinem irdischen Statthalter beistehen, möge weder die ungezügelte Maaßlosigkeit der Neuerer sein Werk zerstören, noch die Muthlosigkeit wohlmeinender aber kurzsichtiger Vertreter des Alten es preisgeben, noch die Starrheit eigensüchtiger Nutznießer bestandener Misbräuche es hemmen, auf daß sich Alles zum Guten wende, und uns, den Deutschen, den vielfach gehaßten, das eben nicht beneidenswerthe Loos erspart werde, den Brand zuletzt, wie schon so oft geschehen, mit deutschem Blut zu löschen.

Neue Fabeln von K. F. W. Wander.

Mit Bildern von Prof. **L. Richter.** Leipzig, Druck und Verlag von Otto Wigand. 1846.

Von diesen Fabeln ist es schwer zu sagen, sind sie für die Großen oder für die Kleinen, da sie eigentlich für Niemand recht passen, sehr verschieden von jenem alten Schatz guter Fabeln, die dem Bronnen des tiefsten Alterthums entflossen, von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert gewandert sind, und durch ihre Einfachheit und menschliche Natürlichkeit eine Belehrung für alle Stände, Alter und Geschlechter wurden. Der kalte nordische Boden mit seiner vielleſenden Büchergelehrsamkeit und Ueberbildung ist dieser Natürlichkeit, dieser Einfachheit, dieser gemüthvollen Sinnigkeit und harmlosen Heiterkeit nicht sonderlich günstig. Aus diesen Fabeln spricht uns, statt des frischen Waldgesanges der Poesie, die trockene Prosa des Alltagslebens in ihrer Nüchternheit an; es sind Leipziger und Leipzigerinnen in ihren Schlafröcken und Zipfelhauben, die hier unter den Gestalten der Thierfabel auftreten. Den meisten fehlt es an einer Spitze und an einer Schneide, die Moral und Ironie, statt von selbst in die Augen zu springen, ist so weit hergeholt und gesucht, daß sie ein Kind nur schwer finden wird, oder sie betrifft Verhältnisse, die ihm fremd und daher unverständlich sind. Was soll sich ein Kind z. B. unter folgender Fabel denken, überschrieben: „die Fettgans und der Pelikan."

„Eine goldhaarige Fettgans und ein Pelikan gingen an den Küsten Neuhollands mit einander spazieren. Sie sprachen mit einander über ihre Bestimmung. – „Der letzte Zweck unsers Daseins ist jedenfalls," behauptete der Pelikan, „die Ausbildung des Magens. Jemehr derselbe aufnehmen und verdauen kann, desto vollkommener ist das Geschöpf. Und obgleich ich nicht bestreiten will, daß du in dieser Hinsicht Tausende unserer Gattungsverwandten übertrifft, so wirst Du, geliebte Freundin, doch auch eingestehen müssen, mich bei Weitem nicht zu erreichen. Ich fresse mehr als sechs Menschen, und das sind Geschöpfe, die sich für die Herren der Erde halten."

„Allerdings ist das Fressen unsere vorzüglichste Lebensbeschäftigung," erwiederte die Fettgans; „allein ich kann nicht zugeben, daß es gerade unsere Bestimmung ist. Ich halte es vielmehr nur für ein Mittel, durch welches wir dieselbe erreichen können; darum ist zwischen mir und Dir ein großer Unterschied. Du frissest, um zu fressen und den Kropf zu füllen, ich genieße blos um fett zu werden; dann dien' ich nach meinem Tode als Ampel, die Welt zu erleuchten."

„„Es ist,"" bemerkte ein vorübergehender Mensch, der diese Worte gehört hatte, „„eine herrliche Aufklärung, welche im Leben kaut und verdaut, und nach dem Tode wie faules Holz leuchtet.""

Nicht besser ihrem Zwecke angemessen scheint uns die Fabel von der Elster und Eule, aus der selbst der Erwachsene nur einen dürftigen Sinn gewinnen wird; sie lautet also:

„Eine Elster, die den Tag über sich noch nicht völlig ausgesprochen hatte, sehnte sich nach Gesellschaft. Sie beschloß einer in ihrer Nähe wohnenden Sperlingseule einen Abendbesuch zu machen, da ihre andern Freundinnen und Bekannten nicht zu Hause waren. Ehe sie jedoch die Wohnung der Eule erreichen konnte, kam dieselbe schon heraus.

„Wohin, wohin,
„Frau Nachbarin!"

redete die Elster sie an. „Wie gehts? Ich habe Dich den ganzen Tag nicht gesehen. Was hast Du getrieben?"

„Ich habe geschlafen," antwortete die Eule, „und bin eben im Begriff auszugehen und meine Geschäfte zu besorgen. Es thut mir daher sehr leid, daß ich Deinen Besuch und Deine geistreiche Unterhaltung heut Abend entbehren muß."

„Ich unterhalte mich zwar gern," erwiederte die Elster, „allein den Umgang mit Personen, welche am Tage schlafen und des Nachts ihre Geschäfte besorgen, weiß ich sehr gut zu entbehren." Damit empfahl sie sich der Eule.

So mögen sich die Philister in Leipzig ausdrücken, aber was die Kinderwelt aus dieser nüchternen Prosa gewinnen soll, ist schwer zu errathen. Dazu sind die Verse nichts weniger als fließend und zum Auswendiglernen geeignet, ja der Verfasser erlaubt sich sogar Reime wie: Sibirien und Respirien, Feten und Nöthen, subhastirt und tapezirt, geniren und einquartieren, Präludien und Studien, Ausdrücke die eben so gesucht sind wie die Gedanken und die billiger Weise aus einem Fabelbuch verpönt seyn sollten. Nicht minder am unrechten Ort sind die hie und da eingestreuten politischen Beziehungen, und wie denn gegenwärtig kein geschwätziger Staarmatz den Schnabel aufthun kann, ohne auf die Jesuiten wenigstens im Vorbeigehen los zu hacken, so geschieht es auch hier. Die von allen hier mitgetheilten Fabeln, welche uns noch am verständlichsten scheint, ist eine der kürzesten von dem Löwen und der Maus.

„Warst du es nicht, Maus,
die mich entriß
durch ihren Biß
der Knechtschaft Haus?

Noch ſoll ich Dich belohnen.
Komm, ſollſt an meinem Hofe wohnen,
Du haſt durch deiner Zähne Nagen
den Grund Dir gelegt zu beſſern Tagen.“
„Ich paſſe für kein Löwenhaus,“
erwiederte beſcheiden die Maus.
„Hab' ich vor Deinen Blicken Gnade,
ſo laß mich wandeln meine Pfade.
Am wohlſten iſt dem Mäuschen
in ſeinem Häuschen.
Ich fürchte das Kratzen
der Hofkatzen.“

Minder verſtändlich den Kindern wird dagegen eine andere ſeyn, überſchrieben die Vorzüge der Gans mit dem folgenden Bildchen von Prof. L. Richter.

„Ich habe zwar,“ ſprach ſelbſtgefällig
einſt eine Gans zu ſich,
„ich habe nicht des Straußes Größe,
ich halte nicht aus des Kondors Stöße,
ich bin nicht niedlich, wie der Kolibri,
auch hab' ich nicht des Falken Genie,
es fehlt mir ſtrengenfalls
der herrliche Schwanenhals,
ich habe nicht des Adlers Schwingen
und kann nicht eben poetiſch ſingen;
aber ich ſprech' eine ſchöne Proſa,
bin freiſinnig wie der Marquis Poſa,
habe, wie Jedermann bekannt,
einen durchdringenden Verſtand;
auch, wie ich bemerke mit
iſt anmuthsvoll mein Schritt;
ich kann ſogar — wer hätt' es nicht geſehn —
auf Einem Beine ſtehn!“

Was wiſſen die Kinder von der Freiſinnigkeit des Marquis Poſa? Viel näher hätte es dagegen gelegen, wenn der Dichter in dieſem Bild eine Schaar jener jungen coketten Gänschen geſchildert hätte, die ſtatt einer wahren auf religiöſem und ſittlichem Grund ruhenden Ausbildung, eben nur eine äußerliche flimmernde und ſchimmernde Erziehung bekommen haben, deren Tugenden in nichtigem Geplauder, in deutſchem, engliſchem und franzöſiſchem Gegacker, in Tänzer- und Springerkünſten beſtehen, die dem Scheine dienen. — Will der Dichter dieſer Fabeln ſich daher noch ferner in dieſem Gebiete verſuchen, ſo können wir ihm zu ſeinem Frommen keinen beſſern Rath geben, als ſich in den guten alten Fabeln mehr umzuſchauen und an ihnen zu lernen, ehe er uns mangelhafte neue gibt.

Von reiſenden Doppelgängern.

Seit Noah in die Arche ſtieg, war wohl keine Zeit ſo reiſeluſtig als die unſere; faſt Keiner hat daheim Ruhe. Iſt es doch, als ob es den Wenigſten wohl in ihrer Haut wäre. Alles will hinaus, in's Freie, in's Weite, verlangt nach Wechſel und Veränderung, faſt wie ein Kranker, der ſich ſchlaflos auf ſeinem Kiſſen herumwälzt.

Da gibt es denn allerlei Volks, das auf Dampfſchiffen und Eiſenbahnen, der Langeweil und der Unbehaglichkeit zu entgehen, durch die Welt fährt. Auch Doppelgänger finden ſich darunter, die überall, wo ſie hinkommen, ſich ſelbſt begegnen und von und mit ſich ſelbſt reden. Mögen ſie nun den Aetna, den Ararat, den Himalaja oder den Sinai beſteigen, überall ſind ſie mit ſich ſelber beſchäftigt. An keiner Pfütze können ſie vorübergehen, ohne ſich darin zu beſpiegeln, ſich ſelbſtgefällige Blicke zuzuwerfen, ſich ihres Witzes und ihrer Geiſtreichigkeit zu freuen. Der Dunſt ihres Dünkels begleitet ſie eben überall hin: in die klöſterliche Stille von Monte Caſino wie in die prunkendſten Hoffeſte von Petersburg; überall hält er ihnen ihr Spiegelbild vor, dem ſie in Selbſtbetrachtung verloren ihre Selbſtzufriedenheit bezeigen.

Sind ſie dann heimgekehrt und erzählen ſie die Abenteuer ihrer Reiſen, dann geht erſt ein Stolzieren an. Das ſchmückt ſich und ziert ſich und parfümirt ſich mit

Rosenöl, und frisirt die Phrasen seiner Selbstverherrlichung, die es seinen Styl nennt, mit einer solchen Sorgfalt, einer Aufmerksamkeit, ja ein Berliner „Adonisateur," den man im gemeinen Deutsch Haarschneider nennt, könnte den Kopf eines jungen coketten Mädchens, das zum Erstenmal auf den Ball geht, nicht mehr „soigniren."

Glauben diese Männlein nun, es sey ihnen wirklich ein Witz gelungen, so besehen sie ihn wie einen Diamant von allen Seiten, lassen ihn in allen Farben spielen, reichen ihn herum mit selbstgefälligen Blicken, die zu sagen scheinen: nicht wahr wie geistreich! wie treffend! wie witzig! wie fein maliziös! wie göttlich! Sie bilden sich in der That ein, die Selbstzufriedenen, die Glücklichen, sie sprächen gleich den homerischen Göttern eine andere Sprache als gewöhnliche Menschenkinder.

An Geistesverwandten und Bewunderern fehlt es ihnen auch nicht, die ihnen jedes Wort schweifwedelnd von dem Mund weglauschen. Und so gewöhnen sie sich denn daran, ihrer Vortrefflichkeit voll, all überall, wo sie hin kommen, gleich dem mephistopheliſchen Pudel ein mephitisches Rauchwölkchen ihrer leichtfertigen Malice und Medisance zurückzulassen, in der unschuldigen Meinung, alle Welt werde der Ambraduft ihres Unraths entzücken. Schaut man aber auf des Pudels Kern, so steckt am Ende nichts anders, als der Eigendünkel und die Selbstgefälligkeit unserer Zeit dahinter, die sich rühmt, wie unendlich weit sie es gebracht. Und sieht man nun, wie sich bei diesen erhabenen Geistern Alles um ihre kleine, nichts weniger als göttliche Persönlichkeit dreht, und wie ihnen diese überall in den Weg tritt, da wird man unwillkürlich an das alte Volkslied von dem buckelichten Männlein erinnert, dessen sich das arme Mägdlein auch nicht erwehren konnte; überall, wo es ging und stand, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, trat ihm der kleine Buckel von Kobold neckend und störend gegenüber. Wer das alte einfältige Liedchen nicht kennt, kann es hier hören:

Will ich in mein Gärtlein geh'n
Will mein Zwiebeln gießen;
Steht ein bucklicht Männlein da,
Fängt als an zu nießen.
Will ich in mein Küchel geh'n,
Will mein Süpplein kochen;
Steht ein bucklicht Männlein da,
Hat mein Töpflein brochen.
Will ich in mein Stüblein geh'n,
Will mein Müßlein essen;
Steht ein bucklicht Männlein da,
Hat's schon halber gessen.
Will ich auf mein Boden geh'n,
Will mein Hölzlein holen;
Steht ein bucklicht Männlein da,
Hat mir's halber g'stohlen.
Will ich in mein Keller geh'n,
Will mein Weinlein zapfen;
Steht ein bucklicht Männlein da,
Thut mir'n Krug wegschnappen.
Setz ich mich an's Rädlein hin,
Will mein Fädlein drehen;
Steht ein bucklicht Männlein da,
Läßt mir's Rad nicht gehen.
Geh' ich in mein Kämmerlein,
Will mein Bettlein machen;
Steht ein bucklicht Männlein da,
Fängt als an zu lachen.
Wenn ich an mein Bänklein knie,
Will ein bislein beten;
Steht ein bucklicht Männlein da,
Fängt als an zu reden.

Liebes Kindlein, ach ich bitt,
Bet' für's bucklicht Männlein mit!

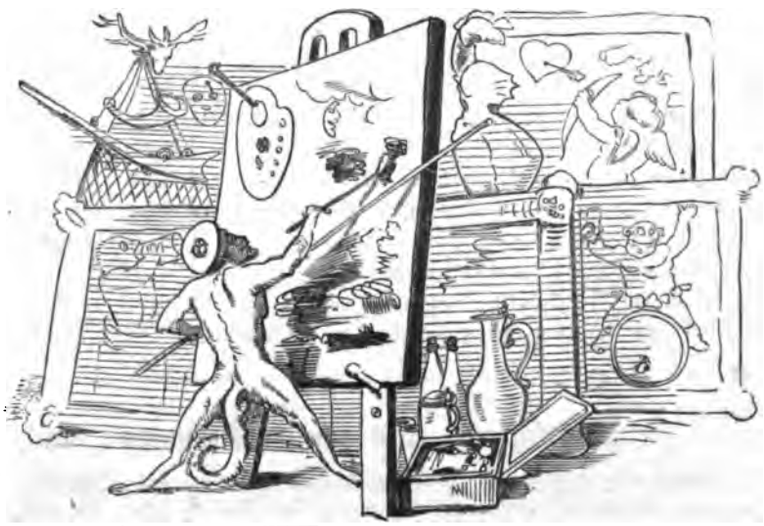
Scherzhafte Wandverzierungen.

Da ist unter andern pompejanischen Wandgemälden auch eines, welches kleine Zwerglein vorstellt. Wie es scheint, Mitglieder eines landwirthschaftlichen Vereines, die die Hühner füttern und Milch oder Wasser herbeitragen. Wen der Künstler dabei eigentlich im Auge hatte, weiß ich nicht, so viel nur weiß ich, wenn der liebe Gott oder sonst ein erhabener Geist von den Höhen des Himmels zur Erde niederblickt und das ruhelose Dichten und Treiben der Menschen anschaut, dann werden sie ihm wohl nicht viel anders erscheinen als Ameisen oder kleine Zwerglein, die rührig und geschäftig an

dem großen Thurm bauen, der ihnen vielleicht über Nacht wieder zuſammen fällt. Napoleon auf der Inſel St. Helena konnte auch ein Lied von dieſem Thurmbau ſingen, der, um die Worte einer Schweizer Lerche in der Allgemeinen Zeitung zu gebrauchen, gleich dem Himmelsgewölbe auf den Kölner Dom wie auf einen Maulwurfshügel hätte herabſchauen ſollen. Aber der Froſt einer Dezembernacht machte Alles zu nichte.

Warum den Malern ihre Bilder ſo oft mißrathen?

Sonderbar, daß die Maler gar ſo häufig Unglück mit ihren Bildern haben und ſich vertreffen! Wollen ſie etwas Heiliges und Reines darſtellen, ſo kömmt etwas Unheiliges und Schmieriges heraus; ſoll der Gegenſtand ein erhabener, großer ſeyn, ehe ſie ſich's verſehen, wird aus ihrem Helden ein kleiner, krummer Däumling; möchten ſie gern ein Wunder von himmliſcher Schönheit auf die Leinwand hinhauchen, dann lacht uns oft eine dicke, rothbackigte, fleiſchige, aufgeputzte Trutſchel daraus an, die beſſer in den Stall oder in die Schenke als in den Himmel gehörte. Woher mag das nur kommen? Mir ſcheint, es geht ihnen dabei, wie wir von dem alten Meiſter Bonamico Buffalmacco geleſen: ſie ſelbſt ſind nicht bei der Staffelei, und ſtatt ihrer malt ihr Affe ihnen etwas auf die Leinwand in Affenmanier. Allein ſie haben ja gar keinen Affen, ſagſt du, und gehen nicht von der Staffelei hinweg. — Und doch iſt's ſo, wie ich dir ſage: ſind ſie auch mit dem Leib bei ihrem Bilde, ſo hängt ihr Herz doch an ganz anderen Dingen, als an ihrer Kunſt, und ihr Geiſt iſt weit, weit von da. Der Klang der Becher, das Gebell jagender Hunde, der Ton verführeriſcher Lieder klingt in ihren Ohren, ſie ſchwelgen in den Erinnerungen ihrer Sinnenluſt, der Dienſt der Kunſt aber iſt ihnen ein Knechtsdienſt, den ſie um des Brodes willen als Taglöhner verrichten; und ſo iſt denn ihr Geiſt weit weg, während ihr Affe, das Thier in ihnen, ſeinen Dienſt verſieht. — Uebrigens ergeht es nicht allein den Malern ſo; Andere haben's auch erfahren: nimm dich darum wohl in Acht, was auch deine Lebensaufgabe ſey, daß nicht zuletzt ein Schmutzbild herauskömmt, das dein Affe auf die Leinwand geſchmiert. Der göttliche Funke in dir, der Geiſt, der unſterbliche, ſoll herrſchen und das Thier gehorchen: dann wird auch all dein Schaffen und Thun das höhere Gepräge des Schöpfers in ſich tragen und ihn verherrlichen, du magſt nun ein Künſtler oder ein Staatsmann, ein Dichter oder ein Richter ſeyn.



Urtheile von Joh. v. Müller.

Sailer.

Eben war der gelehrte Sailer, Professor zu Landshut, und sehr guter Schriftsteller bei mir. Er ist wirklich ein sehr denkender Kopf mit rechtschaffenem Herzen. Wir sprachen von der unseligen Verstimmung der jungen Welt, welche nun einmal alles Alte und Positive nicht mehr mag, und nichts an die Stelle zu setzen weiß, als den unermeßlichen Dünkel willkürlicher Theorien. Der fast allenthalben ausgegossene Schwindelgeist, die durchgängige Schwäche, die überall drohenden Staatsbankerutten, die Erschütterung aller Vorstellungen, worauf das Gebäu der menschlichen Gesellschaft ruhete und Bonaparte's unsicherer Thron über dem Schlund eines noch nicht erloschenen Vulkans; hier Fieber, die höchste Spannung, hier Abzehrung vor Alter und ein unsinniges Bestreben, die Geistesthätigkeit, welche man erwecken und leiten sollte, niederzuschlagen: was anders, als die schmerzhafte Ausgeburt einer ganz andern Gestaltung der Dinge wird durch das Alles verkündiget! Ich hoffe, unsere besseren Studien und der Charakter unsers Geistes soll uns vor der Ansteckung vom herrschenden Wahnsinn bewahren: wir werden uns und die Unsrigen hoffentlich retten; aber über der Asche, welche verborgenen Brand unsicher bedeckt, ein prunkhaftes Gebäude politischer Größe uns zu erbauen, dazu sind wir zu vernünftig.

Maria Theresia.

Es ergriff mich eine Bewegung, als ich den 20. October heute schrieb. Das war vor 62 Jahren der erste Tag der Herrschaft der großen Theresia; denn an diesem Tag erlosch der Mannsstamm von Habsburg. Dieses vergegenwärtigte mir jene Zeit, und ich verglich sie der unsrigen. Auch dazumal kam der Feind nach Linz, und, mehr als jetzt, Prag war verloren und Olmüz bedroht. Aber die Menschen beiderseits anders: Friedrich größer, aber so mächtig bei weitem nicht, wie der jetzige Zwingherr Europens; Geld und Soldaten fehlten, aber die große Frau wußte Alles herbeizubringen; für sie alle Herzen, die theilnehmende Verehrung der ganzen Welt; der Thron mit Majestät umgeben, diese durch Güte mit Würde zugleich gemildert und erhöhet; also der Anfang der größten Regierung, wo nach Länderverlust und mancher verlornen Schlacht Oesterreich durch der Herrscherin Weisheit blühender und mächtiger als je unter den alten Habsburgern ward. Und wo ist von dieser Weisheit ein Buch, zur Lehre der Enkel! Die große Frau hat keinen Tacitus noch Plinius. Wir wollen bei aller Gelegenheit in unsern Büchern den Glanz dieses vorleuchtenden Gestirns durch die Nebel hervorbrechen lassen, womit kleinliche Eifersucht und nachmalige Schwäche denselben umzogen haben. —

Napoleon.

Es will mir nicht in den Kopf, daß die deutsche Nation sich von einer andern für immer unterjochen, plündern lassen, und Sprache, Namen, Literatur, alle Eigenheit hingeben soll!

Die Dinge dieser Welt, welche allerdings im Argen liegt, scheinen mir doch nicht für immer verloren; es kommt auf die Menschen an. Jetzt, wo nur Einer feste Willenskraft hat und über alle Maßen thätig ist, mag wohl eine Periode des Durcheinanderwerfens, der Auflösung seyn, und, wo nicht ein großer Mann dagegen auftritt, es bleiben. Der Zerstörer besitzt aber nicht einen eben so glücklichen Baugeist; er täuscht nicht, sondern fällt mit der Thüre in's Haus; er giebt nichts, er nimmt nur; er erhöhet zum Schein einen Augenblick, um tiefer und für immer herabzusetzen; er schläfert nicht ein, sondern rüttelt auf. Seine letzte Stunde wird auch kommen — und was dann? Wird, was in ihm ist, erblich seyn? Ich sehe nichts vor, als neue Verwirrungen, deren Wendung und Ausgang Niemand weiß. Genug, noch nicht den Todesschlaf, dazu ist die Europäische Menschheit noch zu wach. Alles also beruhet darauf, daß sie das bleibe, daß die Hoffnung nicht aufgegeben werde, und daß ein guter Sinn für Wahrheit und Recht aufkomme. Auf das kömmt es an; jetzt ist man unter dem Zuchtmeister, der bleibt aber nicht ewig.

Ihr Mißmuth ist zu mißbilligen. Ich, 54jährig, verliere den Muth nicht; wie viel wahrscheinlicher, daß bessere, größere Zeiten du, Jüngling, erlebest! Und seit wann lebt unser einer für die Spanne Zeit? Mögen die sich hingeben, denen weder Nachwelt noch Fortdauer etwas ist!

J. v. Müller sämmtliche Werke. Tübingen, Cotta. 17. Theil. Briefe an Freunde. S. 252, 256, 368.

Deutschland und seine Nachbarn, nach J. v. Görres.

Schlimm steht es zwar um unsere Sache und die Erwartung schöner Aussichten zu künftigen Hoffnungen. Wir indessen unsererseits sind aber keineswegs zaghafter Gesinnung, vielmehr guten und frischen Muthes voll, und sagen:

es wird doch wohl gehen. Denn unter dem Vielen, das wir schon bisher beredet haben, ist doch das Wichtigste noch nicht beredet worden; etwas, was als das Unabweisbarste von Allem für uns streitet, was den ungeschlachtesten Widerstand zuletzt beseitigt, was die fadeste, einfältigste und abgeschmackteste Kammerdiscussion nicht entwaffnet, und was alles bricht, was sich nicht biegen will. Es ist nämlich die Noth, die als unsere Bundsgenossin steht; wir müssen nämlich miteinander leben und uns vertragen, weil es sich um unser Daseyn handelt. Nachdem wir nämlich seit drei Jahrhunderten lauter solche Discussionen geführt, wie die ebengerühmte, und zwischen durch lange Schläfe geschnarcht, und soporöse Zustände mit Delirien uns häufig überfallen; haben die Dinge in der Welt sich sehr mißliebig zu uns gestellt, und die Weltgeschichte hat ein gefährliches, höchst widerwärtiges Ansehen uns gegenüber angenommen. Als wir nämlich seit Menschengedenken wieder ein lucidum intervallum gehabt, und uns auf uns selber zu besinnen einmal angefangen; da haben wir mit Verwunderung die critische Lage gewahrt, in der wir unseren starken, vollwüchsigen europäischen Brüdern aus der Wurzel Japhets gegenüber uns befinden.

Uns im Westen sind nämlich die Franzosen zu einem runden, stammhaften, mächtigen Volk erwachsen, das ein halbes Jahrhundert hindurch Vieles und Großes erfahren; und wie es schon ehmals, nicht wie wir, in abwechselnden Anwandlungen von Verstand und Unverstand, alle in jenem gemachten Erfahrungen immer in dem andern wieder vergeudet, sondern durch den Lauf der Zeiten hindurch sie immer in einer Kette zusammengefaßt; so hat es denn auch alle Erlebnisse in dieser Schule festgehalten, und fühlt sich berufen, in der Mitte der Geschichte zu stehen. Auf unserem Boden, auf dem Boden des alten Reiches, vom Mittelmeer aus längst den Alpen und dem Rheine bis wieder zum Meere hin, hat es seine Wehre in einer höchst verständig calculirten Weise uns gegenüber aufgebaut. Eines fehlte noch: diesem Wehrsystem eine in gleicher Weise bewehrte Mitte zuzufügen, um es vollends unangreifbar für uns zu machen. Paris, die Souveränin Frankreichs, die die Capetinger erhoben, die die Revolution gemacht, und immer mit richtigem Instincte zu ihrem Vortheile sie gelenkt, die Napoleon sich erheben und stürzen gesehen, die die Restauration sich gefallen lassen, und die Restaurirten wieder ausgetrieben, die auch jetzt wieder in ihrem Mittelstande herrscht; sie hat in der Begeisterung das Panzerhemd sich anlegen lassen, und wird bald in ihrer Mauerkrone als die Königin in Mitte aller ihrer Waffenplätze stehen. Wie sie längst unter den Handelsstädten als Gebieterin ihrer Hansa, in Mitte aller Gubernialstädte, als die Metropole, in Mitte aller Intelligenzen als die Centralburg und hohe Schule gestanden; so wird die Herrin durch Telegraphen und Eisenwege und Kanäle mit ihren Vorstädten und zugewandten Orten sich in Verkehr zu setzen wissen, daß ihr Beschluß, gleichzeitig überall verkündet, überall mit gleicher Schnellkraft zum Vollzuge kömmt. Zieht nun hin mit Heeresmacht, zum anderenmale sie zu demüthigen und zu bezwingen; sie werden mit einem Netze Euch umziehen, dem ihr schwer entrinnt. Sie aber ihrerseits, noch nicht einmal in voller Fassung, lassen jeden dritten Monat von offener Bühne Euch verkünden: der Rhein sey ihr gebührend Theil, im Guten oder Bösen müsse, mögt ihr wollen oder nicht wollen, dies ihr Loos ihnen zu Theile werden. Wer wird sie hindern, sind wir wie bisher zu einander gestellt; theilen wir uns in Unterdrücker von Rechtswegen, und in Unterdrückte de facto; Patriotism und nationelle Brüderschaft wird nicht schützen gegen die Kommenden, weil Unrecht vom Bruder geübt, am tiefsten ergrimmt.

Im Osten hat ein anderer Coloß von Erde und Eis zu freundnachbarlicher Unterstützung sich Euch aufgebaut. Ein Stamm, der in der Geschichte nur in theilweisen Ausbrüchen sich bemerkbar gemacht, hat sich nun zusammengefunden; und nach angestammter Art, der Einheit ohne Vorbehalt sich unterordnend, dadurch eine Concentration erlangt, die in der Herrschaft mechanischer Calcüle entscheidend wirkt. Die Zeit hat den Weigernden mit Gewalt auf die Bühne hinausgezogen; er hat sich dort fühlen gelernt, und glaubt, das Jahrhundert nahe, wo die Herrschaft der Welt ihm angehöre. Eurer zugewandten Gränzmarken hat er sich längst bemächtigt; ihr seyd selbst die Veranlassung gewesen, daß er Polens sich bemeistert; und nun er Herr am mittleren Laufe der Weichsel ist, verlangt ihn, nach dem Naturtriebe, auch Herr ihrer Mündungen zu werden. In der Pentarchie hat er den Handschuh Euch hingeworfen, es für unnöthig haltend, den Umfang seiner Absichten in die Zukunft hinaus Euch zu bemänteln und zu verhüllen. Im Frieden seyd ihr überflügelt, seine Bollwerke weit auf spitzer Landzunge vorgetrieben; wer wird den Russen hindern in Besitz zu nehmen, was ihm offen steht, und was er in den ruhigen Zeiten Euch umbollwerkt, wenn ihr im bisherigen Verhältnisse zum nächsten Stammesverwandten steht, und jeden Augenblick solche Fehden wiederkehren mögen, wie wir sie vier Jahre hindurch erlebt? Den Winter hat er zum Bundesgenossen und zum Wehrmann seiner unwirthbaren Gegenden gemacht, wie Napoleon es erfahren; wer aber wird Euer Bundesgenosse seyn, könnt ihr nicht einmal mit dem Bruder Euch vertragen? Zu Euch kann Er hinein, bis in den Kern des Landes, überall nur die Spuren der Tritte der Väter findend; geht aber ihr hinein nach der Beresina und weiter, die Gebeine der großen Armee werden eure Meilenzeiger seyn.

Endlich dort über dem Waſſer iſt ein drittes Reich aus dem Meeresgrunde aufgeſtiegen, und hat ſeine Herrſchaft über alle Provinzen des beweglichen Elementes ausgebreitet. Wie ehemals alle Continentalſtraßen des Römerreiches auf dem Forum ſich durchkreuzten; ſo begegnen ſich am Tower alle Waſſerſtraßen, die von da aus in alle Welt ausgehen, und die Schätze der Erde in die Bank dieſes Reichs ausgießen. Den elaſtiſchen Dampf hat die dort gebietende brittiſche Macht ſich zum Werkzeuge gezähmt, daß er mit hunderten und tauſenden von Roſſeskräften, als Bote ihres Willens, nun ihren Streitwagen nun den Güterwagen vorgeſpannt, ſie mit raſchem Ungeſtüme über jene Wege wie im Fluge zieht; alſo daß die irdiſchen Fernen ſich auf mondübliche Fernen reduciren, und die beiden Indien der Mitte entgegenkommend, in den Archipel des Inſelreiches eingetreten. Die deutſchen Meere, wie alle europäiſchen Meere, ſind Gaue dieſes Reiches, alle Küſten nimmt es von ihrer Meeresſeite her in Anſpruch; und die Flüſſe ſind nur die Pfade, die von ſeinen Thoren aus die Continente ſeiner Induſtrie zinsbar machen. In ſeiner Waſſerveſte, von ſeinen Bollwerken wohl geſchirmt, ruht der Leopard in ſtolzer Ruh, unzugänglich und nicht anzugreifen; während ihm ſelber Europa offen ſteht. In den vorigen Jahrhunderten hat Frankreich es erfahren, Portugal und Spanien haben in neuer Zeit ſeine Tatze gefühlt; Syrien, Afghaniſtan und in der neueſten das chineſiſche Reich der Trägheit. Deutſchland könnte gleichfalls einſt ſeine Stärke erfahren; was hat es anders ihm entgegenzuſetzen als die Eintracht ſeiner Macht?

So liegt Deutſchland in der Mitte zwiſchen den Anſprüchen von Weſt und Oſt und dem Norden her, die in Unzugänglichkeit beſchloſſen auf ſich ſelber ruhen; während es nicht ſeiner Küſten Herr, nicht ſeiner Landgränzen mächtig, ihnen allen offen ſteht; und erſt jetzt nach langem Beſinnen nahe ein Menſchenalter hindurch, darauf denkt, die Lücken ſeiner nothdürftigen Ringmauer auszufüllen. Die drei Friedensprediger aber ſind ſeeleneifrige Bußprediger: der Eisrieſe im Norden baut geſchäftig an ſeiner Winterburg; die Barden von Albion ſingen: Rule Britannia; und Napoleons Schatten bei den Invaliden ruft den Enkeln der Welteroberer noch immer ſein: Allons enfants zu. Offen ſteht ſo unſer Land denen, die auf den Eisbahnen, auf den Eiſenbahnen und den Waſſerbahnen hineindringen: was wollen nun dagegen unſere liberalen Beamten, unſere toleranten Stern- oder Unſternkammern, unſere armen rationalen Landprediger, berufen um den Leuten alles Chriſtenthum auszupredigen, was wollen ſie dagegen bedeuten? Eintracht und Geſchloſſenheit ſey darum der Wahlſpruch der kommenden Zeit; denn nur hiedurch konnte Deutſchland in der Vergangenheit dieſen und größeren Gefahren die Stirne bieten, und nur hiedurch könnte es in Zukunft wieder eine univerſalhiſtoriſche Stellung in der Geſchichte einnehmen, wie es ſie ehedem behauptet.

J. Görres, Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung. S. 71.

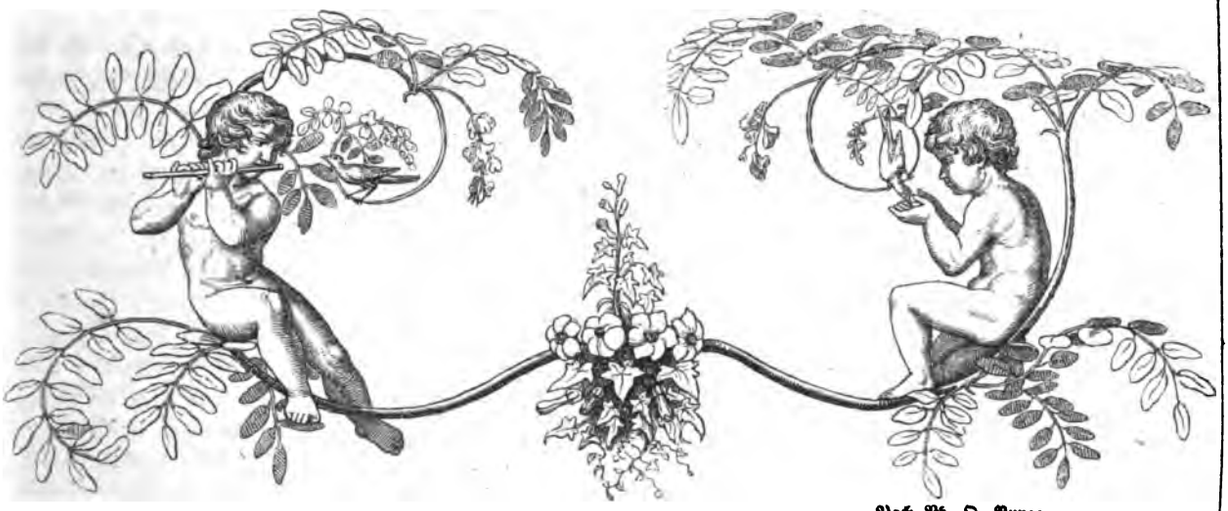
Die einzige zollfreie Waare.

Nach J. Agricola.

Gedanken ſind ſchnell und laufen weit, und Niemand mag ſie hindern an ihrem Wandern, wie Freidank ſagt: „Des Herzen Auge gibt kein Pfand, es geht durch Meer und alle Land, durch Himmel und durch Hölle nieder und kömmt doch ſchnell herwieder; man fahet gar wohl Weib und Mann, Gedanken Niemand fahen kann, die Bande könnt Niemand finden, darmit man die Gedanken möcht gebinden.“ Die weltliche Obrigkeit muß, um Rechts und Friedens willen zu erhalten und ſolche große Unkoſten, ſo auf ein Regiment gehen, zu beſtreiten, Schoß, Zinſen, Gülden und Renten auf die Unterthanen ſchlagen, auch von denen fordern, ſo durch ihre Lande wandeln, reiten, fahren und gehen, und iſt nichts frei, es muß ſich Alles verzollen laſſen, womit man auf Erden handelt, alle Waar, Pferde, Wachs, Flachs und wie alle Ding Namen haben, allein die Gedanken, weil ſie heimlich und verborgen ſind, ſind ſie zollfrei. Freidank ſagt: „Es ſind ſo dick nicht Mauren drei, ich wollt gedenken durch ſie frei.“

Frau Wahrheit iſt ein armes Weib,
Lumpen bedecken ihren Leib;

Dagegen der Herr von Fuchsſchwanz
Der geht in eitel Goldglanz.



Nach Ph. O. Runge.

Engel, die Gott zugeseh'n,
Sonne, Mond und Sterne bauen,
Sprechen: „Herr es ist auch schön,
Mit dem Kind in's Nest zu schauen!“

Clemens Brentano.

Legende.

Romualdus saß, der Abt, zu Rath
Mit den Brüdern im Kapitelsaale;
Da erscholl's von fern mit einem Male:
Auf! herbei! zur Stelle! hier! zur Stelle!
Denn man hat in Bruder Gregors Zelle
Einen Dieb ertappt auf frischer That.

Näher wälzt sich, näher schon die Schaar
Und sie zerren mit zerrißnem Kittel
Einen Jüngling nach in das Kapitel,
Der die Augen scheu gesenkt und bebend,
Mehr aus Schaam, als trotzig, widerstrebend,
Noch kein Meister in der Sünde war.

Also dachte auch der heil'ge Mann;
Denn wie nun in schweigendem Erwarten
Aller Ohren der Entscheidung harrten,
Blickt er gütig lächelnd in die Runde
Und mit lichter Stirn und sanftem Munde
Hebt er solches Wort zu sprechen an:

„Was beginnen mit dem armen Wicht?
Wollten wir der Füße ihn berauben:
Kann er nicht der Sünde mehr entlaufen;
Richten wir, daß er geblendet werde:
Sieht er nicht mehr Gottes schöne Erde,
Sieht nicht mehr das liebe Tageslicht.“

„Ja! was machen? Brüder! rathet doch!
Ohne Hände müßt' er gar verderben,
Arbeitslos vielleicht des Hungers sterben!
Nun so schleppt einstweilen den Verbrecher
In — die Küche, speist und tränkt den Schächer!
Wir besinnen uns inzwischen noch.“

Derlei Urtheil wundert Jung und Alt,
Unerhört in kriminellen Sachen:
Viele murren, doch die Meisten lachen,
Und der Jüngling weint die hellen Zähren.
Niemals wich er mehr vom Pfad der Ehren
Dank dem Spruch des heil'gen Romuald.

Fr. Steingaß.

Eine Lehre für kleine und große Herren.

Der Khalife Hakkam, ein prachtliebender Fürst, ließ sich es gar sehr angelegen seyn, seinen Garten zu erweitern und auszuschmücken. In dieser Absicht kaufte er alle Ländereien in der Umgegend und zahlte dafür jeden Preis, den die Eigenthümer begehrten. Nun aber war da eine arme Wittwe, die das Erbe ihrer Väter nicht

verkaufen wollte und alle Anerbietungen zurückwies. Der Intendant der Hofbauten wurde über ihre Hartnäckigkeit ärgerlich und befahl, ihr das kleine Grundstück mit Gewalt zu nehmen. Das arme Weib kam nun zum Cadi, das heißt zum Richter klagen. Ibo Beschir war damals Stadtrichter; er ließ sich von ihr den Hergang erzählen und fand den Handel sehr schlimm: denn wenn auch die Gesetze zu ihren Gunsten entschieden, so war es doch keine leichte Sache, einen Fürsten, der gewohnt war seinen Eigenwillen an die Stelle der Gerechtigkeit zu setzen, zu bestimmen, ein vergessenes Gesetz freiwillig zu erfüllen. Indessen ließ er seinen Esel satteln und einen großen Sack über dessen Rücken legen, und so ritt er zu dem Khalifen, den er gerade in einem schönen Sommerhaus traf, das er sich auf dem Grund der Wittwe erbaut hatte.

Das Erscheinen des Richters mit seinem Esel und seinem Sack machte den Fürsten staunen; noch mehr erstaunte er aber, als Beschir zu seinen Füßen sich niederneigte und sprach: „Erlaube mir, o Herrscher! diesen Sack mit der Erde dieses Bodens zu füllen." Hakkam gewährte es — als der Sack voll war bat ihn Beschir, er möge ihm helfen, den Sack auf den Esel zu lüften. Hakkam fand dieß Ansinnen noch sonderbarer als das frühere, indessen um zu sehen, was denn der Mann eigentlich wolle, half er ihm den Sack aufheben — allein der Sack war nicht von der Stelle zu bewegen, und der Khalife sagte: „Die Last ist zu schwer, meiner Treu! sie ist gar zu schwer" — „O Herrscher!" entgegnete Beschir mit edler Freimüthigkeit, „du findest diese Last zu schwer, und doch enthält mein Sack nur einen ganz kleinen Theil von dem Boden, den du so ungerecht einer armen Wittwe entrissen hast, wie willst du denn im Stande seyn, einst all dieß geraubte Land zu tragen, wenn der ewige Richter am Tage des großen Weltgerichtes es dir auf deine Schultern legen wird?"

Der Khalif wurde von dieser Rede betroffen — er rühmte den Muth und die Klugheit des Richters, und gab der Wittwe ihren Grund mit allen neuen Gebäuden, die er darauf errichtet, zurück. — Frage sich jeder, wie schwer sein Sack wohl seyn mag, und ob er nicht auch allerlei hineingepackt hat, was ihm, am Tage da Alles gewogen wird, einst schwer auf die Seele fallen wird.

Die Politiker.

Hans Neulicht. Weißt du schon die neueste Neuigkeit?

Peter Gibenfried. Ich bin froh, wenn ich nichts Neues höre; denn besser wird's nimmer, schlechter wird's immer. Nun was gibt's denn schon wieder? Ein Kartoffelkrawall? oder ein Spectakel in der Schweiz oder sonst wo?

Hans. Nein, etwas Besseres: der Prinz Ypsilon von Ypsilanti hat seinem Volke eine Constitution gegeben.

Peter. Was kümmert mich der Prinz Ypsilon und seine Constitution! Meiner Seel'! er hätte auch etwas Besseres thun können; hätte er den Hungrigen Brod und Arbeit gegeben, so wäre ihnen besser gedient gewesen.

Hans. Ich mein': haben sie einmal eine Constitution, so wird ihnen das Brod nicht fehlen; denn dann ist es mit den fürstlichen Verschwendungen aus; dann kann der Schatzmeister nicht Jedem nach Wohlgefallen in den Beutel greifen, damit der Schweiß des armen Unterthanen, Gott weiß wozu, verwendet und verschwendet wird; es ist ja grauslich, wenn man liest, wie die großen Herren oft so gewissenlos damit umgesprungen sind.

Peter. Glaub doch das nicht, daß es dann besser wird. Was werden sie bekommen? Kammern werden sie bekommen, die lange Reden halten und wenig richten, die viel kosten und wenig nützen, und da hat der Unterthan nur noch mehr zu zahlen, und Verwirrung machen sie auch noch, weil sie in Alles mit hineinreden wollen. Da lob' ich mir einen guten, rechtschaffenen, gottesfürchtigen Fürsten von altem Schrot und Korn, da ist doch noch Religion und Ordnung im Land.

Hans. In welchem Adreßbureau sind aber die gu-

ten, rechtschaffenen, gottesfürchtigen Fürsten von altem Schrot und Korn zu erfragen? und wer gibt dir Brief und Siegel dafür, daß, wenn du einen solchen hast, sein Sohn und sein Enkel es auch seyn werden. Denk nur daran, wie die Herren in Spanien gehaust haben; da lob ich mir freie Volkskammern, statt solcher Kämmerchen, in denen die Schmarotzer und Schmeichler und Günstlinge der Fürsten sitzen, und sich gütlich thun, Land und Volk aber zu Grunde richten. Nein mit den Unumschränkten mag ich nichts zu thun haben, die kann man nicht genug einschränken, damit man seines Rechtes sicher ist.

Peter. Mag seyn, daß die letzten Könige von Spanien ein schlechtes Regiment geführt haben, und daß ihnen wenig Gutes nachzurühmen ist. Allein jetzt haben die Spanier eine Constitution, und haben ihre Kammern und eine konstitutionelle Königin und all den neumodischen Firlefanz dazu: ist es darum aber besser in dem Land geworden? Sind Recht und Freiheit und Friede nun mehr gesichert, die Gesetze mehr geachtet, werden die öffentlichen Gelder besser verwaltet und verwendet?

Hans. Schlecht sieht's freilich dort aus. Aber ich meine nur so: ein Einziger, ein schwacher, ein armer gebrechlicher Mensch, der alle Gewalt in Händen hat, ist leichter zu verführen und auf Abwege zu bringen, als so eine ganze Versammlung, die das Vertrauen des Volkes erwählt hat. Und dann müssen sie ja auch besser wissen, was ihm fehlt und wie ihm zu helfen ist, weil sie es selbst mitfühlen; während so ein unumschränkter Fürst nur gar zu leicht seinen Günstlingen und seinen Schmeichlern in die Hände fällt und seinen Leidenschaften die Zügel schießen läßt. In einer großen Versammlung ist so etwas nicht möglich.

Peter. Aber eine große Versammlung besteht ja doch auch wieder aus Einzelnen, und da hat man, wie bekannt, allerlei Mittel sie geschmeidig zu machen, und ihren Widerspruch zum Schweigen zu bringen: Orden und Bänder, Aemter und schöne Versprechungen und Schmeicheleien und Besoldungen und Vortheile aller Art. Weiter, wenn es Schmeichler der Fürsten gibt, so gibt es auch Schmeichler der Völker, die den Fürsten allerlei Hindernisse in den Weg legen und sich der Freiheit gewaltig annehmen; aber nicht um des Besten des Volkes willen, sondern ihres Geld- und Ehrgeizes wegen. Geht's gegen die Regierung, so sind sie freilich gewaltig freisinnig, sieht man sie aber daheim in ihrem eigenen Haus- und Hofregiment, da sind's Bauernschinder und Unterdrücker und gestrenge, hartherzige Tyrannen, wie man nur welche finden kann. Schreier sind's, die Minister und Gott weiß was werden wollen, um ihr Schäfchen in's Trockene zu bringen. Von denen gar nicht zu reden, die selbst keine Religion haben und dem Volk mit allerlei schönen Reden seine Religion stehlen wollen, die es besser mit den Juden und Türken als mit den Christen und am allerbesten mit ihrem Unglauben meinen, den sie aber wohl zu verstecken wissen, weil sie meinen, das Volk sey noch zu abergläubig.

Hans. Kann Alles seyn. Dafür aber sind die Zeitungen da, die sollen solchen falschen Freunden und Heuchlern die Maske herunterreißen und sie in ihrer Schädlichkeit darstellen; die Blätter sind ja der Richterstuhl der öffentlichen Meinung, die dem falschen Spiel bald ein Ende machen wird.

Peter. Geh mir mit den Zeitungen! Als ob es nicht auch Mittel gäbe, die Zeitungen zu erkaufen und zu bestechen, und als ob die, welche sie schreiben, die manchmal dem Zuchthaus entsprungen sind, nicht auch ihren Vortheil und den Vortheil ihrer Partei suchen könnten. Die Zeitungen! die reden freilich immer von Licht und Wahrheit und Freiheit und Recht; aber, ich frage dich, was gibt es für eine Schlechtigkeit, eine Niederträchtigkeit, eine Kriecherei, eine hündische Schmeichelei, eine giftige Verläumdung, eine Verlästerung, eine Verdrehung der Wahrheit, eine Lüge, eine Gottlosigkeit, die nicht schon in unseren Zeitungen gestanden hätte, ganz als ob sich das Alles von selbst verstände. Keine Maus hat sich dagegen gerührt. Die Zeitungen! von denen mag ich nun gar nichts hören. Du meinst, wo ihrer Viele beisammen wären und Jeder seine Stimme abgeben könnte, da müßte die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Freiheit immer das Uebergewicht behalten und die schlechten Leidenschaften schweigen. Du kennst die Menschen nicht. Willst du das Gegentheil sehen, dann schau nur hinüber nach der Schweiz, welche Hölle sie dort einander gemacht haben, und wie sie sich zerfleischen und zerreißen. Da lob ich mir doch das gute Alte.

Hans. Du lobst dir nur immer das Alte; allein wenn dein Rock abgetragen und zerrissen ist, ziehst du doch auch einen neuen an. Nichts mag ja still stehen, als was todt ist; und wenn wir auf den Ursprung des Alten zurückgehen, so gab's eine Zeit, wo es auch neu war. Mit der Religion ist's freilich was Anderes, die ist von Gott und ist ewig und immer dieselbe, weil es nur eine Wahrheit gibt; allein was die fürstliche Gewalt betrifft, so ist es damit nicht immer so gewesen wie heute. — Die Alten in den guten alten Tagen, ehe sie Bärenhäuter und Ofenhocker wurden, die wollten ihre Rechte, ihre persönliche Freiheit und ihr Hab und Gut auch gesichert gegen jegliche Willkür; sie wollten wissen, wozu ihr Geld verwendet würde, ehe sie es hergaben, und wenn man ein neues Gesetz gab, so wollten sie auch ihr Wort abgeben und sich nicht wie stumme Schaafe scheeren und schlachten lassen. Darum ließen

sie sich auch ihre Rechte und Freiheiten von den Fürsten wohl verbriefen und versiegeln, bei aller Ehrfurcht vor ihrer Obrigkeit. Ich könnte dir noch gar Manches der Art anführen; aber wir beide, wir werden doch niemal, glaub' ich, einig. Doch der Martin redet kein Wort dazu: so sag doch auch du, wem von uns beiden du beistimmst.

Martin Senkelrecht. Ich sag so: taugt ein Fürst nichts, so geht's mit der Regierung schlecht und um so schlechter, je mehr Gewalt er in Händen hat. Taugen die Kammern oder Stände nichts, so geht's auch mit den besten Constitutionen nicht zum besten; taugt gar das Volk nichts, achtet es kein göttliches und menschliches Gesetz, so geht's in Republiken am allerschlechtesten. Die Verfassungen, wie sie heißen mögen, die machen's nicht; auf die Menschen kömmt's an, die sie ausführen sollen. Taugen die etwas, so werden sie sich unschwer über eine Verfassung verständigen, wie sie ihren Sitten, ihrer Bildung und ihrem allgemeinen Besten am zuträglichsten ist. Der Fürst wird es dann weder wollen noch wagen, nach Willkür und Gelüsten über seine Unterthanen wie über gemeine Knechte zu schalten, sondern er wird ihre Rechte und Freiheiten achten, wenn sie selbst ihrer würdig sind und sie zu gehöriger Zeit zu vertreten wissen. Die Unterthanen werden ihrer Seits den Fürsten als ihren obersten Schirmherren ehren und lieben und ihm in allen rechtmäßigen Forderungen gehorchen und beistehen, in zweifelhaften Dingen aber nach Billigkeit und in Güte sich mit ihm verständigen. Die papierenen Constitutionen und Zeitungen thun's allein nicht, die machen für sich allein ein Volk nicht weiser, nicht freier, nicht glücklicher; sie sind eben Papiere, Formen und Mittel, die erst von dem Geist ihr Leben empfangen sollen. Hätten wir religiösen und sittlichen Ernst, Gemeinsinn und Charakterstärke; wären wir von unserm Pflichtgefühl begeistert und durchdrungen; thäte Jeder auf seiner Stelle und in seinem Kreise wie ein ganzer Mann seine ganze Schuldigkeit, nach unten nichts Ungebührliches fordernd und nach oben nichts Ungebührliches gewährend, wir wären gewiß in unserem öffentlichen Leben niemals so tief gesunken. Wird es mit uns selbst besser, so wird es auch bald in der Politik anders aussehen; und dann hat es mit der Revolution, welche die Einen fürchten, und mit dem Despotism, über welchen die Anderen klagen, gute Wege. So mein' ich's, und morgen, wenn wir wieder zusammen kommen, wollen wir weiter davon reden.

St. Sebastian.

Bild der Liebe, Bild der Leiden,
Heil'ger Held Sebastian!
Deine Schmerzen sind dir Freuden,
Die dich heben himmelan.

Festgebunden, pfeildurchschossen,
Tiefe Wunden in der Brust,
Blickt dein Auge lichtumflossen
Ernst in wehmuthvoller Lust.

Nicht von Haß und Grimm umzogen
Strahlt es klar und mild und rein:
Wie ein Friedensregenbogen
In den trüben Wetterschein.

Auf den heil'gen Leib entsendet
Pfeil um Pfeil die harte Welt,
Im Gebet zu Gott gewendet
Dankt der leidensfrohe Held.

Nicht dem Fels, dem starren alten,
Wo die Brandung schäumend bricht;
Nicht dem Stahl, dem harten, kalten,
Gleicht dieß milde Angesicht.

Wie die Mutter liebend drücket
Ihre Kinder an das Herz:
Also trägst du frohentzücket,
Gott ihn opfernd deinen Schmerz.

Wie ein milder Maiesregen
Rings mit Blüthen schmückt die Au:
So erblüht auch dir der Segen
In dem Schmerzensthränenthau.

Bild der Liebe, Bild der Leiden,
Gottesheld im Kampf bewährt,
Der zu reinen Himmelsfreuden
Erdenschmerzen du verklärt:

Deinen Schutz woll' uns verleihen,
Bitt für uns Sebastian!
Daß im Leid wir freudig seyen,
Ruhig blicken himmelan;

Von dem Balsam deiner Liebe
Gieße mild in unser Herz,
Daß sein Glanz sich nimmer trübe,
Sich verkläre in dem Schmerz;

Daß von Liebe es durchflossen
Preisend schaue himmelan,
Wie von Pfeilen du durchschossen
Heil'ger Held Sebastian!

Ed. Steinle delin.

Kinderreime von Traugott Löschke mit Bildern von Franz Pocci. München, Christian Kaiser. 1847.

Der Verfasser dieses Reimbüchleins ist ein junger Dichter, der den Kindern darin seine ersten Morgenlieder singt; daß aber ein junger Singvogel nicht singt wie ein alter, versteht sich von selbst. Daß zwischen den harmonischen Lauten auch manchmal einige unharmonische mitunter laufen werden, und er sich vielleicht auch ein oder das andere Mal mit den Fittigen in dem Gezweige verfangen wird, das sehen wir ja in jedem Frühling, wenn die jungen Vögel aus den Nestern ausfliegen, wir dürfen es also wohl mit Glimpf und Nachsicht hingehen lassen. Was wir ihm aber mit Fug und Recht als löblich und verdienstlich nachrühmen können, und was wir leider nicht von allen Vögeln, die gegenwärtig in dem deutschen Dichterwalde ihre Stimme erschallen lassen, sagen können, ist: daß der Sinn seiner Lieder und Reime durchweg ein frommer und sittlich tadelloser ist, der die Kinder in Ernst und Scherz an ihren Vater im Himmel erinnert. Wie der Dichter mit einem betenden Kinde

von Gott seinen Anfang nimmt, so schließt er auch:

„Du heil'ger Vater, sei gepreis't,
Nebst heil'gem Sohn und heil'gem Geist,
Daß ihr gesegnet, was ich gedacht,
Bis ich dieß Buch zu Stand gebracht.
Nun sendet eure Engel aus,
Daß sie ihm öffnen Herz und Haus,
Daß sie es erklären dem Kindersinn
Und richten ihn zum Himmel hin."

Wohl zu den gelungneren, die einen ernsten Gedanken in einem einfachen Bilde anschaulich machen, gehört das zweite Gedicht, von dem blühenden Bäumchen und dem Winde. Das Kind zankt den rauhen Gesellen, der so grob mit den Blüthen umspringt, aus und spricht:

„„Wind, wie kannst du dir (dich) unterstehen,
So viel Blüthen herunter zu wehen?
Mußt nicht die weißen Sternchen abstreifen,
Sollen zu Aepfelchen wachsen und reifen.
Wind, o du böser, du schlechter Gesell!
Alle die Freude verdirbst du so schnell!""

„Drauf der flinke, bausbackige Wind:
„„Hab's doch gut gemeint, du Kind;
Sieh! die vielen Blüthen sind hier
Theils zum Reifen, theils zur Zier.
Wollten sie alle bleiben und hangen,
Wollten sie alle Nahrung empfangen;
Würde das Bäumchen sie zu laben,
Nicht genug Saft für alle haben;
Würde Eines beim Andern verderben! —
Frühe schon muß manch' Kindchen sterben!""

Es folgen allerlei Auftritte und Spiele aus der Kinderwelt mit ihren Vögeln, ihren Blumen, ihren

Häschen, ihren Schmetterlingen, ihren Wünschen und Hoffnungen, ihren Freuden und Schmerzen, abwechslend mit Erinnerungen an die heilige Geschichte, Betrachtungen und Gebeten; wie z. B. das folgende:

„Kind lern' beten
Und sprich der Mutter nach:
„„Ach lieber Gott, ich bitte dich,
Ein frommes Kind lass' werden mich!""
„Dieß bete jeden Abend,
Dieß bete jeden Tag.
Der liebe Gott, er sieht dich an,
Ob's hell, ob's dunkel ist,
Er hat gar große Freude d'ran,
Wenn du gehorsam bist;
Dann führt er fröhlich dich, gemach,
Als lieber Hirt sein Schaf,
Er gibt dir Trunk aus seinem Bach,
In seinen Armen Schlaf."

Ein anderes lautet:

„Mein Heiland gute Nacht mir sag'!
Hab' Dank für diesen schönen Tag;
Vergib mir allen Eigensinn,
Gib, daß ich morgen besser bin;
Jetzt wieg' mich ein.
Dort seufz't erkrankt die Mutter lieb,
O eine gute Nacht ihr gib!
Nimm weg, was jetzt sie ängstlich quält,
Daß sie vergnügt, und uns erzählt:
Wie gut du bist.

Mein Brüderchen, das führteſt du
Schon auf in deine Himmelsruh',
Mög' es, als ſchneeweiß Engelein,
Mich zu beſchirmen, bei mir ſeyn,
Bis ſelbſt ich komm'!"

Dann gibt es wieder einen kleinen Wortwechſel zwiſchen einem trotzigen Siebenſchläfer und dem munteren Haushahn, der ihn zu früh aus den Federn herauskräht.

„Knabe: He Monſieur Hahn, das geht nicht ſo
Man wird nicht ſeines Lebens froh.
Krähſt mich am Morgen wach im Bette,
Wenn ich noch gern geſchlafen hätte;
Doch Abends ſchläfſt du auf der Stang',
Wenn ich noch ſpring' und ſpiele lang.

Hahn: Ei Knabe, wenn du lebſt confuß,
So kann ich leider nichts dafür.
Ich bring' der Sonne meinen Gruß,
Wenn früh ſie wallt aus goldner Thür,
Und Abends, wenn ſie ſcheint nicht mehr,
Da ſetz' ich mich zur Ruhe her."

Oder der Sohn weint mit dankgerührtem Herzen an dem Grabe des geliebten Vaters.

Freilich iſt dem Dichter, wenn der Gedanke ſeiner Gedichte auch an ſich kein unglücklicher war, die Ausführung nicht immer gelungen. Sollen Kinderpoeſien dem Sinn nach einfach, leichtverſtändlich und anſchaulich ſeyn, ſo wird nicht minder von ihrer Form gefordert, daß ſie fließend, rund und mundrecht ſey. Allein nur zu oft wird hier der Leſer von irgend einer nicht gelösten Schwierigkeit aufgehalten, was den Eindruck des Ganzen ſtört. So macht er manchmal einen ganz unerlaubten Gebrauch des Apoſtrophs. Z. B.

Drum Kind mit ihm (Gott) beginne ſtets,
Für's Leicht'ſte ſelbſt iſt's gut,
Und's Schwerſte, glaub es, ſelig geht's,
Sobald man's mit ihm thut.

Ein Vers, worin dem Kinde dieſe Lehre gewiß nicht leicht gemacht iſt. Anderwärts finden ſich gewaltſame Auslaſſungen, die ein Kind ſich nur ſchwer ergänzen wird; hie und da erinnern auch Provinzialismen oder allzu prezioſe Ausdrücke, wie: fleug, Fühler (ſtatt Schneckenhörner), Eſſenkehrerknabe (Schornſteinfeger), Wird dir drehend? (ſchwindelig) gar zu ſehr an die nordiſche Heimath des Verfaſſers, wovon auch die Gedanken zum Schaden ihrer Wärme und Natürlichkeit nicht immer freizuſprechen ſind. Einige der mitgetheilten Reime gehen vielleicht auch, ihrem Inhalt und ihrer Faſſung nach, zu ſehr über das erſte Kindesalter hinaus, wofür die übrigen beſtimmt ſind.

Gegen das Ende hin folgt eine Reihe von Räthſeln in Form poetiſcher Beſchreibungen. Z. B. das Aehrenfeld:

Es iſt von Gottes Gnaden
Der kleinſte Bäckerladen.
Viel, viele kleine Brödchen
In einem kleinen Schötchen.
Viel, viele Semmelzeilen
Stehen auf dünnen Pfählen,
Bedecken hundert Meilen:
Wer könnt' die Menge zählen!
Doch ſind die Brödchen gebacken gar,
Dann ſtellt ſich erſt ein Wunder dar,
Denn all' die Brödchen aus den Schoten
Bäckt man zu einigen großen Broden.
Auch werden all' die Semmelwecken
Gemahlen, gebacken und munden und ſchmecken!

Möge der junge Dichter künftig ſelbſt ſein eigener ſtrengſter Richter ſeyn, woran wir nicht zweifeln, da wir überzeugt ſind, daß er nur das Gute will. Um daher in freundlicher Weiſe zu ſchließen, wollen wir zum Schluß noch ſeinen armen hauſirenden Knaben hören, der den Leſern wohl zu Herzen ſprechen wird:

„Der arme Fritz muß wandern
Zerriſſen und geflickt,
Von einem Dorf zum andern.
Ihn jedes weiter ſchickt.
Kauft Nadeln, kauft ihr Mädchen,
Kauft Fingerhut und Fädchen,
Kauft Spitzen ſchön geſtickt!

Wollt nicht ihr kaufen, kaufen!
So ſchenkt ein Brödchen klein;
Ich muß beim vielen Laufen
Ach gar ſo hungrig ſeyn!
Die Mutter liegt begraben,
Den Vater aber haben
Sie, ach, geſperret ein.

Der Vater iſt gegangen
Nach Holz am Weihnachtsfeſt,
Es fror uns auf den Wangen
Die warme Thräne feſt.

Man fing ihn ohn' Erbarmen,
Obgleich auch für die Armen
Gott Bäume wachſen läßt.

Im Hüttchen aber weinen,
Ach krank vor Hungersnoth!
Zwei Schweſtern, welche meinen,
Der Bruder holet Brod.
O laßt mich Mitleid finden,
Gebt alte trockne Rinden,
Da Mitleid Gott gebot! —

Dich, Gott, ich kindlich bitte,
Der Raben Futter ſtreut:
O führe meine Tritte
Zu Thüren guter Leut'!
Du haſt ja einſt aus Gnaden
Auch Bettler eingeladen
Zu deinem Mahl. O nähr' uns heut!"

Zur Weinleſe.

Im Nebel ſchleicht
Der ſtumme Rhein,
Der Nebel weicht,
Das Licht dringt ein;
Die Sonne ſiegt,
Es ſtrahlt der Rhein;
Der Hügel liegt
Im Sonnenſchein.

Hinaus! hinaus!
Ihr Winzer all,
Mit Kranz und Strauß
Und Liederſchall.
O ſeht es lacht
Von fern ſchon her
In reichſter Pracht
Die Rebe ſchwer.

Drum jubelt laut
Und eilt entzückt
Zur goldnen Braut,
Sie harrt geſchmückt;
Zur Sonnenbraut
Voll Gotteskraft,
Die Freude thaut
Und Labung ſchafft.

Ergreift geſchwind,
Ihr Winzer gut,
Das Himmelskind
Mit frohem Muth,
Und ſingt Gott Preis
Für dieſen Trank,
Er lohnt den Fleiß,
Drum ſingt ihm Dank.

Schwänke von Pater Abraham a Sancta Clara.

In dem Vorzimmer eines Landesfürsten traf ich einst zwei Pudel, die einem jeden, der hinkam, schmeichelten, worüber ich mich sehr verwunderte. Ein Cavalier zog ein Stück von einem Kapaun aus der Tasche, und regalirte damit die Hunde; ein anderer streichelte ihnen mit sanfter Hand den Rücken. Ich fragte den Thürhüter, was dieß für Hunde wären, und wie sie hießen, und erhielt zur Antwort, daß einer Avanzo (Beförderung) und der andere Apoggio (Stütze) heiße. — Ein Cavalier versicherte mich, daß man viel ausstehen müsse, bis man bei Hof zu einem Apoggio gelange. Man muß laufen, sagte er, wie ein Postpferd, steigen wie ein Baumhacker, sich schmiegen wie eine Taucherente, wachen wie eine Schneegans, schlucken wie ein Strauß, tragen wie ein Esel, aufwarten und apportiren wie ein Hund, sitzen wie eine Bruthenne, schmeicheln wie eine Katze und lauern wie ein Fuchs.

Eine Wittwe hatte drei Gimpel, ihre Liebhaber, zum Besten gehabt. Da sie schön, jung und artig war, suchte man sie allenthalben auf, und Alles bot sich ihr an. Die drei unter allen ihren Freiern wollte sie aber die Liebe theuer bezahlen lassen; sie sprach daher zu dem Ersten: „Ob Sie mir gleich, mein lieber Herr, ewige Liebe und Treue schwuren, so muß ich Sie doch, um mich noch mehr zu überzeugen, auf die Probe stellen. Ich verlange nicht, daß Sie meinetwegen, was Sie wollten, sich das Leben nehmen sollten. — Ihr Leben ist mir zu kostbar. — Legen Sie sich in diesem Zimmer auf eine Bahre, und stellen Sie sich so lange todt, bis ich Ihnen den Wink zum Wiedererwachen gebe.“ „Ja, ja!“ rief der Pinsel, „tausend Mal ja!“ — Was thut ein Gimpel nicht!

Er legt sich wirklich in die Bahre, man bedeckt ihn mit einem schwarzen Tuche; setzet ein Paar brennende Kerzen neben und einen Weihbrunnenkessel ober ihn.

Nicht lange nachher erschien der zweite Ritter und spricht mit zentnerschweren Worten, vielfältigen Ceremonien von seiner Liebe, Neigung und Leidenschaft. Die Wittwe beantwortete alle diese Phrasen so: „Ich glaube zwar Alles, was Sie mir sagen, mein Theuerer! allein ich möchte doch von Ihrer aufrichtigen Liebe noch mehr überzeugt seyn, geben Sie mir daher einen auffallenden Beweis Ihrer Liebe. Ich habe eine Leiche in meinem Hause; wachen Sie und beten Sie eine Zeitlang bei dieser. — Unvergeßlich ist mir der Verwandte; welchen mir der Tod entriß.“ — „Alles, was Sie verlangen, meine Theuere,“ fiel ihr der zweite Freier in die Rede, „soll geschehen.“ Er tritt in das Gemach, wo der Nebenbuhler auf der Bahre lag, fällt auf die Knie und fängt eifrig zu beten an. — Zuletzt kömmt auch der dritte Liebhaber und fleht um ihre Hand, wie der vorige. Zum Beweise seiner aufrichtigen Liebe verlangt sie, daß er sich in eine Teufelsmaske hülle und mit Ungestüm in das Nebenzimmer stürze. — Das Verlangen seiner Auserwählten war ihm ein Befehl; er wirft daher in aller Eile das Maskenkleid über sich, und rennt in das Nebengemach. Der Pinsel in der Bahre hatte kaum den maskirten Teufel erblickt, als er ihn schon für einen leibhaften Satan hielt, und sich stark zu bewegen anfing, welches dem Signor Diavolo einen solchen Schrecken einjagte, daß er das Fersengeld nahm. Der betende Freier, den ein gleicher Schrecken ergriff, suchte auch die Thüre. Teufel, Tod und Andacht stürzten jetzt bleich und zitternd über die Treppe und purzelten so über einander, daß jeder nur mit schwerer Mühe seine eigenen Beine finden, und mit diesen nach Hause hinken konnte.

Hirtenlied.

Wie klinget so fröhlich
Der Hirten Gesang
Vom Felsen frühmorgens
Die Thäler entlang:
Odeldi, odeldi, odeldi.

Es freut sich der Himmel,
Die Sonne, der Wald,
Wenn früh von dem Berge
Es jubelnd erschallt:
Odeldi, odeldi, odeldi.

So hallt es und schallt es
Allum in die Rund,
Es singen's die Felsen
Mit steinernem Mund:
Odeldi, odeldi, odeldi.

Es dringt uns zum Herzen,
Wir jauchzen vor Glück,
Und hell aus dem Herzen
Dann tönt es zurück:
Odeldi, odeldi, odeldi.

Ein Ausflug auf den Göhl bei Berchtesgaden.

Berchtesgaden und Watzmann — wer kennt nicht beide! — Kann man sich doch kaum das eine ohne den andern denken, wie München nicht ohne die alten treuen Frauenthürme! — Aber nicht in landschaftlicher Hinsicht bloß steht der Watzmann als Wahrzeichen von Berchtesgaden da; für das Volk selbst, weit und breit um seinen Fuß, bis hinaus an die Saala und in's Land vor dem Gebirge ist's, mit Bildstock (der sogenannten „rothen Kapelle") und Felsenkreuzen, ein heiliger Berg, dem es — wohl dem höchsten Wallfahrtsort in den Alpen — andächtig zuströmt.

Untersberg und Jenner, ebenfalls Orte frommer Erhebung (auch der Kehlstein hat ein unterirdisches Kapellchen), sind dennoch zwei bis dreitausend Fuß niedriger.

Darum ist nicht leicht ein Hochgipfel mehr besucht als dieser; selten vergeht ein Sonnabend oder Feiertag des Sommers, ohne daß sich, bald einzeln, bald in kleinen Zügen, oft ermattet von Hitze und Durst, oft von Kälte erstarrt, Betende dort einfänden; und würden sie auch oben von Wolken und Windsbraut überrascht, — sie halten aus und, um der Mühseligkeit willen, ihr Gebet für um so verdienstlicher. Beim angezündeten Lichtlein am Bildstock auf die Knie hingeworfen, auf dem nackten Fels der obersten Klippen traf ich einst selbst ein armes Kind der Alpen in Andacht versunken, und zog mich, um nicht zu stören, zurück, bis es vollendet — eine Studie, an sich und durch die Umgebung mir so lehrreich, als sie reizend für einen Maler gewesen wäre.

Wie Mancher mag auch schon, da hinaufziehend vom Gewitter ereilt, aus den Donnern des Berges, wie von einem Sinai herab, die Stimme und die Gebote des Herrn eindringlicher vernommen haben, als daheim unterm sichern Dache.

Selbst Frauen schreckt der rauhe Pfad nicht zurück, den Jahrhunderte langes Pilgern noch nicht zum ausgetretenen Weg machen konnte; denn nur kleine Steinhäufchen (Tauben), vom übrigen Trümmerwerk oft kaum zu unterscheiden, bezeichnen den Gang über die Riffe des kahlen, verwitterten Bergrückens.

Nicht so bekannt und oft besucht als der Berchtesgaden'sche Ararat*), und selbst ohne Kreuz ist sein fast ebenbürtiger Nachbar, der Göhl, ja, obschon viel näher am Markte, von hier aus nicht einmal sichtbar — gedeckt von seinem nördlichen Strebepfeiler, dem Kehlstein mit dem bewaldeten Schwarzort, während umgekehrt im Panorama Salzburgs der Watzmann gar nicht existirt, dagegen der Hochgöhl mächtig hereintritt, ähnlich dem Ortles im Hintergrund der Malser-Haide. Gleich jedoch in der Nähe Berchtesgadens zeigt er sich, besonders schön bei Abendbeleuchtung, an der Soolenleitung ober der Gmundbrücke.

Obwohl seine Geheimnisse längst schon von den Koryphäen unserer Alpenbesteiger, vor Allem von einem Cardinal Fürst-Erzbischof von Schwarzenberg, einem Thurwieser, von Braune, Hoppe u. s. w. durchforscht sind, obwohl er selbst sein Opfer schon gefordert hat, so bringen doch selbst neuere Schriftsteller noch gleich den älteren, mitunter Irrthümliches über ihn vor, worauf ich später zurückkommen werde.

Auch für mich knüpft sich ein trauriges Andenken an ihn. Der Pharmazeut Hargasser von Salzburg, mein Studiengenosse in Landshut, fand am 22. August 1824 auf einer botan. Excursion an den Nordwänden des Göhls ober der Ofenalpe durch Absturz seinen Tod. In Berchtesgaden unter einem einfachen von Freunden gewidmeten Grabstein ruht seine gebrochene Hülle.

*) Auf der zweiten höheren, nur erst von wenigen Sterblichen betretenen Spitze „entdeckt das dämmernde Auge der Pilgrime noch Trümmer von der Arche des Patriarchen Noah." (Vierthalers Wanderungen durch Salzburg und Berchtesgaden 1816. II. Theil. S. 38.)

In künstlerischer Beziehung hat dem Göhl unter den Neueren wohl Rottmann die meiste Celebrität verschafft durch sein köstliches Oelgemälde: der hohe Göhl mit dem Hintersee bei einem feurigen Sonnenuntergang, das vor etwa einem Jahre im Münchener Kunstverein allgemeine Bewunderung erregte, dem Vernehmen nach jetzt im Besitze Sr. Majestät des Königs ist, und in der zu erbauenden Galerie für neuere Kunstwerke dem Publikum einst wieder zugänglich werden dürfte.

Topographisch hat vielleicht Schaubach das Beste und Ausführlichste über ihn geliefert. Schade, daß er, der so viele Cumbres-Altas erklettert und treffliche Panoramen von ihnen entworfen, den Göhl nicht selbst bestiegen hat, was natürlich einer ganz correcten Beschreibung Abbruch thun mußte, — die Sie übrigens auch von mir nicht erwarten dürfen. —

Doch zur Sache! — Orientiren mögen Sie sich bei der folgenden kleinen Erzählung aus Schaubach und irgend einer guten, z. B. der großen Salinen-Forstwirthsschaftskarte, die jedoch, obschon sie fast alle Alpensteige, selbst den doppelten auf den Watzmanngipfel angibt, keinen Aufgang zum Göhl bezeichnet; aber ein Naturforscher geht ja eigentlich nie irre, sagt Schrank — und somit auch wohl der bloße Botanophilos nicht, dachte ich mir schon oft in aller Demuth bei dieser wie bei andern Excursionen, wenn ich in Ermangelung eines Führers oder der Karte zu irren fürchtete.

Und ganz fremd war er mir ja nicht mehr. Schon im Sommer des vergangenen Jahres hatt' ich ihn, wenn auch auf anderem Wege erreicht; aber Manches war noch nachzuholen, Neues auszuspüren, — lockend vor Allem sein Anblick in den meist heitern Tagen des vorigen durch Trockne und Schneelosigkeit ausgezeichneten Novembers. Täglich konnte der Winter einbrechen, dann war's vorbei auf lange Zeit, oder nur einem Simony möglich, der, wie bekannt, den Dachstein in den Tagen vom 9 — 14 Januar l. J. (Allg. Ztg. vom 18. Febr. 1847. Nro. 49 S. 391) erstiegen und den dortigen Gletscher überhaupt schon mehrmals mitten im Winter begangen hat. — Und so ward der bereits in zeitlichen Ruhestand versetzte Plan eines schönen Morgens rasch wieder aufgenommen, noch einmal vor dem Thorschluße wenigstens die Umgebungen des Göhls zu besuchen.

Am 18 November früh nach 7 Uhr bei 4 Grad Kälte stahl man sich vom Hause fort. Nur Freund D...., zum Stellvertreter für diesen Tag erbeten, wußte, daß ein Ausflug beabsichtigt — wohin? — auch Er so wenig oder viel als der Wandrer selbst. Dem „Brette" galt es nur, denn daß der Göhl jetzt noch zu erreichen, wagte man sich selbst nicht zuzutrauen, wenn auch der Gedanke im Hintergrunde lauerte.

Ganz allein, selbst ohne meinen treuesten Begleiter auf den Bergen — den Regenschirm —, bloß mit dem ordinären Gehstöcklein, die Kräutermappe — ein Luxusartikel um diese Zeit — auf dem Rücken, ein halbes Täfelchen Chocolade und eine Semmel in der Tasche — so ging's erst auf die Krautkaser-Alpe zwischen Jener und Brett. Von da aus ward sogleich letzteres auf der mir noch unbekannten Westseite in Angriff genommen. Es heißt aufmerken, um nicht hier schon in Latschen und Wänden bös sich zu versteigen, doch ward die verfängliche „Gabel" (die nordwestliche Ecke des Bretts, auf den Karten auch Wiesel genannt) endlich über die Abstufungen einer hohen Felsrippe erreicht, wobei gleich anfangs schon an den jähen Grashalden der festgefrorne Boden und die bereiften dürren Halme zum Ablegen der Stiefel nöthigten; selbst wollne Socken schützten kaum vor dem Ausgleiten, und fast war man genöthigt, sich zum Barfüßer zu machen; nicht selten fielen auch die dornigen Blattreste der Wetterrose (Carlina acaulis) und abgefallne Nadeln des Krummholzes beschwerlich.

Auf der Gabel, dem letzten Grasfleck vor dem Göhl, und im Sommer ein freundliches Plätzchen, öffnet sich mit einem Mal die Ansicht nach dem im Osten aufgethürmten Göhl, aber auch zugleich der Einblick in das abschreckende Felsgewirr, das längs der Nordseite des Bretts in einer Höhe von 5—6000 Fuß stundenlang gegen jenen Gipfel hinzieht, und auch nicht die Spur eines Pfades mehr zeigt. Es ist hier wie ein Scheideweg des Lebens: geradehin schauerlich ödes Geklipp, aber in seinem Hintergrund ein lohnend Ziel, wenn auch mühvoll zu erreichen, die prächtige Kuppel des Göhls; — rechts hinauf dagegen lockend und gefahrlos die Fortsetzung der Matte, anfangs mit sanftem Rasen, aber dann immer öder und unerquicklicher, zuletzt in den breit hingedehnten Rücken des Bretts verloren, auf der äußersten Höhe wie der breite Weg des sittlichen Verderbens gäh am Abgrund endend!

Doch wie jeder Vergleich hinkt, so auch hier. In der Wirklichkeit verhält sich's gerade umgekehrt: dem physischen Verderben entränne man am Brett weit leichter als am Göhl, und über den Abgrund des erstern führt ein besserer Steig hinab als an den Wänden des Göhls.

In Gottes Namen denn! — „frisch hinein und ohne Wanken!" — hätten wir uns vielleicht zugerufen, wären Sie bei mir gewesen oder auch nur ein Führer. So aber, es sey gestanden, betrat ich zögernd nur das Steinlabyrinth vor mir, mehrmals im Begriff, den kaum verlassenen sichern Bord wieder zu gewinnen, und benützte die Schneestellen in der Richtung meines Weges, um bei etwa plötzlich einfallendem Nebel an den eignen

Spuren einen, freilich oft genug und weit unterbrochenen Faden für den Rückweg zu haben. Der Himmel wolle einen hier vor Nebel und Wolken bewahren! Sey man noch so sehr Freund der Einsamkeit, vielleicht selbst vollendeter Misanthrop, — da oben zwischen den eben so wüsten als merkwürdigen Zerklüftungen, wie sie ausgedehnten Höhen der Kalkgebirge so häufig als Karren- oder Schrattenfelder*) eigen sind, die mit ihren unzähligen Erhebungen und Senkungen das Ziel so fern zu rücken scheinen, — fällt mit einemmal das Gefühl des Verlassenseyns schwer und bang auf's Herz, besonders um solche Jahreszeit, wo auch das sonst ohnehin so spärliche Grün einzelner Steinpflanzen völlig verschwunden ist, und aus den allenthalben gähnenden Klüften, zwischen denen man hinwankt, nur Schnee oder nächtliches Dunkel dem Blick begegnen. Es ist eine Art Platt am Zugspitz, nur noch viel wilder; hier nennen sie's „im Platter" — auf Karten findet sich der Name „Schliefstein."

Wie man sich schon auf diesem Bruchstück des steinernen Meeres (denn ganz wie dort ist auch hier die Bodengestaltung) so klein und unmächtig — so verloren fühlt, wenn auch der Himmel noch blau und ruhig sich wölbt und die gegenüber aufsteigenden hell beleuchteten Wände des Göhls ermuthigend wirken sollten! — Aber der sorgliche Gedanke, was man da wohl zu befahren und zu dulden haben würde, wenn man in einer Spalte den Fuß auch nur verstauchte oder sonst unwohl würde, oder wenn Nebel und kalter Wind und

Regen, oder gar nun Schneegestöber — wie so leicht möglich — einfiele, — fern von aller menschlichen Hilfe! — Antwort geben ja die auf der Höhe des steinernen Meeres noch befindlichen (wenigstens soll man sie vor Kurzem noch gesehen haben), bald ganz vermoderten Kleidungsreste von ein paar Unglücklichen, die dort vor vielen Jahren im höchsten Sommer bei Schneesturm zu Grunde gingen.

Wie man in den Klüften dieser Steinwüste aber auch spurlos verschwinden könnte, wenn es der Unstern wollte!

Man meint all dieß Unheil schon auf dem Halse zu haben, will eilen, möchte über die versteinerten, bald abgerundeten bald scharfkantigen Wogen mit dem schwebenden Schritt der Sturmmöve hingleiten, und kommt doch nur wie eine Schnecke und in ewigem Zickzack weiter. Es ist eine Art moralischen Katzenjammers, der zum Schlottern und zu den noch lästigern Krämpfen in den Beinen vielleicht eben so viel beiträgt, als die wirkliche Mattigkeit in Folge der körperlichen Anstrengung und der abenteuerlichen Passus und Sprünge, die dem Pedal in ungebührlicher Wiederholung zugemuthet werden. Muß man sich ja doch selbst die Schuld geben und sagen: was bist du der Esel da hereingegangen zu seyn. — Ein rüstiger Sohn des Gebirges hätte freilich über solche Jammergestalt hell aufgelacht, oder — je nach Umständen — höhnisch die Nase gerümpft.

Man begreift es da, wie Petzholdt (Beiträge zur Geognosie von Tirol ꝛc. S. 83) vom steinernen Meere herab in Alm ober Saalfelden „durch und durch glühend, am ganzen Körper zitternd, in den Knieen fortwährend zusammenknickend" ankommen konnte und Abends noch einen Fieberanfall zu bestehen hatte. — Doch Sie müssen seine meisterhafte Beschreibung des steinernen Meeres selbst lesen und dann erst, und wenn Sie allenfalls noch Schaubach's*) und Vierthalers**) und v. Braune's***) Schilderun-

*) besonders in der Schweiz so genannt. Ausführliches hierüber nebst Hypothesen über ihre Entstehung in Ebel's Anleit. die Schweiz zu bereisen (im Auszug von G. v. Escher. Neuere Auflagen) nebst einschlägiger Literatur. — Vorzüglich auch: in Hirzel-Escher's Wanderungen in die weniger besuchten Alpengegenden der Schweiz. Zürich 1829 S. 122 ꝛc. — in Al. Petzholdt's Beiträgen zur Geognosie von Tirol ꝛc. Leizig 1845. S. 82. — in der Allg. deutschen naturhistor. Zeitung der Gesellsch. Isis in Dresden, mit Mehreren herausgeg. von C. Fr. Sachse I. Jahrg. 6. Heft. Dresd. u. Leipz. 1846. S. 562 (Naturhistorische Schilderungen aus den Alpen von Dr. Ed. Lösche. II. Das Dachsteingebirge) — Auch: Agassiz Untersuchungen über die Gletscher. Solothurn 1841. S. 235 u. A. enthalten Mehreres hierüber. Er und seine Anhänger schreiben sie bekanntlich allen Gletschern zu.

*) Adolph Schaubach's deutsche Alpen. 3. Theil. Jena 1846. S. 142.

**) Vierthaler's Wanderungen ꝛc. 2. Theil. S. 73 ff.

***) v. Braune's Salzburg und Berchtesgaden. Neue Ausgabe. Wien 1829. S. 301 (außer andern bezüglichen Stellen, z. B. S. 30, 41, 79).

gen vergleichend daneben legen und die Zeichnungen eines Reinhold aus der Umgebung des Fundtensees, (die Sie freilich vorerst nur beim Künstler selbst einsehen können,) dann bekommen Sie einen Begriff von solchen sublunarischen Gebilden, die man in der That eher im Mond als auf der Mutter Erde suchen würde.

Einmal noch versuchte ich's im Ernst, durch eine Seitenschlucht über die Wände des Bretts hinauf zu entrinnen, kehrte aber bald freiwillig in's „Platter" zurück, ob des Verdachtes nach längerem Klettern vielleicht doch durch unübersteigliche Hindernisse zum Krebsgang gezwungen zu werden.

Als ich am 19. Julius desselben Jahres mit meinem wackern Führer Mayerl, dem trocknen Männlein, das um der „Jagerbleamln" willen wie „a Gambsei" in's Gewände steigt, auf einem andern Wege dieß Geklipp durchwanderte, sah es doch viel anders aus;

kaum war das Bild mehr zu erkennen: damals war diese hochwilde Alpenlandschaft doch noch vom Lebensodem durchhaucht. Seltene Blumen, warmer Sonnenglanz überall ausgegossen, Insekten, einzelne Alpenvögel, Gemsen, das Pfeiffen der „Mankein" (Murmelthiere), vom schmelzenden Schnee abrieselndes erquickendes Wasser, und nun — Alles leblos und erstarrt! — tiefe, lautlose Stille ringsum, nördlicher fröstelnder Schatten, denn die Sonne steht jetzt schon zu niedrig hinterm Brett, um hier noch hereinscheinen zu können.

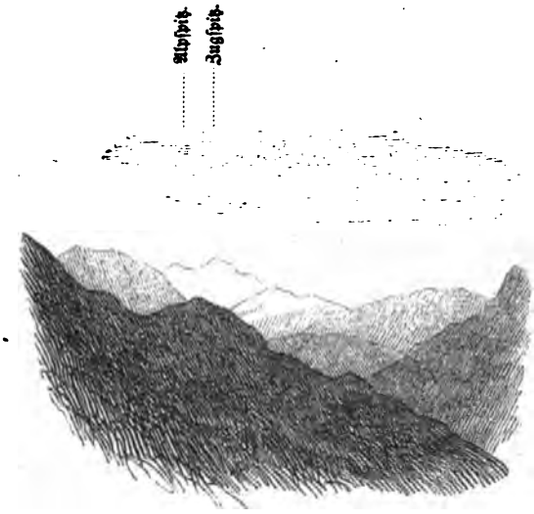
Doch der Himmel blieb jetzt, gleich damals, hold und günstig. Das Getrümm am westlichen Fuß der Göhlwände, mithin das jenseitige Ufer dieser Kalklavaschlacken ward glücklich erreicht, und über seine Felsabstufungen empor zuerst der „Sattel" zwischen ihm und den östlichen Ausläufern des Bretts, und endlich die Kuppe selbst auf der südlichen Seite erstiegen, unter wie häufigem Rasten, wie müde! — brauche ich nicht zu sagen. Wer hätte sich aber selbst die Schmach anthun mögen, jetzt noch umzukehren? Hier, an der Sonne, wurde es auch so warm, daß ich, in mehr als 7000 Fuß Höhe und in der zweiten Hälfte Novembers, Rock und Halsbinde ablegen mußte.

Es war derselbe herrliche Tag wie vor zwei Jahren als ich (am 20. November 1844), ebenso einsam als jetzt, zum erstenmal Jenner und Brett bestieg, nur dießmal noch weniger Schnee auf den Höhen, und gleichwohl gänzlich erstorbene Vegetation, während sich damals doch wenigstens um die Alphütten und selbst noch oben auf dem Jenner hie und da eine verspätete Blume fand (z. B. Anthyllis Vulneraria, Gentiana germanica [zwergartig und einblüthig]; Potentilla minima, Ranunculus montanus, an einer Sennhütte Veronica Chamaedrys ꝛc.).

Doch lagen in den Vertiefungen und Scharten der Kante nach dem Abgrund hin überhangende Schneewehen — die Erstlinge dieses Winters.

Zwischen 12 und 1 Uhr war die Spitze erreicht; übrigens hatte ich weder Uhr, noch Fernrohr oder sonst ein physikalisches Instrument bei mir; es geschah auch zur ungünstigsten Zeit hinsichtlich der Beleuchtung; — wann aber wäre der Umblick von solchen Höhen nicht doch groß und ergreifend? — Ueber der ganzen norisch-rhätischen Alpenwelt, deren Hauptzug wie ein Gypsrelief erschien, indem er die schneebedeckte Nordseite darbot, ruhte ein beinahe wolkenloser, tiefblauer Himmel. Ostwärts schoben sich die Berge des Salzkammergutes mit Schafberg und Traunstein weit vor in's Flachland; in ihrer Mitte der lang gedehnte graue Felskamm des Höllengebirges; ferne dahinter Gipfel aus Steiermark herauf; näher der Salzburgische Zugspitz — die gewaltige Dachsteingruppe (hat noch größere Aehnlichkeit mit dem Dreithorspitz in Werdenfels); — dann die meilenweite Hochkaare des Tännen- und Hagengebirges; im Süden die Tauernkette mit ihren Hörnern, dem Ankogl ꝛc.; jenseits des steinernen Meeres links der Schönfeldspitze der Großglockner

mit dem Wiesbachhorn, weiter rechts der Venediger; westlicher zwischen dem Hundstod und Watzmann tirolische Gletscherstöcke (Durer- oder Oetzthaler-Ferner?); noch mehr rechts zwischen dem Steinberg und den Mühlsturzhörnern hindurch ein fernes Hochgebirg, das mir einst schon vom Brett aus und später zu Hause beim Vergleich mit der Karte dem Wettersteinmassiv in Werdenfels anzugehören schien; jetzt vermochte ich kaum mehr zu zweifeln, bestimmt glaubte ich Alp- und Zugspitz und selbst noch den Höllthalferner zwischen beiden zu erkennen — natürlich fast im Profil, wodurch beide sich nahe rücken;



allein ihre Gipfel viel ferner erscheinend, als ich's hier anzudeuten vermochte, in Duft fast verschwimmend. — Hierauf der Wilde Kaiser und näher die Loferer Steinberge; ganz im Westen über dem Lattengebirge der Wendelstein, nördlicher das Sonntagshorn, der Hochkampen; gerade im Norden der Staufen und der Untersberg, über die man weit hinaus in die allein etwas düsteren, und wie es schien, nebelbedeckten Flächen des Niederlandes sah. Doch waren der Chiemsee, der Waginger-See nnd das ganze Geländе an der Salzach hinab, sowie mehrere Seen jenseits derselben (Trumm-, Waller-, Zeller-See, und, wenn ich nicht irre, ein Stück des Mond- oder des Attersees) wohl zu erkennen.

Gerade aber gegenüber im Süden — und dieß war der Glanzpunkt des Panoramas und die fesselndste Erscheinung im ganzen Umkreis — lag, weit über den Kahlersberg und die Teufelshörner emporgehoben, und anscheinend nahe, das wunderbare Gebild der „Übergossenen Alpe" oder des „Ewigen Schnee's," Sommer und Winter unabänderlich gleich an Gestalt und Farbe, höchstens mit den blaulichen Tinten der Eisschründe zur heißen Jahreszeit — in der That wie hingegossen!

Den näheren Umgebungen in der Tiefe fehlte natürlich der Reiz sommerlicher Farbentöne; um so wilder thürmten sich die kahlen Bergmassen herauf, um so tiefer schienen die Abgründe nach allen Seiten!

Auffallend ist unter den Felsgipfeln, die sich von Osten, als kleiner Göhl, Archköpfe u. s. w. gegen den Hochgöhl herandrängen, eine vielleicht unersteigliche Kuppe, mit dem Längendurchmesser von Ost nach West gerichtet, breitrückig aber steil nach Süden abgedacht, nordwärts mit senkrechter Wand; und ganz nahe dieser von einem gewaltigen Riß durchzogen, so daß es vielleicht nur eines Erdbebens bedürfte, um die ganze nördliche Hälfte des Berges in die Tiefe stürzen zu machen.

Alles war in der Höhe rein und klar; die wenigen Streifwölkchen im Süden schwebten noch weit über jenen Kolossen, aber gleichwohl lugte auch aus einigen fernen Alpenthälern, besonders im Pinzgau, schon verdächtige Trübung wie von aufsteigenden Nebeln, was an baldigen Rückzug mahnte.

Ich suchte nur noch jenseits der Pyramide am westlichen Abhang der Kuppe das Quellchen auf, welches dort mitten im Geröll herabrieselt und uns im Sommer so sehr erquickt hatte; aber ach! es war versiegt, und seine damals so frischen, mit Saxifraga androsacea durchwebten Moospolster*) — das einzige grüne Fleckchen auf dem Göhl — waren vergilbt und wie vermodert.

Auch von den Moosfrüchten der zarten und seltenen Pohlia demissa Hüb. (Meesia demissa Hornsch. et Hoppe.), die ich um dieselbe Zeit vor zwei Jahren auf dem Hochbrett gefunden, sowie von dem nicht minder seltenen Laubmoose Splachnum urceolatum Hedw.**) — im vergangenen Sommer ein willkommener Fund auf den Gipfelfelsen des Schneibsteins — keine Spur auf dem Rücken des Göhls.

Ein im Schutt vorgefundenes Holzstückchen ward mit den üblichen Memorandis beschrieben zwischen die Steine der Signalpyramide gesteckt, und sodann beim Hinabsteigen auf der südlichen Kante von einem günstigen Standpunkt aus (bei der untern Pyramide) noch ein flüchtiger Umriß vom Göhl aufgenommen, der stolz und schön als grauweiße Felskuppel sich in den blauen Aether wölbt, während seine rechte Flanke östlich in die Tiefen des Schwarzbaches gegen Golling und die

*) nach Hrn. Dr. Otto Sendtner's gütiger Bestimmung aus Bryum pseudotriquetrum *Schw.* var. bestehend.

**) erstere von den HH. v. Martius und Fürnrohr, letzteres von Hrn. Sendtner gefälligst bestimmt.

Beiläufige Ansicht der Göhlkuppe von der Südseite.
(Eigentlich ist von diesem Standpunkt aus die obere Pyramide noch nicht sichtbar, indem sie noch weiter hinaus nach Norden zu steht, und der Grath in jener Richtung sich lange fortzieht.)

Blüntau mit ungeheueren Steilwänden abfällt, und die linke nach West noch einen kraterförmigen, immer mit Schnee theilweise gefüllten Kessel bildet, der wahrscheinlich im Sommer die kleine Quelle auf der nordwestlichen Abdachung des Göhls (kaum 100 Schritte unterhalb der Spitze) nährt.

Die in Nebelferne sich verlierende Horizontlinie des Flachlandes sank hier schon herab unter's Niveau der Göhlspitze, noch tiefer der langgestreckte Rücken des Untersberges, der den Blick in die näheren Ebenen beschränkt.

Als nun auch das letzte Stückchen Chocolade verzehrt war, stieg ich, über die Wahl des Rückweges noch immer unentschlossen, zum Sattel hinab. Die Steinwüste in ihrer ganzen Länge nochmal zu durchwandern, davor graute mir; ihr Anblick von oben herab war jetzt nicht einladender, als die schon vorhin bestandene Probe. Gerade dahin führte übrigens der Mittelweg — ein sauberes Juste-milieu!

Das Brett zu erreichen, war wohl das wünschenswertheste; denn, einmal dort, ist der des Weges Kundige geborgen, wenn er auch nochmal so weit nach Hause hat. Die Schwierigkeit liegt nur darin, auf ersteres zu gelangen. Zur äußersten Linken zieht sich vom Sattel ein zackiger Felskamm in mehreren Köpfen (die „Mandln" genannt) im weiten Bogen hinüber; aber es geht hoch hinauf und dann in schwindelnder Höhe zwischen Abgründen auf der Schneide des Kammes fort, der so schmal ist, daß man stellenweise nur rittlings hinüberkommen kann. Mayerl hat ihn schon passirt, und mit ihm hätten sich zur Noth solche Reiterstückchen versuchen lassen; für den einsamen müden Wandrer wär's doch um solche Zeit zu toll gewesen, und konnten nicht hie und da Schneewehen in den Scharten des Kamms die Sache noch bedenklicher machen? —

Ein näherer Weg zum Brett, weiter einwärts gegen das Platter, auf der Sehne des Bogens, den jener Felsgrath zwischen Göhl und Brett bildet, schien einladender, zudem war's unser Rückweg im vergangnen Sommer: Vom Sattel eine Strecke abwärts muß man sofort schräg über eine steile Fläche ewigen Schnees (die sogenannten „Eisstellen") zu den Mandln hinauf, deren schlimmste Passage aber hiemit schon umgangen ist, wenn auch dann noch der Grath schmal und zackig fortläuft, und gerade da, wo er durch eine Steilwand sich an's Brett anschließt, tückisch im Stiche zu lassen droht. War übrigens nur an dieser Stelle kein Schnee,

was ihre südliche Lage hoffen ließ, so konnte ich auch dießmal ohne Mayerl's Hülfe hinüber.

Aber der Versuch scheiterte gleich anfangs: die Schneehalde, im Sommer oberflächlich so erweicht, daß sich unterm Fuß Stufen bildeten, die das Aufsteigen zu den Mandln erleichterten, zeigte sich jetzt durchaus mit harter Eiskruste bezogen. Wie wenn Käfer an einer Glastafel aufkriechen wollen, und nach vergeblichem Krabbeln immer wieder zurückpurzeln, so ging's auch mir. Ohne Fußeisen oder ein Werkzeug um Tritte einzuhauen, ist's schlechterdings unmöglich hinauf zu kommen. Beides mangelte mir, und wäre auch der Pflanzenstecher zur Hand gewesen, es würde Stunden erfordert haben sich emporzuarbeiten, wenn anders die Ermüdung nicht alsobald gezwungen hätte, abzulassen.

Sie sehen also, weder die äußerste noch die gemäßigte Linke boten viel Anziehendes dar, vielmehr nur Abstoßendes — ihre Opposition war mir zu stark. — Wenden wir uns daher zur Rechten! Auch sie zerfällt in zwei Fraktionen: die erste, innere — die gemäßigte Rechte — ist wenig vom juste-milieu verschieden; anfangs parallel damit, läuft sie allmählig divergirend zuletzt in's Alplethal zwischen der Schatzkehl und den Krautkasern hinab. Ehe dieses aber erreicht ist, bleibt Spielraum genug zu gelegentlichem Halsbrechen, und — was ich mehr fürchtete — zum Verirren und trübseligen Herumstolpern in Latschen und Klippwerk; denn wohl herauf schon (mit Mayerl beim ersten Göhlbesuch und bei einer andern Gelegenheit) aber noch nicht hinab war ich hier gestiegen, und die Tauben, nur in dieser Richtung, als der meist begangenen, hie und da gelegt, sind so mysteriös und zerstreut angebracht, daß selbst Mayerl auf seinen oft wiederholten einsamen Streifereien nach Jagerblumen ꝛc. sie manchmal nicht zu finden vermochte oder wieder verlor, wenn er bei trüber Witterung sich daran halten wollte.

Es blieb nur die extreme Rechte als Ausweg übrig, der den Müden zuletzt von selbst anzog, weil er auf dem rechten Ufer der Steinwüste, zuweilen hart am westlichen Fuß der Göhlkuppe immer abwärts führt. Zudem war's ja die nächste Linie zur Heimath, was bei der Kürze des Tages auch wohl zu bedenken kam, doch den Ausschlag gab der Zug nach unten! Zwar kannte ich ihn von oben herein noch nicht, wußte sogar, daß diese Strömung mich bald an einen etliche tausend Fuß tiefen Abgrund tragen würde — eine Hauptabzugsrinne für die Lawinen vom Göhl (man nennt's „im Pflug"); — aber von unten herauf war ich schon einmal eine Strecke geklettert, und kannte also den Ausgang; auch wußte ich ja doch, daß Gemsjäger hier auf- und abzusteigen pflegen; es kam folglich nur darauf an, den Steig am obern Rand, vom Platter herein, nicht zu verfehlen.

Bang und erwartungsvoll dem Borde zuschreitend, scheuchte ich das einzige lebende Wesen, so mir in diesen Höhen begegnete, auf, — ein bereits schneeweißes Alpenhäslein (Lepus variabilis), das sich schnell wieder unter den Klippen verlor; ein paar Vergraben hatte ich

früher oben an den Wänden des Göhls wohl gehört, nicht gesehen.

Der Rand war erreicht! — Wer zufällig dahin geriethe und nicht wüßte, daß da ein Steig hinabführen muß (denn sichtlich ist von einem solchen nichts), möchte freilich zusammensinken. Da stehst du jetzt oben in einer Scharte der himmelhohen Mauern, die den öden Grund des Endsthales umstarren, und wo du sonst nicht ohne geheimes Grauen hinauf- und vielleicht dem Sturze der Lawinen zuschauetest, da sollst du herab! — Während die Schroffen ober dir noch im Lichte glühen, herrscht da hinab und in der Tiefe schon der düstere Schatten. Ein halbes Jahr lang dringt kein Strahl der Sonne mehr in dieß nördliche Gewände; darum auch kein Wegthauen des dicken Reifes an den schönsten Tagen, und schneidender Luftzug, zumal am Eingang.

So mögen die Scenen seyn, die sich auf den hohen Kesselrändern am Mont-perdu, an der Malabetta, auf der Rolandsbresche u. s. w. dem Auge darbieten; ich wenigstens träumte mich lebhaft auf den Rand des Port de Pinéde über'm Thal von Estaubé in Ramond's voyage au Mont-perdu.

Doch Muth, es wird gelingen! — Aufmerksam hinabspähend fand ich bald längs einer Strecke Krummholzes, das hier wieder beginnt, die schwachen, doch unlängst erst erneuten Spuren des Kletterſteiges glücklich auf. Die Latschen waren hie und da an einem Aest-

chen frisch beschnitten — eben Erkennungszeichen des Weges — ich hatt' ihn also — kein Zweifel mehr! An den steilsten Abhängen finden sich Tritte, zum Einsetzen der Fußspitzen wenigstens hinreichend, im spärlichen Rasen, oder in den Fels gehauen, in einigen Winkeln des Gewändes selbst rohe Legföhrenäste als Leitersprossen eingeklemmt, dazu herab hängendes Krummholz oder Steinzacken zum Anklammern der Hände, — was will man mehr zur Bekräftigung, daß das wirklich ein Weg sey, wie er unter solchen Umständen nur immer seyn kann? — Freilich, wer die Spur verlöre — und man muß sie wohl suchen, oft nur auf's Geradewohl sich irgendwo hinablassen — der müßte über Nacht in diesen Wänden sitzen bleiben oder, wäre es noch früh genug am Tag den weiten Schlund wieder hinaufklettern.

Im letzten Drittheil unten ist die Gefahr sich zu versteigen am größten: mit fast senkrechtem Absturz mündet der Pflug in's Endsthal, majestätisch donnern hier die Lawinen hinaus wie ungeheure Cascaden; da ist's nicht möglich, mit unzerschmetterten Gliedern hinabzukommen. Aengstlich selbst, unter Gestrüpp sich verbergend und in jede Schramme sich schmiegend, kriecht seitwärts der Pfad über schmale Felsabsätze in steilster Böschung und mannichfaltigen Krümmungen hinunter, und wendet sich, auf der tiefsten Terrasse angekommen, längs derselben nach rechts, zuletzt wieder aufwärts dem Abgrund ausweichend, um die Schutthalden im hintersten Winkel des Endsthales zu gewinnen, auf welchen man endlich mit lautem „Gottlob!" und tiefaufathmend zur fahlgrünen Alpenmatte hinabschlendert.

Auch durch den Pflug herab war ich großentheils als ungestiefelter Kater gestiegen und wohlbehalten, einige Lecke in Kleidung und Haut ausgenommen (darunter ein sechswöchentliches Angedenken, womit mich schon das Platter oben beschenkt hatte), im Kessel des Endsthales angelangt, als die Sonne mit ihren letzten Strahlen die sonst oft so kreideweißen Wände und Zinnen am Göhl feurig röthete. — Daß ein dankbarer Blick nach oben für die jetzt errungene Sicherheit gesendet ward, versteht sich von selbst.

„Wer zum erstenmale im wilden Endsthal steht, vom Rieſengewände des Göhls mit seinen Zacken und mannigfaltig gestellten, oft merkwürdig gebogenen Schichten halb umschlossen, und nun da von unten in den zerrissenen Tobel des Pflugs hinaufschaut, hält es für fabelhaft, daß hier ein Menschenkind auf- oder absteigen könne. Diese von oben bis unten in den steilsten Abfällen mit nackten Wänden niedersetzende weite Felsengurgel scheint bloß für Lawinen gemacht, höchstens im Sommer ein unzugängliches Asyl der Gemsen. Nur hoch oben vom Rande des Platters herein zeigen sich ein paar senkrechte schwarze Streifen am grauen Gestein — das kletternde Krummholz andeutend —, und weiter herab zerstreute, meist verkrüppelte, oft gestürzte oder verdorrte Lärchen auf schmalen Rasenbändern; — und gleichwohl läßt sich mit Vorsicht und schwindelfreiem Kopf dieß einige tausend Fuß hoch aufsteigende Defilé ziemlich gut passiren; ja der von fern völlig kahle Fels kleidet sich unter Hand und Fuß wie durch Zauber mit Rhododendrum und anderm Alpenschmuck, wovon jetzt natürlich nur die Reste zu sehen waren. Ueberdieß geht es nicht ununterbrochen so wenig einladend wie oben beschrieben; zuweilen kommen steile Schutthalden, über die man rasch abfahren und so den Weg verkürzen kann, oder selbst größere und kleinere Mulden mit dünnem Rasen bekleidet, dieß Alles, wie gesagt, aus der Ferne nicht sichtbar.

Auch Cardinal Fürst v. Schwarzenberg hat diesen Weg begangen, so viel mir bekannt, ebenfalls auf der Rückkehr vom Göhl.

Ueber dem tiefen Grund der Schatzkehlalpe, längst öde und erstorben wie alle andern Alpen, ruhte bereits der Dämmerung Schleier; auch hier war das muntere Bächlein bei den Hütten versiegt; kaum murmelten weiter oben noch ein paar Wasserfädchen desselben über's Gestein zwischen Eis und dichtbereiftem welken Gras — zur ersten Labung nach den Mühen dieses Tages.

Vor zwei Jahren leuchtete mir der Vollmond auf dem späten Heimweg vom Brett. — Dießmal (bei Neumond) hätte leicht eine dunkle Nacht oben im Gebirge mein Loos seyn können; doch schon bald nach 5 Uhr Abends saß ich wieder in meiner häuslichen Einsamkeit, und fühlte mich weniger müde als beim Ersteigen des Berges, während selbst im Sommer gewöhnlich mehr als Ein Tag zu dieser Partie verwendet wird,

indem man auf der Schatzkehlalpe oder einem der obersten Lehen, z. B. am Thiereck, zu übernachten pflegt, und mit Tagesanbruch die Besteigung unternimmt.

Nicht gar oft wird man um diese Jahreszeit noch in Höhen von 7—8000 Fuß herumschweifen können. Zwei Tage nach diesem letzten Ausflug in's Hochgebirg, also wieder wie i. J. 1844 bis zum 20. November, blieb es noch eben so schön; an dem folgenden trübte sich der Himmel, verhüllten sich die Berge, und am 22. Nov. waren sie schon bis zu den mittleren Lehen herab mit neuem Schnee bedeckt. Am 23. auch in der Tiefe Schneien, und endlich einmal Allerheiligenwetter in optima forma!

Die Erinnerung aber an den seltnen Genuß wollt' ich mir durch vorstehende Skizze bleibender machen, um auch Ihnen, mein Freund, ein schwaches Bild davon mittheilen zu können — freilich nur im Verhältniß einer gepreßten und vertrockneten Blume des Herbariums zur lebensfrischen Blüthe auf lichter Bergeshöhe.

Vergleicht man übrigens den Watzmann und den Göhl, so ist entschieden jenem der Vorzug hinsichtlich der Besteigung einzuräumen. Zwar ist die Kuppe des Göhls von dieser Seite weder gefährlicher noch mühsamer zu begehen, als jene des Watzmann's; hat man nur einmal den Sattel oder das Joch hinter'm Göhl erreicht, so steigt man längs der südlichen Kante des letztern so gefahrlos und mit geringerer Mühe empor als auf den Watzmann. Der Weg dauert nicht so lange und bietet Absätze und Ruhepunkte, die sich auf der in endlosem Zuge aufsteigenden Abdachung des Watzmanns nicht finden. Ueberdieß gestaltet sich die Kuppe des Göhls in etwa noch viertelstündiger Entfernung, von der untern Pyramide aus gesehen, pittoresker als jene des Watzmann's, die man (wenigstens auf dem westlichen Steige) nicht viel eher sieht als bis man vor ihr steht; aber oben auf dem Watzmann ist's viel interessanter, schon durch den merkwürdigen Einblick in die Scharte mit ihrem Firn und der beginnenden Gletscherbildung, sowie durch die großartige Ansicht des zweiten (südwestl.) Gipfels, zu dem ein schauerlich zerklüfteter Felsenkamm zwischen Abgründen hinüberführt.

Ob Hr. Stainig i. J. 1801 diesen zweiten Gipfel und zwar über den erwähnten First hin erreicht hat (vid. Bierthaler l. c. II. Thl. S. 38), oder gar etwa die äußerste und höchste, vom ersten Gipfel aus gar nicht sichtbare, die sogenannte Schönfeldspitze, welche Bierthaler nicht gekannt zu haben scheint, weiß ich nicht. Letztere soll allerdings schon einige Male vom Wimbachthal her erstiegen worden seyn, und, wenn ich recht unterrichtet bin, selbst schon vom Cardinal Fürsten v. Schwarzenberg. Von Augenzeugen aber wurde mir erzählt, daß vor vielen Jahren ein halbblödsinniger Mensch aus der Gegend barfuß über den Grath von der ersten auf die zweite Spitze wie eine Katze hin- und zurückgeklettert sey — grauenvoll zu sehen, ja schon zu denken, wenn man diese Zackenmauer betrachtet!

Vor Allem aber macht die Steinwüste, die den Göhl umlagert, diesen nicht so gar leicht zugänglich. Auf dem Watzmann könnte man sich bei einiger Orientirungsgabe und zur Noth selbst aus Nebel und Schnee und Unwetter retten; die beiden Felskanten, die zum Gipfel führen, lassen auch nach abwärts nicht leicht im Stiche, ja sie gehen ohne das trügerische Zwischenterrain der Schründe und Spalten zuletzt unmittelbar in Alpenmatten über, auf denen man nicht wohl zu Grunde gehen wird; aber der Göhl fällt einerseits in den entsetzlichsten Wänden ab, und ist anderntheils von jeder Alpe durch das oft besagte Steinplateau weit getrennt.

Aus gegenwärtiger Erzählung entnehmen Sie jedoch, daß auch der Göhl nicht so unzugänglich ist, als noch der gute ehrwürdige Schrank meint, wenn er in seinen und v. Molls naturhistorischen Briefen (Salzburg 1785 Bd. I. S. 292) sagt: „Man kann, wenn man nicht zu furchtsam ist, vom Schwarzorte auf den Kehlstein ohne Gefahr hinaufkommen, und dieß ist eigentlich der Ort, welcher die herrlichste Aussicht gewährt; aber es ist nicht so mit dem hohen Göhl, der immer gefährlicher wird, und den heut zu Tage nur geübte Jäger noch zu besteigen wagen; gleichwohl ist es Schade, daß man ihm nicht wohl beikommen kann; ich habe rohe Marmorstücke gesehen, die man an seiner Spitze abgeschlagen hat, und die meines Erachtens angeschliffen sehr schöne Schaustücke und in größern Massen vortreffliche Tafelstücke geben dürften."

Dieser Marmor, von dem ich ebenfalls Proben mit herabnahm, ist übrigens nicht in größeren Massen anstehend, sondern durchzieht bloß in schwachen Schichten und Gängen den gewöhnlichen Alpenkalk der Kuppe quer in der Richtung von West nach Ost, mit dessen Trümmern untermengt er ebenfalls, meist in losen verwitterten Stücken zu Tage liegt; er ist blaßfleischröthlich und weiß eckiggefleckt, fast wie sogenannter Trümmermarmor.

Auch Bierthaler (l. c. I. Theil S. 33) spricht gleich Schrank mit fast heiliger Scheu von diesem Berge: „Nicht so berühmt als der Untersberg, aber ungleich höher ist der Göhl, welcher ihm zur Seit (vielmehr ihm gegenüber, südlich) allmählig hinansteigt und über Golling bis gegen den Paß Lueg fortsetzt Er ragt 7812 Fuß (Par. Fuß nach v. Braune) über den Spiegel des Meeres empor und hält mit seinen kahlen Stoßwänden auch kühne Gemsensteiger von den

Frevel zurück, seine Firste zu betreten. Nur auf der Seite Berchtesgadens über die sogenannte Ebne (ist hier etwa das Aelple gemeint?) und die Alpen im Ofen und in der Ecke kann man sich der höchsten Kuppe ohne Gefahr noch am meisten nähern. Anm. Im Jahr 1801 erstieg ein verwegener Bergsteiger (Hr. Stainig) dieselbe wirklich*)."

Anziehend aber ist noch folgende Bemerkung Vierthalers: „Der Göhl und Freiberg (der südliche Gipfel des Göhl führt diesen Namen) bietet übrigens besonders dem Geologen reichen Stoff zum Nachdenken. Seine Kessel, wovon der westliche von den Aelplern der Kühstall genannt wird, enthalten Haufen von Felsentrümmern, hinreichend zum Baue ganzer Berge. Seit Jahrtausenden sind sie heruntergestürzt von seinen Gipfeln und Wänden und stürzen noch immer herab — Grabmäler von Riesen, die einst dem Himmel getrotzt haben. Sie führen den stillen Forscher auf Spuren von Veränderungen, welche älter sind als die Geschichte selbst, von neuen Welten und Menschengeschlechtern. Mitten unter den zertrümmerten Steinmassen zeigen sich nämlich mehr oder weniger zermalmt, aber noch immer unverkennbar, Seegeschöpfe aller Art. Man findet sie sogar hoch über der Region der Alpen: Zeugen von Begebenheiten, von denen keine Menschen zeugen können. Neu und schwach ist unser Geschlecht, aber die Gebirge sind alt und stark. Dennoch erliegen am Ende auch sie der zerstörenden Gewalt der Zeit, wie dem Kummer die Menschen."

Ziemlich ausführlich und mit gewohnter Genauigkeit gibt v. Braune l. c. S. 295 die Topographie des hohen Göhl, und S. 374 auch eine Flora desselben; aber das Umfassendste wie schon erwähnt, — eine kleine Monographie des Göhls, findet sich bei Adolph Schaubach (l. c. S. 129 ff.), die Sie indeß selbst lesen müssen. Doch sagt auch Er: „Nur geübte Bergsteiger mögen den Gipfel dieses allein von Einer Seite zugänglichen Berges ersteigen."

Er beschreibt nun den Weg, den man nehmen soll (wobei nebenher bemerkt, es ein großer Umweg wäre, erst der Salzburgerstraße bis zur Laros zu folgen; man geht viel näher gleich über den Salzberg in die Resten und auf den Ofen), gibt aber gerade den leichteren Zugang auf den Göhl (von Süden her, den ich wählte) nicht an, sondern den schwierigeren Aufstieg durch den „Rauchfang," den ich übrigens, so Gott will, auch noch kennen lernen werde. — Es ist aber selbst noch ein dritter Steig vorhanden, der gefährlichste wohl von den dreien: über den Eckerfirst und die „Wetterbockwand" auf der Ostseite, den in der That Vierthaler (l. c.) andeutet.

Eigentlich gibt es gar sieben Zugänge; der Rauchfang allein hat deren zwei: vom Ofen aus auf der östlichen Seite, und westlich vom Endsthal hinauf, dem Pflug gegenüber; den zweiten werden außer den keckſten Wildschützen Wenige nur zu betreten wagen. Oben an der Kuppe aber reduciren sie sich sämmtlich auf drei.

Die Flora des Göhls, meist die gewöhnlicheren Pflanzen der höheren Kalkgipfel unserer Gegend enthaltend, finden Sie ebenfalls bei Schaubach, der sie Braune's Werk entnommen hat und nur vier andere Namen noch hinzufügt, wovon es aber statt Bupleurum longifolium wohl B. ranunculoides heißen sollte! „non in alpes adscendens" sagt Koch in seiner Synops. Flor. Germ. et Helvet. (Ed. II. pars I. p. 320) ausdrücklich von Bupleurum longifolium. Eben so möchte zu bezweifeln seyn, ob Linum austriacum daselbst vorkommt.

Aus eigener Beobachtung vom 19. Jul. 1846 kann ich dem von Braune und Schaubach gegebenen Verzeichniß*) noch folgende beifügen: Alsine aretioides *MK.*, Androsace helvetica *Gaud.*, Cherleria sedoides *L.*, Draba frigida *Saut.*, Draba tomentosa *Whlbg.*, Leontodon alpinus *Hppe.* (L. nigricans *Schk.*)?, Papaver alpinum et albiflorum (P. Burseri *Crantz*), Petrocallis pyrenaica *RBr.*, Saxifraga stenopetala *Gaud.*, Sesleria microcephala *DC.*, Soyeria hyoseridifolia *Koch.*, Thlaspi rotundifolium *Gaud.*, — die meisten nur sparsam, oder einzeln im Geröll und in Felsritzen, — ein mageres Verzeichniß allerdings, das sich aber bei mehr Muße und öfteren Besuchen wohl noch vermehren ließe, vielleicht z. B. mit Draba Sauteri *Hppe.* Aber für Homogyne discolor *Cass.*, Phaca frigida, Gnaphalium carpathicum *Wbg.*; Sibbaldia procumbens, Juncus Jacquini u. a., die ich im letzten Sommer, wenn auch sehr sparsam, auf den benachbarten Gipfeln des Schneibsteins, Kahlersberges ꝛc. angetroffen, möchte die Kuppe des Göhls doch schon zu rauh und nackt seyn. (Homogyne discolor kommt übrigens sogar am Fuße des Göhls, auf der Schatzkehlalpe, wiewohl nur an einer einzigen Stelle, vor).

*) Hier ist wohl eine Verwechslung mit der zweiten Spitze des Watzmanns (vid. l. c. II. Thl. S. 38).

*) wovon die vorzüglichsten: **Festuca pumila — Primula minima — Saxifraga caesia, stellaris, muscoides, oppositifolia, aizoides, — Silene acaulis — Cerastium latifolium — Cistus oelandicus — Anemone alpina, narcissiflora — Betonica Alopecuros — Linaria alpina — Cirsium spinosissimum — Aster alpinus — Senecio abrotanifolius — Arnica scorpioides — Chrysanthemum alpinum, atratum — Gnaphalium Leontopodium.**

Im Allgemeinen hat die Flora des Göhls mit jener des Watzmanns große Aehnlichkeit, nur ist z. B. der Alpenmohn auf diesem viel häufiger als auf dem Göhl. Gnaphalium Leontopodium (Edelweiß) aber, von Braune und Schaubach auf letzterem angegeben, sah ich auf keinem von beiden, wohl aber auf der Südseite des benachbarten Bretts und an den Abhängen des Kehlsteins oberm Endsthal; es wird aber überhaupt immer seltener, wenn nicht gar noch ausgerottet, wie so manche andere Alpenpflanze!

Erwähnenswerth für die Flora des Göhls möchte noch die liebliche Lloydia serotina *Salisb.* (Antericum serotinum *L.*) seyn, die ich zwar nicht auf seinem Gipfel, aber doch an den nördlichen Wänden schon am 2. Julius 1845 fand, da nämlich, wo sich der Eckerfirst von Osten her an den Göhl schließt und eine schmale Rasenterrasse des ersteren sich in's schroffe Gewände des letzteren westlich hinüberzieht, auf dieser Terrasse selbst, gerade noch innerhalb der Landesgränze und unfern der Stelle, wo Hargaßer verunglückte.

Und nun zum Schluße noch die Zusammenstellung der verschiedenen Angaben über die Höhe des Göhls:

8589	Bayer. Fuß	nach Frhrn. v. Khistlers geogr. Karte von Oberbayern. München 1841.	
7812	Paris. Fuß	nach v. Braune's Salzburg u. Berchtesgaden. Neue Aufl. Wien 1829.	
7717	„ „	nach Lamont	in Walthers topischer Geogr. v. Bayern. 1844. S. 345.
7684	„ „	nach Partsch	
7754	„ „	nach Partsch	
7970	? „	nach Schaubach (deutsche Alpen ꝛc. III. Thl. S. 129.)	
7970	Wien. „	nach Barbarini's Hemiorama vom Gaisberg. Salzburg, J. Schön(Vesco).	
8030,736	„ „	nach Schmidl's Kaiserth. Oesterreich. I. Bd. Stuttg. 1838. (Erzherzogth. Oesterr. mit Salzburg. S. 37.)	

Münchner Bilder und Spaziergänge.

(Fortsetzung.)

Das alte München, vor den Leiden und Drangsalen des dreißigjährigen Krieges, die stille Hofhaltung des alten Herzogs Wilhelm, die schöne Fürstengestalt seines Sohnes Maximilians, mit dem Blick hohen Ernstes und leutseliger Güte, schwebte noch immer meinem Geiste vor. Gern wäre ich in den Straßen der alten Stadt, in den Gemächern der alten Burg umher gewandelt; gern hätte ich den Rittern in die Augen gesehen, die auf dem Schrannenplatze turniert; oder die ehrenfesten Rathsherren gehört in Mitte ihrer Bürgerversammlungen, oder den scherzhaften Orlando in Mitte seiner Kapelle, wie er seine Werke in dem Gotteshause unserer Lieben Frauen aufführte. Allein sie sind dahin geschieden, sie schweigen in den Grüften; ja selbst ihre Grabsteine, wie der des Orlando, sind zerstreut. So griff ich wieder nach den alten Schriften, aus denen die Zeugen der Vergangenheit zu uns reden. Da fiel mir zuerst das Blatt der Chronik von München in die Hände, das die Feier beschreibt, da der Grundstein zu dieser Kirche unserer Lieben Frauen gelegt ward, worin Ludwig der Bayer ruht, worin die Vermählung Herzog Wilhelms und der frommen Renata vollzogen ward, und wo noch immer Tausende Trost und Erbauung finden, und deren Thürme, auf den Spitzen der bayerischen Alpen sichtbar, den Gruß der Stadt dem Heimkehrenden weit in die Ferne entgegensenden. Die Chronik erzählt kurz die Begebnisse der Stadt von 1459 bis 1468 und da berichtet sie denn in ihrer alten treuherzigen Sprache:

„In nomine Domini nostri Jesu Christi et gloriosae Virginis Mariae Anno 1468.

(Mitglieder des innern Rathes.)

Martin Khazmair. Sigmund Pötschner. Wilhelm Astaller. Thomas Reudolf. Bartholome Schrenkh. Balthasar Ridler. Sigmund Pitrich. Franz Ridler. Hannß Hundertpfundt. Balthasar Pötschner. Andere Stupf.

Prima Februarii ist angestanden Sigmundt Pötschner (als Bürgermeister).

Von unser Frauen Sonntag nach Lichtmeß von Apollonia des 9. Tags Februarii.

Item an dem benannten Tag hat unser gnädiger Herr Herzog Siegmund von Bayern gelegt den ersten Stein des löblichen Baues unser Lieben Frauen Pfarrkirchen zu München. Denselben Bau man Gott zu Lob und Ehre und in der Ehre der lobsamen Jungfrauen Maria von Neuem und als eine größere Kirche zu vollbringen angefangen hat von wegen Mehrung des Volks; denn die alte Kirche war zu eng. Gott der allmächtige verleihe und gebe männiglich die Gnad, daß derselbe loblich und seliglich und ohn allermänniglich Schaden des Leibs vollbracht werde Amen. Und waren die Zeit Pfarrer der benannten Pfarrkirche Meister Ernst Putrich und Kirchprobst Martin Khazmayr vom inneren Rath und Andere Sänfftl vom äußeren Rath. Und zu dem Stein zu legen wurde loblich geläutet und kam darzu eine große Menge des Volks zwischen zwei und

drei Uhr Nachmittags. Es kam auch darzu der Pfarrer mit seiner Priesterschaft loblich mit dem Weihbrunnen und dem Rauch, zu sprengeu und zu räuchern den Grund und den Stein.

Thurm zu unser Frauen. Prima Augusti.

Item den (Thurm) hat man untergraben, und pelzt (gestützt) und an dem Tag niedergeworfen und ging's durchweg aufeinander nieder ohne Schaden des Pfarrhofs und wurde ein großer Koth und Gestein ober einander und wurde dasselbe durch die Menge des Volks, Mannen und Frauen, Hochedle und Unedle, Arme und Reiche, Bürgerinnen und andere Frauen und Jungfrauen, Jung und Alt, Klein und Groß mit viel gieriger Müh und Arbeit andächtiglich Alles ab der Hofstatt geräumt und getragen, Alles bei zehn Tagen."

Diese Theilnahme aller Stände und aller Geschlechter an dem heiligen Bau in dem alten München war in jenen Tagen, wo die großen Dome des christlichen Mittelalters sich erhoben, gewiß nichts Ungewöhnliches; sie erinnerte mich an ein ähnliches Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit in Italien. Canova, der berühmte Bildhauer, wollte seinem Geburtsort, Passagno bei Venedig, durch die Erbauung einer stattlichen Kirche ein Andenken seiner Andacht, seiner Vaterlandsliebe und seines Ruhmes zurücklassen; sie sollte auch sein und seines Bruders, des Bischofs von Mindo, Grabstätte beschließen. Mit großartiger Freigebigkeit spendete er sein Gold für den kostbaren Bau. Allein seine Landsleute, die Bauern von Passagno, begeistert von seinem Beispiel, legten auch ihrerseits freiwillig, gleich den alten Münchnern, Hand an das heilige Werk, und an Sonn- und Feiertagen konnte man sie sehen, wie sie blumenbekränzt und singend die Steine zu der emporsteigenden Kirche herbeizogen. Ein schönes Bild, das ich mit dem Reichthum einer südlichen Landschaft und den ausdrucksvollen Gesichtern des Venetianer Gebietes wohl von einer Meisterhand, in der Farbenpracht eines Titians oder Paul Veronese ausgeführt sehen möchte.

Ich blätterte weiter in den Büchern herum, da fiel mir denn auch in der Briefsammlung von Burmannus das Schreiben in die Hand, das Th. Fyens 1601 von München aus an den berühmten Philologen Lipsius schrieb. Fyens war von Maximilian I. aus den Niederlanden an seinen Hof als Leibarzt berufen. Er hatte eben sein neues Amt in München angetreten und eilte nun seinem Freund Nachricht von seinen Verhältnissen zu geben, und den Eindruck zu schildern, den der Hof des Herzogs und die Stadt auf ihn gemacht. Es ist also ein Augen- und Ohrenzeuge, der eben noch mit dem Herzog verkehrt und in den Straßen des alten Münchens umher gewandelt, der seine Empfindungeu seinem hochgeehrten Freunde in vertraulicher Rede mittheilt. So möge denn dieser Brief in wörtlicher und unverkürzter Uebersetzung hier stehen als ein lebendiges Bild einer entschwundenen Zeit. Er schreibt:

„Hochberühmter Herr Lipsius! Ich wollte Euer Gnaden nicht eher schreiben, bis ich mir durch längeren Aufenthalt und Umgang eine hinreichende Kenntniß von der Beschaffenheit unseres Hofes und meiner Lage dahier erworben hätte, damit ich Euch doch etwas Sicheres und Verläßiges darüber schreiben könnte. Bisher aber war es mir durch die lange Dauer meiner Abwesenheit auf der lothringischen Reise durchaus unmöglich, etwas Gewisses darüber in Erfahrung zu bringen. Nun habe ich mich, so viel es die kurze Zeit seit meiner Rückkehr eben gestatten wollte, über die Sitten der Hofleute, ihre Lebensweise, den Charakter der fürstlichen Herrschaften und die Beschaffenheit und Natur meiner hiesigen Lage unterrichtet. Weil ich aber in zwei Tagen mich wieder mit den Herrschaften von hier auf eine Jagdpartie entfernen muß und vor sechs Wochen nicht zurückkehren werde, wo mir also eine bequeme Gelegenheit zum Schreiben vielleicht fehlen könnte, darum wollte ich es gegenwärtig nicht unterlassen, Euch Einiges in aller Kürze von dem Erfolg meiner Reise und meinem Befinden zu vermelden, damit ich nicht in den Verdacht der Nachläßigkeit bei Euch käme. Ich thue es um so mehr, da unser verehrtester Herr Meermann mich auch zum Schreiben antreibt, damit er bei dieser Gelegenheit seine eigene Zuschrift beifügen könne. So wisset also vorerst, geehrtester Herr! daß, Gott Lob! meine Reise glücklich ausfiel. Ich reiste von Namur in Begleitung des erlauchten Virginius Ursinus ab, und unterhielt mich die vier Tage über auf das angenehmste mit ihm über Naturwissenschaft. Er gewann mich sehr lieb, und wäre ich nicht zu Diensten des durchlauchtigsten Herzogs von Bayern gereist, dem er, wie er sagte, die tiefste Unterthänigkeit schuldet, so schwur er, hätte er mich nie von sich gelassen, sondern mich entweder seinem Großherzog, bei dem er in Diensten ist, oder seinen Freunden in Rom zu einer sehr ehrenvollen Stellung empfohlen. Ich kann seine äußerste Zuvorkommenheit gegen mich nicht genug rühmen. Als ich Abschied von ihm nahm, ersuchte er mich noch eigens, wenn er mir in irgend etwas durch seine Verwendung, seine Fürsprache oder sein Zuthun, was es auch immer sey, dienlich seyn könne, so möchte ich ihn gegenwärtig darum bitten, indem er es allen Ernstes gewähren würde. Von Euer Liebden war oft die Rede zwischen uns. Wahrlich es ist ein äußerst humaner, hochherziger Fürst und in den Naturwissenschaften so gründlich gelehrt, daß ich ihn manchen gelehrten Professoren darin gleichstellen möchte. Sobald ich nach München kam, wurde ich von dem durchlauchtigsten Herzog, meinem Herrn, gütig

Anſicht von München vor dem dreißigjährigen Krieg.

und leutſelig empfangen, und am folgenden Tage begleitete ich ihn nach Lothringen zu den Bädern von Plombieres und Nancy. Achtzehn Tage hat das fürſtliche Paar die Bäder, um Nachkommenſchaft zu gewinnen, dort gebraucht. Der Herzog von Lothringen, der von Barr, Graf Vaudemont, die Herzogin Katharina, die unvermählte Tochter des Herzogs von Lothringen, fanden ſich dort ein. Zu Nancy wurde mein fürſtlicher Herr gar herrlich, mit großer Pracht, mit glänzenden Geſchenken, mit Feſten und Gelagen empfangen. Als wir nach München zurückgekehrt waren, traf dort der durchlauchtigſte Kurfürſt von Köln ein, reiste aber in wenigen Tagen ſchon nach Prag und kehrte von dort wieder nach Bayern zurück; er reſidirt dermalen zu Freiſingen, ſeinem biſchöflichen Sitze, und macht von dort aus zuweilen Ausflüge zu gemeinſchaftlichen Jagdpartien mit unſerem Fürſtenpaare. Seine Geſundheit iſt ſehr zweideutiger Art und ſcheint ihm kein langes Leben zu verſprechen. Auch die durchlauchtigſte Erzherzogin von Tirol, eine Schweſter des Herzogs von Mantua, Erzherzog Ferdinands Gemahlin, befand ſich hier; ſie war ihrer Andacht wegen zum heiligen Berge (Andechs) hier in Bayern gekommen. Auch der Herzog von Mantua wurde erwartet, ja ſogar Mehrere vom Adel wurden ihm entgegen geſandt; allein ſeines Unwohlſeyns wegen ſieht man ſeiner Ankunft noch immer entgegen. Er wird nach Ungarn zum Türkenkrieg unter kaiſerlichem Oberbefehl reiſen. Unſer durchlauchtigſter Herzog und ſeine Gemahlin erfreuen ſich der beſten Geſundheit, es fehlt ihnen nichts als Nachkommenſchaft. Das fürſtliche Paar iſt ſicherlich äußerſt fromm, gütig und weiſe. Es gibt keine Wiſſenſchaft, in welcher der Herzog nicht erfahren wäre. Der lateiniſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Sprache iſt er vollkommen Meiſter; in ſeinen Sitten iſt er beſcheiden, in ſeinen Reden zeigt er ſich umſichtig, und gereift iſt ſeine Erfahrung. Der Ausdruck ſeines Geſichtes und ſein Benehmen zeigt eine Verbindung von Ernſt und Güte. Seinem Anſehen nach möchte man ihm zum mindeſten vierzig Jahre geben, und doch hat er kaum neun und zwanzig zurückgelegt; ein wohlgeſtalteter Mann, mittlerer Größe, von der edelſten Leibesbildung und einem belgiſchen oder italieniſchen Angeſicht. Gar Vieles hat er mich über Euch, den er ſehr hoch hält, ausgefragt. Er begegnet mir äußerſt gnädig, und gibt mir auch öffentlich die größten Beweiſe beſonderer Vertraulichkeit und Zuneigung, daher mich denn auch alle Adelichen auszeichnen und meine Freundſchaft ſuchen. Herr Meermann ſteht bei ihm in großem Anſehen, und wenn ich mich eines barbariſchen Ausdrucks bedienen darf, iſt er von ſeinen intimen Räthen der intimissimus. Sämmtliche Adliche des Hofes ſind beſcheiden, wohlgeſittet, rechtſchaffen; jegliches Laſter iſt von dem Hofe verbannt; Trunkenbolde, Leichtfertige und Müßiggänger haßt und verachtet der Fürſt. Alles zielt auf Tugend, Beſcheidenheit und Frömmigkeit. Der alte Herzog Wilhelm, des gegenwärtigen Vater, erſcheint nirgend öffentlich; er führt mit ſeiner heiligmäßigen Gemahlin Renata gewiſſer Maßen ein klöſterlich Leben bei den Vätern der Geſellſchaft in ſeinem Palaſt, den er ſich nahe, ja ſo zu ſagen, in ihrem Collegium erbaut hat. Sie kleiden ſich in ſchwarzes Trauerzeug. Alle ſeine Diener und Mägde gehen auf gleiche Weiſe in klöſterlicher Tracht, ſo daß man den Herrn von ſeinen Dienern kaum unterſcheidet. Da er einmal die erwähnte durchlauchtigſte Erzherzogin von Tirol, mit meinem fürſtlichen Paare zum Mahle eingeladen hatte, ſo wurden alle Speiſen der Tafel auf Geſchirren von Erde oder Thon aufgetragen; nirgend ſah man Gold oder Silber glänzen. Auf dieſe Weiſe haben ſie der Welt und der Herrſchaft gänzlich Lebewohl geſagt; er hat ſich der Regierung ganz begeben und aller Gewalt entſagt, und die Unterthanen haben ſeinem Sohne Maximilian den Eid des Gehorſams geleiſtet. Männer von ausgezeichneter Gelehrſamkeit ſind hier ſelten, einer darunter iſt Herr Fugger, der Propſt von Freiſingen, meiner Behandlung unterworfen, und mir enge verbunden, ein in jedem Zweige des Wiſſens äußerſt unterrichteter Mann. Er trug mir auch auf, Euch, Verehrteſter! zu grüßen. Alles iſt hier voll Eueres Namens. Bei den Buchhändlern findet man keine anderen Bücher vorräthig, als die des Herrn Lipſius; an allen Enden und Ecken hört man den Preis Eueres Ruhmes erſchallen. Kurz Ihr ſeid in dieſer Welt ein kleiner Gott, und Ihr werdet von ihr nicht nur geliebt, geehrt, ſondern gewiſſer Maßen angebetet. Euere Philoſophie wird Euch daher von großem Nutzen ſeyn, wenn ſie Euch dieſe eitle Ehre der Welt im innerſten Herzen verachten gelehrt hat, damit Ihr ſpäter im Himmelreich kein geringerer Gott werden möget. — Die Stadt München iſt ſicherlich ſchön, volkreich, groß, hat die höchſten Gebäude und die glänzendſten und ſauberſten Straßen. Die Bewohner ſind geſitteter als im übrigen Deutſchland. Der

Herzog hat vier Aerzte. Ihr Dienst besteht darin, abwechselnd nach Wochen, dem Herzog beim Aufstehen, beim Mittag- und Abendmahl aufzuwarten, und ihn auf seinen Reisen zu begleiten. Obschon nun meine Lage hier aus den angeführten Gründen die aller angenehmste und gar stattlich ist, so fehlt mir dennoch jene geistige Freiheit, jene körperliche Ruhe, jene wissenschaftliche Muße, jener Umgang mit Gelehrten und Meinesgleichen, wie ich sie in Löwen genoß, während ich hier nur mit Adelichen und Hofleuten verkehre, deren Wohnungen weit ab vom Helikon liegen. Darum verursachte mir diese Uebersiedlung, besonders im Anfang, auch einigen Verdruß, wenn ich mich gleich jetzt etwas daran gewöhne. Ich werde es daher ein Jahr damit versuchen und sehen, wie sich mein Geist hieran gewöhnt. Gestern erhielt ich Nachricht aus Belgien, daß meine Mutter zu Antwerpen im Sterben liege. Gebe Gott, daß es ihr zum Heile des Leibes und der Seele ausschlage. Erhalte ich die Todesnachricht, so werde ich mich wiederum einmal an Euch wenden. Hier befindet sich auch Damantius, ein Bruder seiner Excellenz, des Kanzlers Damantius. Er möchte den Orden des goldenen Vließes überreichen, wäre nur Jemand hier, der schon mit dem Orden decorirt ist. Zu diesem Ende wurde der Erzherzog von Steiermark, Ferdinand, lange erwartet; allein der Krieg, in den er sich persönlich begeben, erlaubt es ihm nicht zu kommen. Deshalb erwartet Herr Damantius unverrichteter Sache täglich seine Rückberufung von dem Erzherzog Albert. Lebet wohl, hochberühmter Herr! liebet mich, und zählet mich unter die, so Euch am innigsten zugethan sind und Euch zumeist verehren und Eueren Ruhm überall ausbreiten. Diesen Brief schrieb ich flüchtig; habt darum Nachsicht mit meinem Styl, ich bin ein Arzt und überlasse Euch die Sorge und den Beruf gelehrter Schreibart. Lebt nochmal wohl, hochberühmter Herr Lipsius! ich wüßte Euch ja keinen andern Titel zu geben, der Euch so ganz zukäme. München den letzten Juli 1601."

Die Stunden waren mir, während ich mit den alten Zeiten verkehrte, unvermerkt dahin geschwunden. Der Abend war vorgerückt, auf meinem Tische brannten die Lichter und draußen an dem südlichen, tiefblauen Himmel stand der Mond und blitzten goldenen Glanzes die Sterne freundlich hervor. Ich hatte keine Ruhe mehr in dem engen Zimmer; ich mußte hinaus in die frische erquickende Luft, in's Freie. Ich ging in die nahe Ludwigstraße.

Die Ruhe des Abends war hier bereits eingekehrt. Das stille München ist ja keine große, geräuschvolle, rasselnde und hämmernde, pfeifende und rauchende Fabrik- und Handelsstadt, noch auch ist es das Haupt eines großen Reiches. Der Fußgänger begegneten mir nur wenige, und führten sie ein Gespräch oder krähte ein Schusterbube einen Jodler, so konnte man es schon in weiter Ferne hören. Von Zeit zu Zeit rollte zur Abwechslung ein leichtes Milchwägelchen von einem alten Pferdchen gezogen die Stadt hinaus, vorn das Milchmädel und hinten die weißen hölzernen Milchkübel mit den blanken kupfernen Reifen. So konnte ich ungestört meinen Gedanken nachgehen.

Von all den großen und kleinen Gebäuden, die sich vom milden Lichte des Mondes feenhaft beleuchtet von der Triumphpforte bis zur Feldherrnhalle in langer Zeile rechts und links hinziehen, stand zur Zeit Maximilians I. und noch zwei hundert Jahre später kein einziges. Die Stadtgräben und die Stadtmauern mit dem Stadtthor liefen damals unweit der Gegend, wo die Theatinerkirche steht, dicht um das Schloß her. Hier aber an der Stelle der neuen Universität, der Springbrunnen, der Bibliothek, des Seminariums, der Ludwigskirche, des Kriegsministeriums, des Odeons, des Salinengebäudes, des Palais Max und Leuchtenberg, des Damenstiftes, des Bazars, und wie die Bauten der Ludwigstraße sonst heißen; war in jener Zeit weitum nur magerer Wiesengrund mit dürftigem Nadelholz, wie noch heut zu Tage weiter hinaus nach Freising. Die Ludwigstraße verdankt ihr Entstehen ja fast ausschließlich dem Fürsten, dessen Namen sie trägt.

Während mir so die verschiedenen Zeiten vorüberschwebten, hörte ich von ferne dumpfes Roßgetrappel, das in der tiefen Stille, die ringsum herrschte, je näher es kam, um so dröhnender, mit Waffengeklirr untermischt, wiederschallte. Es war die Cuirassierpatrouille, die ihre Runde machte, wie es hier seit den stürmischen Tagen des März 1847 neuerlich eingeführt ist. Die friedliche Stille der breiten, menschenleeren Straße in der duftigen Mondbeleuchtung, und die schimmernden Helme, die gezogenen Säbel der kriegerischen Reiter bildeten ein seltsames Genrebild von eigenthümlicher Wirkung, das mir indessen zu dieser Stunde und an dieser Stelle nicht die angenehmsten Empfindungen weckte. Und doch bilden sie wohl ein stattliches, schmuckes Corps, diese Cuirassiere von stolzer Haltung. Die großen martialischen Gestalten mit den weißen Mänteln in den blanken Harnischen, wenn das Regiment in der Morgensonne auf hohen Rossen in schweigendem Ernst, rasselnd und klirrend, blitzend und glänzend, in langer Reihe dahin reitet, erinnern von all unseren Waffengattungen noch immer zumeist an die stahlumpanzerte Ritterzeit.

Das Pferdegetrappel entfernte sich unterdessen, der Schall der Truppe wurde immer schwächer und schwächer und verstummte zuletzt ganz. Die alte friedliche harmlose Stille umgab mich jetzt wieder eine Weile — als ich plötzlich durch einen drohenden Ton mir zur Seite von

einer schwarzen Gestalt, die sich im Schatten einer Thüre aufrichtete, auf's Neue gestört ward. Ich wich unwillkürlich aus. Was war's? — ein Hund, der zwischen zwei Milcheimern an der Thüre Wache gelegen. Ein anderer Hund lief eben des Weges; die Schildwache hatte dem Verdächtigen ihr Werda zugerufen und sich zum Kampfe aufgerichtet. Allein der Unbekannte hatte andere Geschäfte; er lief, ohne sich umzusehen, verachtungsvoll vorüber: und die Wache legte sich noch ein wenig nachknurrend und brummend wieder zwischen ihre Milcheimer nieder. Der alte geräuschlose Friede der Straße war wieder hergestellt und ich dachte mir, hätte jeder Mann in München und in dem deutschen Vaterland, wie dieser Hund, seine Schuldigkeit gethan, die Fremden hätten uns nicht so oft unsere Milch getrunken und gar manches andere Schmähliche und Schimpfliche wäre nicht geschehen, dessen wir uns in den Augen der Völker und im Andenken der Nachwelt schämen müssen. Drum ein Lebehoch jedem treuen braven Wächter, der nicht wie ein stummer Hund die Glieder ausstreckt, und statt zu bellen, schweifwedelt, wenn es sich um die Vertretung der höchsten Güter handelt. —

In Träume und Gedanken versunken, setzte ich meine Wanderung fort. Ich dachte daran, wie wohl diese Straße und unser Vaterland in anderen zweihundert Jahren aussehen möchten und was die Nachkommen einst von unserem Treiben sagen werden, wenn die Sonne der Gegenwart zu Gnaden gegangen und der abendliche Duft der Vergangenheit unsere Zeit in seinen Schleier hüllt. Dann mag wohl manches, was jetzt prunkt und glänzt und sich brüstet und groß thut, in einem ganz anderen Lichte erscheinen und anderes, was nun als thöricht verachtet und verlacht wird, nach seinem wahren Werthe erkannt werden. —

Auch ich setzte meinen Gang fort längst der Bibliothek, die sich in einer Ausdehnung größer als manches fürstliche Schloß herzieht, und was innere Geräumigkeit und Pracht des Baues und der Einrichtung betrifft, wohl unter allen Bibliotheken Europa's, die von Paris und London nicht ausgeschloßen, ihres Gleichen sucht, ganz zu schweigen von ihren unermeßlichen Schätzen alter und neuer Zeit.

Man hat gesagt, ihre Bauart erinnere an den Palazzo di Venezia in Rom, einst ein Eigenthum der stolzen Meereskönigin Venedig, gegenwärtig der Sitz des jeweiligen österreichischen Botschafters. Ich kann nicht sagen, daß ich diesen Vergleich treffend finde; allein gar oft, wenn ich an diesem mächtigen Bau vorübergehe, muß ich an Rom und seine Paläste und den Corso, der eben an diesem Venetianer Palast endet, denken. So traten mir auch dießmal wieder in dem Abendduft die römischen Bilder vor die Seele. Mir fiel ein, wie im Carneval hier beim Venetianer Palast große Tücher ausgespannt werden, in denen sich die Rosse des Wettrennens, sind sie den langen Corso hinabgestürmt, verfangen. Da schwebte die bunte, scherzende Maskenwelt im Mondlicht vor meinen Blicken. Ich sah den dichtgedrängten Corso mit den festlich von den Balkonen herabhängenden Teppichen. Ich sah die harmlose Lust jener Tage, in denen das römische Volk äußerlich aller Gesetze entbunden sich in der ganzen Liebenswürdigkeit seiner edlen, wohlgesitteten Natur und seiner angebornen Grazie zeigt; wo aller Unterschied der Stände in der gemeinsamen Heiterkeit verschwindet und eine Herzogin mit lächelnder Miene einen Blumenstrauß empfängt, den ihr vielleicht ein junger Handwerksbursche mit fürstlichem Anstande unter Hersagung eines Sonettes überreicht. Welch ein belebtes Bild dieß Maskengewimmel aller Nationen zu Fuß, zu Roß, zu Esel und Wagen, wie sie langsam und dicht durcheinander schwirren; diese tausend und tausend Gesichter in allen Fenstern, auf allen Balkonen; die zahllosen Blumen und Blumensträußchen, die aus allen Stockwerken auf die Menge da unten herabregnen und von dort wieder lustig hinanfliegen; die Wolken von Confitti, die von Zeit zu Zeit Alles einhüllen, während man nur Lachen und Scherz und tausend verworrene Stimmen daraus erschallen hört. Und überall ein natürlicher Anstand, ein heiterer harmloser Mutterwitz. Zuletzt endlich die zahllosen Lichtlein, die moccoli, jetzt hell brennend und nun unter schallendem Gelächter ausgelöscht und bald wieder neu aufleuchtend. Ich befand mich mitten in diesem Licht- und Glanzmeer und beschützte mein Kerzlein, das mir ein schwarzer Domino auslöschen wollte, als plötzlich ein Windstoß, ein unfreundlicher, rauher, nordischer, der mir die Kalkstaubwolken in die Augen trieb, mich aus meinen Träumen weckte und mich daran erinnerte, daß ich mich nicht in dem heiteren, festlichen Rom, sondern in München, in der Ludwigstraße befand. Ich kann nicht sagen, daß mich dieß Erwachen sonderlich gefreut hätte. — Allein was war zu machen? ich mußte mich in mein Schicksal fügen und setzte meine abendliche Mondscheinwanderung ruhig fort, indem ich dachte: hat München auch keinen Carneval und keinen Corso wie Rom, und ist die Luft, die gegenwärtig da herrscht nichts weniger als freundli so gibt's doch gutes, frisches Bier, und gerade, fris Leute, die kein Blatt vor den Mund nehmen, gik auch da, und damit kann man zufrieden seyn.

Die Weihnachtskrippe.

(Cantate! Katholiſches Geſangbuch nebſt Gebeten und Andachten für alle Zeiten und Feſte des Kirchenjahres, bearbeitet von Heinrich Bone. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1847. S. 36.)

1. Laßt uns zum Kripplein eilen,
Beim Jeſuskind verweilen,
Mit Andacht es erfreuen,
Von Herzen benedeien.
R. O Jeſulein ſüß.

2. Laßt uns dem Kind mit Neigen,
Lieb', Ehr' und Dienſt erzeigen;
Laßt uns hoch jubiliren
Und geiſtlich triumphiren. R.

3. Laßt uns dem Kinde ſingen,
Ihm unſer Opfer bringen,
Ihm alle Ehr beweiſen
Mit Loben und mit Preiſen. R.

4. Laßt uns zu ſeinen Füßen
Haupt, Hand und Herz begrüßen,
Anbeten und verehren,
Und ſeine Gnad begehren. R.

5. Laßt unſ're Stimmen ſchallen,
Es wird dem Kind gefallen;
O macht ihm alle Freuden,
Bald wird's um uns viel leiden! R.

Die Sonne von Bethlehem.

(Bei Bone l. c. S. 38.)

1. Uns iſt gebor'n ein Kindelein,
Iſt klarer als die Sonne,
Das ſoll der Welt ein Heiland ſeyn
Und aller Engel Wonne.

2. Erfreu dich, Mutter, freue dich,
Du Jungfrau auserkoren!
Ein König herrſcht er ewiglich,
Der Sohn, den du geboren.

3. Du wickelſt den in Windeln ein,
Der's Firmament gezieret;
Und legſt in's arme Krippelein,
Der Fürſt und Volk regieret.

4. Vom Himmel ſchaut der Vater her,
Das iſt Gott ſelbſt, der Eine;
Dir ſingt das ganze Himmelheer,
Du Himmliſche, du Reine!

5. Hätt' Flügel ich wie Seraphin,
Wie hurtig wollt' ich fliegen!
Doch weil ich nicht kann fliegen hin,
Will ich im Staube liegen.

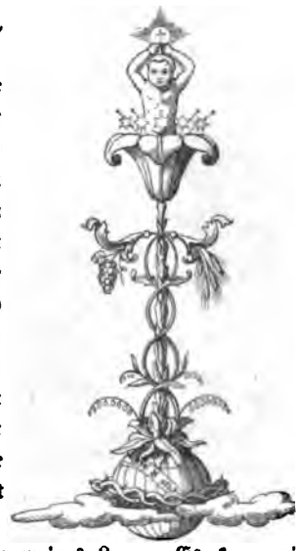
6. Will preiſen dich, o Kindelein,
Du Sohn des Allerhöchſten!
Und preiſen dich, o Jungfrau rein,
Du Braut des Allerhöchſten!

Zur Weihnachtsfeier.

Der Graf Fr. Leopold zu Stolberg ſchrieb im Jahr 1782 über die fromme, gemüthliche Weihnachtluſt ſeiner Jugend: „Unſre Väter haben uns eine Sitte hinterlaſſen, welche ſchön und rührend iſt; eine Art des häuslichen und allgemeinen Gottesdienſtes, welcher dem gefallen muß, der ein Vater der Freude und ein Vater der Kinder iſt;

dem gefallen muß, der die Kindlein herzte, und selber ein Kind ward."

„Gesegnet sey der Mann, der diese Sitte erfand, der zuerst am heiligen Abend vor Weihnachten die Kinder seines Hauses versammelte, den kleinsten erzählte, daß der Sohn Gottes aus Liebe für sie ein Kind geworden wäre, die größeren an diese Wahrheit mit Rührung erinnerte, ihnen sagte: die ganze Christenheit freue sich, sie sollen sich auch freuen, klein und groß möge nun jauchzen, und sie mögen spielen mit den Geschenken, welche er und ihre Mutter ihnen schenkten; aber sich mit ihm und ihrer Mutter auch der Wonne freuen, welche das Kindlein in der Krippe ihnen bereitet habe."



„Es ist eine der süßesten Erinnerungen meines Lebens, wenn ich an die Weihnachtabende denke, die ich mit meinen Geschwistern, meinen Eltern, dem ganzen Hause feierte. An dem Tage ließen meine Eltern auch das Gesinde nicht leer ausgehen; die letzte Magd mußte sich freuen; denn es herrschte im Hause die Eine Empfindung:

„Das Heil ist unser aller!"

„Es ist die Haupteigenschaft der deutschen Nation, daß sie herzlich ist, und dieser Charakter zeigt sich auch in der Feier dieses Festes bei uns."

„Gern gehe ich auf den Christmarkt die Abende der Christwoche, und besuche die erleuchteten Buden, welche voll von der Freude des bevorstehenden Festes sind. Der Greis und das gebeugte Mütterchen verjüngen sich, indem sie Geschenke für die Enkel aussuchen, wiewohl sie klagen, daß zur Zeit ihrer Kindheit die Christmärkte besser versehen waren."

„Aber welch ein Anblick, wenn nun die süße Stunde schlägt, die Kinder gerufen werden, und in die Kammer stürzen, in welcher die Eltern mit zärtlicher Ungeduld ihrer harren!"

„Die grünen, mit hundert bunten Kerzen behangnen, Buchsbaumbüsche, welche die Früchte der Jahrszeit, Aepfel, Nüsse, und Rosinen, verbergen und erleuchten, die schönen Puppen und Reiter und Schlitten und Wagen, unter denen man immer das Kindlein in der Krippe, oder zierlich geschnitzt die Flucht nach Egypten, oder die Hirten, oder die Weisen von Morgenland mit dem schönen Stern findet, alles das ist mit frommer Weisheit ersonnen, und zeuget von der edlen Einfalt und Herzlichkeit unsrer Väter."

„Mancher schon Erwachsene, deß die Welt begehrt, ihn zu sichten wie den Waizen, wird bei dieser Gelegenheit gerührt, und wenn er die Kinder sich der kleinen gemalten Krippen freuen sieht, freuet er sich wieder des göttlichen Kindes, und läßt eine Thräne niederfallen, wenn die Chorschüler vor den Häusern singen:

Den aller Welt Kreis nie beschloß,
Der lieget in Mariens Schooß,
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding erhält allein!
Kyrieleis!

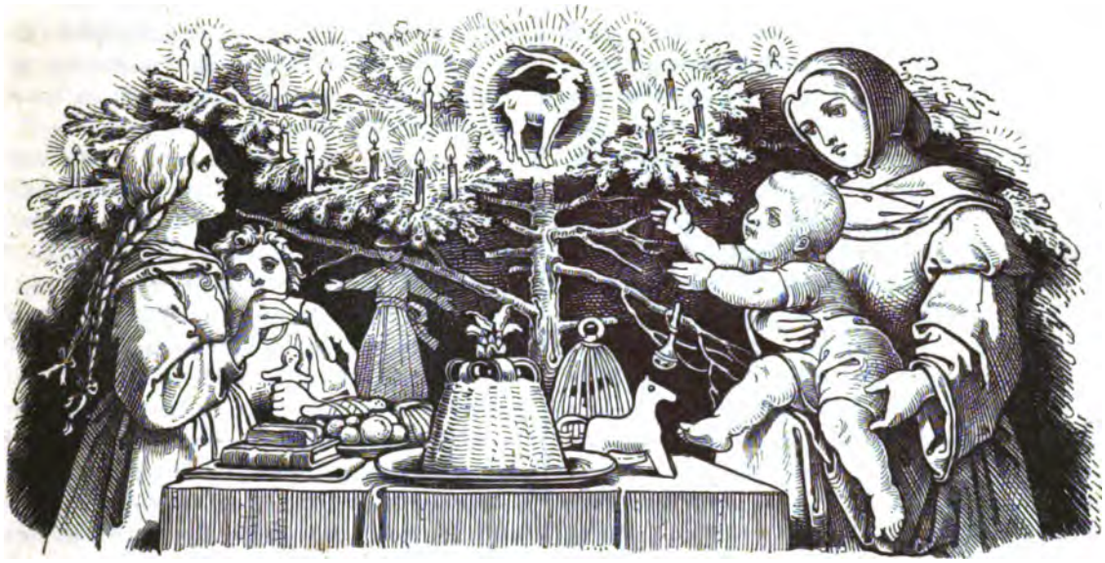
„Es gehört zum Charakter unsrer Zeit, das Herzliche aus der Religion verbannen, und sie ihrer eigenthümlichen Einfalt und Lieblichkeit berauben zu wollen."

„Mancher unsrer jetzigen Reformatoren hat die Kinder von der Erkenntniß desjenigen abziehen wollen, der da sagte: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Wahrlich ein solcher kennt das Herz des Menschen nicht! Es kann nicht zu früh sich den süßesten und edelsten Eindrücken öffnen. Es bleibt nicht so rein, wie es in der Kindheit ist, nicht so empfänglich."

„Sollte Jemand sich wundern, Saul unter den Propheten zu finden, so wisse dieser Jemand, daß ich die Kinder liebe, mich gern ihren Freuden überlasse, und es für mein größtes Glück halte, mich zugleich der Wonne der ganzen Christenheit am heiligen Abend überlassen zu können."

„Das ist meine Freude! Das ist mein Stolz! Ich schäme mich dessen nicht, auf daß nicht einst das göttliche Kind, welches in der Krippe weinte, sich mein schäme, wenn es wieder kömmt mit vielen tausend Engeln, in der Herrlichkeit seines Vaters, zu richten die Lebendigen und die Todten."

So schrieb Fr. Leopold Stolberg im Jahr 1782, also einige Jahre vor der ersten französischen Revolution, und Lorenz Westenrieder wiederholte im Jahr 1803 die fromme Klage des Grafen, die so ganz seines eigenen Herzens Empfindung ausdrückte. Auch sein altbayerischer Sinn dachte dabei voll Wehmuth an so manchen alten schönen Brauch, der das Leben des Volkes einst erheitert und verschönert, den er in seiner Jugend noch gekannt oder mitgemacht, und den eine nüchterne, gemüthlose Aufklärung mit ihrem josephinischen Polizeikehrbesen hinweggefegt hatte. „Noch vor dreißig Jahren," so fügte Westenrieder unter Anderem hinzu, „ließ man die Kinder heilige Krippen und Gräber und Altäre bauen; jetzt läßt man sie üppige Lieder singen und tanzen und führt sie fleißig nach dem Theater, und (was der Erziehungsphilosophie vollends die Krone aufsetzt) nach einem Kinderball. Was für Kinder gedeihlicher ist, darüber will ich kein Wort verlieren, um mich mit der hohen Selbstgenügsamkeit, dem schnöden abfertigenden Ton und der Beiß- und Kampflust der Andersdenkenden nicht zu be-



mengen.“ — Seit Weſtenrieder ſo geſprochen, iſt abermal faſt ein halbes Jahrhundert vorübergegangen; der eiſerne Kehrbeſen der Nüchternheit hat erbarmungslos ſein Werk weitergeführt: auch manch anderer Brauch harmloſer, ſinniger Luſt und Frömmigkeit, der damals noch beſtand, iſt in einer Zeit, die ſo unendlich viel von Volksbildung und Veredelung ſpricht, verſchwunden, manches herzliche Lied einfältiger prunkloſer Andacht im Munde des Volkes verſtummt. Die Polizei duldet es nicht mehr, daß arme Kinder wie ehemals von Haus zu Haus gehen, dem Chriſtkindlein zu Ehren ein altes Lied, wie ſchon die Großeltern als Kinder gethan, zu ſingen und dafür ein kleines Chriſtgeſchenk oder ein Almoſen zu empfangen. Das wäre ja Bettelei und die iſt verboten. Die Menge aber, Alt und Jung, Reich und Arm durch Kinderbälle und üppige Theaterſtücke herbeizulocken, das iſt wie unſer guter alter Weſtenrieder ſchon mit Kummer bemerkte, nicht verboten; das gehört ja zur Bildung und zur Aufklärung und die Vornehmen nehmen ja ſelbſt daran Theil. Doch kehren wir zur Weihnachtfeier zurück.

Nur mit Rührung erinnere ich mich noch der Pifferari in Rom, wie ſie mit dem braunröthlichen bis an die Kniee reichenden Mantel, Sandalen unter den Füßen, mit Schalmeien, Flöten und Dudelſäcken den weiten Weg von ihren heimiſchen Bergen Calabriens, ſingend und pfeifend, herbeigepilgert kommen. Oft iſt's ein alter Großvater mit ſchneeweißem Haar, der den letzten Gang ſeiner Andacht macht, den kleinen aufblühenden Enkel an der Hand, der vielleicht zum erſten Mal die heilige Stadt betritt. Vor jedem Muttergottesbild, auf dem Feld in der ſtillſten Einſamkeit, in der Stadt mitten im lauten Getümmel des Marktes, Morgens in der früheſten Dämmerung des Tages und Abends in dem Dunkel der Nacht, ſtehen ſie vor den Bildern ſtill und pfeifen und ſingen die alten Weiſen, die ſich von Vater zu Sohn vererben, die enge runde Mütze auf dem Kopf, den ſpitzen Hut ehrerbietig unter dem Arme: im Advent den neugebornen Heiland als armes Kind in der kalten Krippe begrüßend, um die Zeit der Faſten aber den Schmerz ſeiner heiligen Mutter zu den Füßen des Kreuzes theilend. Wer erinnert ſich bei ihrem Anblick nicht der

Hirten von Bethlehem, die in jener Nacht, deren Dunkel der Weihnachtſtern erleuchtet und da die Engel aus den lichten Höhen das erſte Gloria dem göttlichen Kinde auf der Erde geſungen, zur Krippe geeilt und den erſten Weihnachtgeſang angeſtimmt, der dann von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeklungen? Manche milde Hand öffnet ſich in Rom und ſpendet den armen Pifferari ein Almoſen, und in den Klöſtern finden ſie ein gaſtliches Unterkommen. Niemanden aber fällt es dort ein, dem alten frommen Brauche in den heiligen Zeiten etwas in den Weg zu legen.

Wie wir aus den Worten Stolbergs ersehen, zogen im nördlichen Deutschland die Chorschüler in ähnlicher Weise von Haus zu Haus, ihr altes frommes Lied zu singen. Hier in München waren es vorzüglich die Kinder und auch arme Frauen der Vorstadt Au, worin sich das Alterthümliche überhaupt am längsten erhalten hat, die herüberkamen und ihre Krippenlieder sangen. Mancher Pfarrer hörte sie gewiß gern und beschenkte sie mit freigebiger Hand, weil er sich vielleicht daran erinnerte, wie er selbst als armer Knabe sein Krippenliedlein vor den Häusern guter Leute gesungen und sich ihrer Gaben mit dankbarem Herzen gefreut. Sie dürfen es nun schon lange nicht mehr offen thun. Nur verstohlen geschieht es noch und bei verschlossenen Thüren. Wer daher in der Abenddämmerung der Adventzeit durch die Straßen geht und lauscht, kann vielleicht hier und da noch hören, wie sie das eine oder das andere Gesetz eines solchen Liedes singen:

„Schlafet nicht, wachet ihr Hirten am Feld,
Es wird uns geboren der Heiland der Welt;
Wir sehen von Ferne schon leuchten den Stern,
Ja leuchten im Dunkel als wie ein Karfunkel
Wie länger wie mehr."

Oder das Wiegenlied für das Kindlein in der Krippe:

„Still o Himmel! still o Erde!
Sieh dein Gott liegt in der Ruh,
Still o Meer mit dem Getümmel
Schließe deine Aeuglein zu!
Hier liegt er ganz unverhoffen,
Ist vom Pfeil der Lieb getroffen,
Hier liegt er schwach und matt
Auf der harten Lagerstatt."

Oder auch die schwerverständlichen Laute der altbayerischen Kernsprache in ihrer ganzen volksmäßigen Derbheit. Die Andacht erscheint im groben Kittel, es ist ein Auer, der sich als Hirt von Bethlehem denkt und über den Anblick der singenden Engel erstaunt seiner Freude Worte gibt und singt:

Unta unfra oitn Schupfen	Unter unserm alten Schupfen
Sach i kloani Buowaln hupfa,	Sah ich kleine Bübchen hupfen,
Koana hat a Pfoadel o;	Keiner hat ein Röcklein an;
Der dat pfeifa, der dat singa,	Der thut pfeifen, der thut singen,
Das Ding dat so lieble klinga,	Das Ding thut so lieblich klingen,
Sechane Spielleut wüßte gar nie	Solche Spielleut wüßt ich gar nie,
Dä so schö gescharmant wie die.	Die so schön schalmeit wie die.

Trotz dem Verbote kennt beinahe jedes Kind in der Au das eine oder andere dieser Lieder; so schwer mögen sie sich davon trennen. Von alten Frauen wären ihrer vielleicht auch noch manche zu erfragen. Allein zuletzt werden auch sie verstummen! Und doch war es ein schöner, alter, andächtiger Brauch, der wohl Manchen gerührt und erfreut; und wer das Lied nicht hören wollte, dem stand es ja ohnehin frei, seine Thüre zu verschließen. Den Kindern aber des Armen, denen die eine oder andere kleine Gabe beschеert wurde, auch ihnen wurden dadurch diese Tage eine Zeit weihnächtlicher Freude, während sie nun still daheim sitzen müssen oder in den Straßen sehen, wie die Weihnachtbäume in den Häusern der Reicheren flimmeren.

Freilich die, welche in den warmen hellerleuchteten Zimmern sitzen, wo ihnen das Christkindlein Alles in Hülle und Fülle beschеert hat, die wissen oft nicht, wie es da draußen in Schnee und Kälte und in der Verlassenheit thut, wenn statt einer warmen Speise der kalte Dezemberwind in den leeren Magen bläst und die Füße in den zerrissenen Schuhen eiskalt und steif sind und die Arme aus den durchlöcherten Aermeln blau und verfroren herausblicken. Der dänische Dichter Andersen, der selbst in seiner Kindheit als ein armer Schusterbube Hunger und Kummer in zerrißenen Kleidern leiden mußte, hat uns davon ein Bild gegeben, das ich hier zum Schluße mittheilen will, damit sich der eine oder der andere vielleicht bei seinem Weihnachtbaume desselben erinnere, und ein armes Kind aufsuche, um ihm von seinem Ueberfluß auch ein Christkindlein zu beschеeren. Andersen erzählt:

Es war entsetzlich kalt, es schneite und war beinahe schon ganz dunkel und Abend, der letzte Abend des Jahres. In dieser Kälte und Finsterniß ging auf der Straße ein kleines armes Mädchen, mit bloßem Kopfe und nackten Füßen. Als sie das Haus verließ, hatte sie freilich Pantoffeln angehabt, aber was half das, es waren sehr große Pantoffeln, die ihre Mutter bisher benutzt hatte, so groß waren sie; allein die Kleine verlor dieselben, als sie über die Straße weg huschte, weil zwei Wagen schrecklich schnell vorüber rollten. Der eine Pantoffel war nicht wieder zu finden, den andern hatte ein Junge erwischt und lief damit fort; er meinte, er könne ihn recht gut als Wiege benutzen, wenn er selbst erst Kinder hätte. Da ging nun das kleine Mädchen mit den kleinen nackten Füßen, die ganz roth und blau vor Kälte waren. In einer alten Schürze trug sie eine Menge Schwefelhölzer und ein Bund davon in der Hand. Niemand hatte den ganzen langen Tag ihr etwas abgekauft, Niemand ihr einen Pfennig geschenkt.

Zitternd vor Kälte und Hunger schlich sie einher, ein Bild des Jammers, die arme Kleine.

Die Schneeflocken bedeckten ihr langes, blondes Haar, welches in schönen Locken um den Hals fiel, aber daran dachte sie nun freilich nicht. Aus allen Fenstern glänzten die Lichter und es roch gar herrlich nach Gänsebraten, es war ja Sylvesterabend; ja, daran dachte sie.

In einem Winkel, von zwei Häusern gebildet, von denen das eine etwas mehr vorsprang als das andere, setzte sie sich hin und kauerte sich zusammen; die kleinen Füße hatte sie an sich gezogen, aber es fror sie noch

mehr und nach Hause wagte sie nicht zu gehen, sie hatte ja keine Schwefelhölzchen verkauft und brachte keinen Pfennig Geld; von ihrem Vater würde sie gewiß Schläge bekommen und zu Hause war es auch kalt, über sich hatte sie nur das Dach, durch welches der Wind pfiff, wenn auch die größten Spalten mit Stroh und Lumpen zugestopft waren.

Ihre kleinen Hände waren beinahe vor Kälte erstarrt. Ach! ein Schwefelhölzchen könnte ihr gar wohl thun, wenn sie nur ein einziges aus dem Bunde herausziehen, es an die Wand streichen und sich die Finger erwärmen dürfte. Sie zog eins heraus. Ritsch! wie sprühte, wie brannte es! Es war eine warme, helle Flamme, wie ein Lichtchen, als sie die Hände darüber hielt, es war ein wunderbares Lichtchen. Es schien wirklich dem kleinen Mädchen, als säße sie vor einem großen, eisernen Ofen mit polirten Messingfüßen und einem messingenen Aufsatze. Das Feuer brannte so gesegnet, es wärmte so schön; die Kleine streckte schon die Füße aus, um auch diese zu wärmen — doch — da erlosch das Flämmchen, der Ofen verschwand, sie hatte nur die kleinen Ueberreste des abgebrannten Schwefelhölzchens in der Hand.

Ein zweites wurde an der Wand abgestrichen, es leuchtete, und wo der Schein auf die Mauer fiel, wurde diese durchsichtig wie ein Schleier; sie konnte in das Zimmer hineinsehen. Auf dem Tische war ein schneeweißes Tischtuch ausgebreitet, darauf stand glänzendes Porzellangeschirr und herrlich dampfte die gebratene Gans, mit Aepfeln und getrockneten Pflaumen gefüllt. Und was noch prächtiger anzusehen war, die Gans hüpfte von der Schüssel herunter, wackelte auf dem Fußboden, Messer und Gabel in der Brust, herum bis zu dem armen Mädchen hin; da erlosch das Schwefelhölzchen und es blieb nur die dicke, feuchtkalte Mauer zurück. Sie zündete noch ein Hölzchen an. Da saß sie nun unter dem herrlichsten Christbaume, er war noch größer und geputzter als der, den sie durch die Glasthüre bei dem reichen Kaufmanne gesehen hatte.

Tausende von Lichterchen brannten auf den grünen Zweigen, und bunte Bilder, wie sie an den Schaufenstern zu sehen waren, blickten auf sie herab. Die Kleine streckte ihre Hände darnach aus, da erlosch das Schwefelhölzchen. Die Weihnachtslichter stiegen höher und höher, sie sah sie jetzt als Sterne am Himmel, einer davon fiel herunter und bildete einen langen Feuerstreifen.

„Jetzt stirbt Jemand!“ sagte das kleine Mädchen, denn ihre alte Großmutter, die Einzige, die sie lieb gehabt hatte, und die jetzt gestorben war, hatte ihr erzählt, daß, wenn ein Stern herunterfällt, eine Seele zu Gott emporsteigt.

Sie strich wieder ein Hölzchen an der Mauer ab, es wurde wieder hell, und in dem Glanze stand die alte Großmutter so klar und schimmernd, so mild und liebevoll.

„Großmutter!“ rief die Kleine, „o nimm mich mit, ich weiß, du entfernst dich, wenn das Schwefelhölzchen erlischt, du verschwindest wie der warme Ofen, wie der herrliche Gänsebraten und der große, prächtige Weihnachtsbaum!“ und sie strich schnell das ganze Bund Schwefelhölzchen, denn sie wollte die Großmutter recht fest halten. — Und die Schwefelhölzer leuchteten mit einem solchen Glanze, daß es heller wurde als mitten am Tage, die Großmutter war nie früher so schön, so groß gewesen; sie nahm das kleine Mädchen auf ihre Arme und beide flogen in Glanz und Freude so hoch, so hoch, und dort oben, war weder Kälte, noch Hunger, noch Angst, — sie waren bei Gott.

Aber im Winkel an die Mauer gelehnt saß in der kalten Morgenstunde das arme Mädchen mit rothen Backen und mit lächelndem Mund — erfroren an des alten Jahres letztem Abend. Die Neujahrsonne ging auf über der kleinen Leiche. Starr saß das Kind dort mit den Schwefelhölzchen, von denen ein Bund abgebrannt war. „Sie hat sich erwärmen wollen,“ sagte man; Niemand ahnte, was sie Schönes gesehen hatte, in welchem Glanze sie mit der Großmutter zur Neujahrsfreude eingegangen war.

Winterabend-Erzählungen.

I.

Das Christkindchen.

(Geschrieben von J. Görres im Jahre 1802.)

Prolog.

Umspült vom wilden Strom der Zeiten liegt
Romantisch eine Zauberinsel da,
Ein lieblich süßer Duft hält sie umschwebt,
Und Engel steigen in dem Duft herab,
Hernieder zu der Unschuld munterm Spiel,
Und zu der Jugend harmlos frohem Thun.
Ihr Alle habt das Eiland einst bewohnt,
Die frohen Spiele habt ihr mitgespielt,

Bis rasche Kraft euch in die Fluthen trieb,
Den stolzen, himmelhohen Bergen zu,
Die lange aus der Ferne euch gewinkt.
Da steht ihr auf den hohen Bergen nun,
Und noch auf rauhem Pfade eilt ihr fort,
Rastlos zum schneebedeckten Gipfel hin,
Wo Hohes, Wunderbares wohnen soll.
Vergönnt dem Dichter einen Augenblick
Nur Rast, denn lenken will er euch zurück,
Wo ihr die Wunderinsel liegen seht,
Die eure Jugend sorgsam zart gepflegt.
Wohl weiß er's, lieblos rauhen Sinnes sind
Unfreundlich, trotzig Viele unter euch:
Denn groß und breit sind sie geworden nun,
Und schämen itzt der alten Zeiten sich,
Wo man sie wohl noch schön und lieb genannt,
Tand ist den Weisen nun ihr kindisch Thun,
Sie wollen nur verständig, altklug seyn.
Mit Solchen hat die Dichtung nichts gemein,
Sie mögen mürrisch ihre Straße zieh'n,
Und bleiben hochgelahrt und ehrenvest.
Nur solch ein zart und liebevoll Gemüth,
Das gern, ein Kind selbst, unter Kindern weilt,
Mag sich vertraulich ihrem Kreise nah'n.
Vor Allen aber holde Frauen ihr,
Die ihr auf jener Insel heimisch wohnt,
Euch, eurer Liebe sey dies Bild geweiht!
Wenn es in eures Busens Tiefen nur
Die vielgeschwungne Saite tönend regt:
Dann ist des Bildners Mühe hochbelohnt.

Es war Christabend, und die Bäume blühten blinkend und blendend im geronnenen Duft, und weit umher war die Erde von den herabgefallenen Blüthenflocken bedeckt, und die eben untergehende Sonne schien vom blauen, stillen Himmel herab durch die gefrornen Fenster, und die Strahlen spielten mit den freundlichen Flammen, die im Kamine flackerten.

Da schlich still vom Fenster weg, mit leisem Tritte verstohlen an den Wänden hinschlüpfend die kleine Ina, und unversehens sprang sie dann jauchzend hervor, und warf sich in den Schooß der scherzhaft aufschreckenden Mutter, und wie diese lächelnd den Kopf zu der Kleinen herabbog, umklammerte sie ihr eilig den Nacken fest mit der Rechten, und mit der Linken auf die hingehaltenen Kniee gestützt, kletterte sie emsig hinan, und als sie schwebend und wiegend oben auf kniete, da lächelte sie kindlich froh der Mutter tief in die Augen, und hing liebkosend und schmeichelnd an ihrem Halse, und raubte der Willigen von den Lippen die Küsse, und stürzte sich mit dem Raube jubelnd in die umschlingenden Arme zurück. Dann arbeitete sie sich wieder hastig hervor, streichelte der verstellt Zürnenden Augen und Wangen, sah dann schelmisch lächelnd und lose gerade vor sich hin, und fragte bittend: „Lieb Mutter, bin ich dann lieb?" und als diese überfließend das listig flehende Köpfchen gegen sich zog, da entwand es schnell und geschickt den Mund den strömenden Küssen, und ungestüm sich aufrichtend bat es eifrig, „Nun dann erzähl' von Christkindchen, lieb Mutter!" und als diese lächelnd ja nickte, da schlug das Kind frohlockend die Händchen zusammen, und jubelte: „Die Mutter erzählt! von Christkindchen will sie erzählen! Hör lieb Mutter, durch's Fenster hab ich viel Goldflitterchen und Silberflitterchen gesehen, die hat's heruntergeworfen, und draußen da blinkt und glitzert Alles prächtig, und du mußt die Augen zuhalten, weil's dich verblendet. Nicht wahr, Mutter! Christkindchen hat Ina lieb, und bringt ihr viel schöne Sachen, und du erzählst mir, wie lieb es mich hat, und erzählst's ihm wie ich's wieder lieb habe," und als die Mutter immer lächelnd ja nickte, und die redselige Kleine enger umschlang, da ward das schelmische Köpfchen auf einmal ruhig und ernst, und glitt langsam an der Schulter herab, und schmiegte sich ihr fest an den Busen, und die Hand in ihre Locken geschlagen, die Augen fest auf ihre Lippen geheftet, athmete es schnell und leise in froher Erwartung.

Aber die Mutter begann:

„Weit weit oben, noch viel weiter als wo der Donner herkömmt, und die Wolkenschäfchen weiden, da wohnt Christkindchen in einem schönen Garten, und der Garten ist so groß wie die ganze Welt, und die Sternchen, die Nachts so schön am Himmel brennen und blitzen, sind die Blumen in dem Garten; und die Blumen blühen immerfort das ganze Jahr, weil Christkindchen darin ist, und wo Christkindchen wohnt, da ist kein Winter und keine Nacht, da ist's immer warm und immer hell und

immer Frühling. Und im Garten bei Christkindchen sind viel tausend Millionen Engelchen, ganz winzig klein wie Vögelchen, und andere größer wie du; und die Sternchen, die draußen am Himmel flimmern, sind ihre Aeugelchen, mit denen sie dich freundlich angucken, wenn du zu ihnen hinaufsiehst, und sie herunterwinkst. Und die Engelchen haben rosenfarbene Flügelchen, damit flattern sie wie Bienchen durch's Himmelsblau, und küssen sich und herzen sich, und haben sich lieb, und hüpfen zusammen, und summen und singen; Christkindchen aber ist unter ihnen, und sieht wie sie sich lieb haben, und hat Freude darüber, und sie haben wieder Freude daran, daß Christkindchen sich freut. Aber Christkindchen ist vor allen herrlich und prächtig, es glänzt viel schöner wie die Sonne, und verblendet die Augen doch nicht; wenn es lächelt, dann lächeln alle Engelchen mit, und die Kinder lächeln auch mit, die schlafen. Denn wenn die Kinder schlafen, dann steht ihnen der Himmel wieder offen, und sie erkennen Christkindchen und die Engelchen ganz deutlich, und sehen sie flattern und spielen, und sprechen mit ihnen im Traume, und wenn sie erwachen, wissen sie nichts mehr davon."

„Lieb Mutter, wenn ich wieder schlafe, will ich recht acht geben, und will dir alles erzählen, was die Engelchen gemacht haben; aber sag, bleiben die Engelchen denn immer bei Christkindchen?"

„Nein, Christkindchen schickt sie auf die Welt, und die braven Engelchen, denen Christkindchen gut ist, weil sie lieb sind, die setzt es in schöne wohlriechende Blumen hinein, und die Engelchen wachsen mit den Blümchen zusammen, und die Blümchen werden lebendig, und die Engelchen sind ihre Seelchen, und es werden Kinderchen daraus, die Christkindchen der Mutter auf den Schooß legt; und die Mutter ist froh, wenn sie die Kinderchen findet, und hat sie lieb, wie Christkindchen sie lieb gehabt hat, und hat sie immer lieb, wenn sie immer brav sind, wie sie gewesen sind. Die aber, die nicht gut thun wollen, die vorwitzig, schmutzig und mürrisch sind, die der Mutter nicht folgen, die die Wahrheit nicht sprechen und eigensinnig sind und immer naschen wollen, denen schickt Christkindchen eine Ruthe herunter zur Weihnachtbescheerung, und sie müssen sich in Unkraut und Nesseln und garstige Blumen hineinsetzen, und die Mutter weint, wenn die ungerathenen Kinder ihr Leids anthun, wie sie Christkindchen angethan haben, und ihre einzige Sorge ist, daß sie wieder gut werden."

„Sag, lieb Mutter, sag, was für ein Blümchen ist denn Ina gewesen?"

„Ina ist ein Röschen gewesen, und ein kleines, loses, buntes Engelchen hat sich hineingewühlt, und die Blätter sind über ihm zusammengeschlagen, und Christkindchen hat Röschen abgebrochen, und hat's der Mutter im Schlafe gegeben, und die hat's an den Busen gesteckt, und als sie erwachte, da war Röschen weg, und Ina lag in ihrem Schooß, und die Mutter hat sie lieb gehalten, wie sie sie jetzt lieb hält; aber wenn Ina unartig ist, dann kommen die Stacheln am Röschen hervor, und stechen die Mutter, wenn sie sie lieb hält."

„Weißt du was, lieb Mutter! wenn der Sommer kömmt, dann gehst du mit mir in den Wald, und im Walde pflück ich ganz kleine Blümchen, so — winzig klein, und aus den Blümchen flecht ich einen Kranz, und den Kranz bringst du Christkindchen, und läßt es lauter liebe, kleine Engelchen hineinsetzen, und dann werden ganz kleine Kinderchen daraus, und die Kinderchen bring mir, und ich will ihr Christkindchen seyn, und will mit ihnen im Garten spielen und hüpfen und springen, und will sie lieb haben, wie Christkindchen sie lieb gehabt hat, daß sie gar nicht mehr in den Himmel zurück wollen, bis wir alle mitgehen."

Die Mutter nickte lächelnd und fuhr fort: „Alle Jahre kommt Christkindchen vom Himmel herunter, und besucht die Engelchen, die Kinderchen geworden sind, wenn sie schlummern, und denen die fromm und gut waren, läßt es Blumen und Früchte aus dem Himmelsgarten zurück, die aber unartig gewesen sind, denen kehrt's geschwind wieder den Rücken, und läßt sie allein liegen, und giebt ihnen keine Blumen und Früchte. Und die Kinderchen, die Christkindchen wieder in den Himmel mitnehmen will, die küßt es dreimal, dann flattert das Engelchen aus der Blume, in der es eingeschlossen war, und das Kind ist gestorben, und die Blume verwelkt und wird wieder zu den andern Blumen gelegt."

„Nicht wahr, lieb Mutter, Christkindchen hat Brüderchen auch geküßt, und da ist's in den Himmel geflogen? Hat Brüderchen dich denn nicht lieb gehabt? Weißt du, ich mag nicht fortfliegen, wenn Christkindchen mich auch vielmal küßt!"

„Brüderchen hat die Mutter auch lieb gehabt, aber Christkindchen hat's noch lieber gehabt, und hat viel Engelchen geschickt, die haben Inchen gebracht, und Brüderchen dafür mitgenommen; aber die Mutter hat doch viel geweint, als Brüderchen nicht wieder erwachte, und Blümchen im Garten unter die andern Blumen gelegt wurde." —

Die Kleine horchte ängstlich kurzathmend der schweigenden Mutter, und als eine stillgeweinte Thräne auf ihre Wangen herabtropfte, da richtete sie sich schnell auf, und küßte die Mutter, und von weicher Rührung übernommen, sagte sie mit gepreßtem Tone: „Du mußt nicht weinen, lieb Mutter, ich will einschlafen, und wenn Christkindchen zu mir kömmt, dann will ich Brüderchen von ihm zurückfodern, ich will's recht bitten und weinen, und ihm sagen, daß du Brüderchen so lieb hast, und

weinst, weil's nicht zurückkömmt, und dann muß Christkindchen auch weinen, und wird dich dauern, und Brüderchen darf dann wieder mit mir fliegen, und du nimmst uns alle beide auf den Schooß, und ich halte Brüderchen lieb, und du hältst uns alle beide lieb."

Und die Mutter umfaßte den lieblichen Engel, und drückte ihn fortweinend aus Freude an die nasse Wange, und küßte ihn viel und heiß, und als sie sich satt geherzt hatte, sagte sie, „Ina, ich will dir von Christkindchen singen, willst du das Lied von Christkindchen hören?"

„Ja!" sagte freudig das Kind, und horchte begierig auf die Schulter der Mutter gelehnt, und diese sang:

„Christkindlein hoch im Himmel wohnt,
Viele, viele Englein mit ihm sind;
Wenn die goldnen Himmelslichtchen schießen,
Flattern Englein um und um.

Horcht! zu dem Kind ihr kommen sollt,
Das die Arme sehnend nach euch streckt;
Ach! vorbei die Himmelslichtchen schießen,
Drunten das Kind sich grämen muß.

Auf hohen Berg es klimmen will,
Da die Mutter auf den Arm es nimmt,
In die dunkeln Wolken läßt sich's heben,
Und das Kind nun weinend ruft:

Christkindlein! Ina zu dir will,
Ach so heiß das Kind zu dir verlangt. —
Aber über'm hohen Berg sind höh're,
Dann die Wolken höher noch;

Am höchsten sich der Himmel wölbt,
Und die Mutter müde, müde wird,
Darum muß das Kind im Thale bleiben,
Bis zu ihm lieb Christchen kömmt.

Christkindlein! flehend dann es spricht,
Dort am Bach ein schöner Garten ist,
Der gehört der Mutter, da sind Blumen,
Primeln, Veilchen, Wiesengrün.

Da komm hin, da ist's heimlich, still,
Und den lieben Frühling mit dir bring,
Und den garst'gen Winter fortvertreibe,
Der die Blümlein sterben macht.

Da spielen wir zusammen schön,
Hüpfen unter grünen Bäumen hin,
Haschen goldgefleckte Sommervögel
Wasserjungfern los und schlank.

Im Busche tief hat Mutter uns,
Einen weichen Sitz von Moos gemacht,
Kleine Schellen sind da aufgehangen,
Und die klingen lieblich, hell.

Dort hören wir dem Klingen zu,
Wenn wir müd gesprungen und gehüpft,
Flechten Kränze, Sträußer aus den Blumen,
Die da wachsen groß und schön.

Christkindlein! wenn du aber kömmst,
Dann, ach dann mußt du nicht wieder geh'n
Bis die lieben, armen Blümlein sterben,
Daß sie nicht der Winter würgt.
Nein, bei'm Kind du bleiben mußt,
Bis die armen Blümlein schlafen geh'n,
Ach das Kind wird doch ja immer weinen,
Wenn du wieder von ihm zieh'st."

Während die Mutter so sang, küßte der Schlaf freundlich dem Kinde die schweren Augenlieder, und es senkte das trunkne Köpfchen auf die Schulter der Mutter, der Engel schlug noch einigemal mit den Flügelchen, und entschlief sanft, und die Mutter drückte ihn an den freudezitternden Busen, und sein warmer, leiser Athemzug drang bis zum mütterlichen Herzen, und es zerfloß unter dem Hauche der Liebe in Wonne. Das Kind schien im Schlafe von mancherlei Gefühlen bewegt, sein Gesicht war bald heiter im lichten Strahl des Entzückens, bald fuhren leichte Wölkchen darüber hin, und es schien sich verbergen zu wollen; oft streckte es die Hände aus, als wenn es nach etwas reichen wollte, und schmiegte sich dann wieder fester an die Mutter, und lächelte entzückt und froh fort.

Und dem Kinde träumte: es kam aus einem dunkeln Bogengange hervor, vor ihm lag eine weite Ebene, und in der Luft schwebten wie grüne, gelbe und rothe Feuerfunken viel Bienchen und Mückchen; und der Boden war mit Blumen bedeckt, in jeder Tulpe waren kleine kleine Vögelchen prächtig gefärbt und gesprenkelt, und streckten die Köpfchen hervor, und sahen freudig um sich, und zwitscherten; die Alten aber schwebten wiegend über den Blüthenästchen, und schlugen jubelnd mit den Flügeln, und sangen viel schöner als alle Vögel in den Wäldern; und kleine Häschen hüpften durch die Blumen, und wollten die Schatten haschen, die auf der Ebene liefen; und schneeweiße Lämmerchen graf'ten still und froh, und sahen das Kind an und liefen nicht weg. Am Rande war die Ebene mit Bäumen begränzt, und auf den Bäumen hingen Pomeranzenblüthen und Pfirsichblüthen und Aepfelblüthen, und unter den Blüthen hingen Pomeranzen und Pfirsiche und Aepfel, und alle Früchte in der Welt; aber unter den Bäumen blinkte ein großer Fluß hervor, und über dem Flusse waren noch andere schönere Bäume; und aus den Bäumen diesseits stieg ein Regenbogen an den Himmel auf, und war über den Fluß wie eine Brücke geschlagen, und stieg auf der andern Seite wieder unter die Bäume nieder, und jenseits den Bäumen war's neblig und dunstig. Aber

das Kind setzte sich unter die Blumen, und schaukelte die jungen Vögelchen in ihren Blüthenkelchen, und liebkos'te die Alten, die sich zutraulich ihm auf die Schulter setzten, und streichelte die Lämmerchen und küßte sie. Auf einmal kamen viele Töne aus der Ferne herangeschwebt, und sie schwebten immer näher, und fielen wie Regentropfen vom Himmel herab, und schlugen wiedertönend auf den Blumen auf; da blickte das Kind von den Blumen in die Höhe, und sah auf dem Regenbogen Christkindchen sitzen, wie von purem Feuer und Licht und Glanz, und um Christkindchen herum schwebten viel tausend Engelchen mit rosenfarbenen Flügelchen, von denen die Töne träufelten, lieblich von Gesicht, in Lichtwölkchen gehüllt, aber am lieblichsten Christkindchen, das sie mit Holdseligkeit Alle wie eine Sonne die Abendwölkchen beschien. Das Kind schaute unter den Blumen knieend hin, und reichte nach dem Glanze, und wendete das gesenkte Köpfchen schüchtern ab, und sah blöde wieder hin, und reichte und richtete sich sehnend auf, und sank zurück, und wie auf Wellen der Sehnsucht schwankte es auf und nieder. Und hold sah das göttliche Kind auf das bewegte Gemüth hernieder, und durch die goldnen Wölkchen der umgebenden Engel fiel der Strahl des liebenden Blickes verklärend auf die kniende Gestalt herab. Und Christkindchen ging eilig den Bogen hinunter nach den Bäumen hin, und mit ihm gingen und flatterten alle Engelchen, und wenn die Ersten hinüber waren, dann kamen immer Neue und Neue aus dem Nebellande hervor, und schwebten auch über die Brücke, und das dauerte ohne Aufhören so fort. Das Kind aber schloß vor dem nahenden Glanze und den vielen Lichtern die Augen, und als es ängstlich scheu wieder aufblickte, da stand dicht vor ihm Christkindchen von schimmernder Glorie umflossen, in schmelzender Liebe strahlend, und öffnete die Arme dem furchtsamen Engel entgegen, und von einem übernatürlichen Zuge gezogen, taumelte dieser in die geöffneten Arme hinein; und als Christkindchen ihn geküßt hatte, da schmolz unter dem Kusse dem Kind alle Scheu weg, und es ging auseinander wie eine brechende Knospe, und umschlang Christkindchen auch mit den Armen, und fragte küssend und liebkosend: Lieb Christkindchen, bist du mir gut? und die Glorie umfing die Kinder, die einander in den Armen hielten, wie die Kleinen mit den Heiligenscheinen im Bilde der Mutter, und Engelchen flatterten hin und flatterten her von Blume zu Blume, von Zweig zu Zweig, und küßten Christkindchen und die neue Gespielin und brachten Blumen für sie, und Obst und Vögelchen; Andere tummelten sich auf den schneeweißen Lämmerchen im Grase herum; Andere schaukelten sich auf Lilienstengeln, und noch Andere wanden sich mit Blumen und bunten Vögeln in Kränze, und tanzten Eierkranz um die blühenden Büsche.

Und Christkindchen faßte das Kind bei der Hand, und zeigte ihm die frohen Spiele der Engel und das Kind hatte viele Freude daran, und wollte mitspringen und mithüpfen, und auch um die blühenden Büsche mittanzen. „Willst du hier bleiben, Ina?" fragte Christkindchen die Kleine, als sie eben ein Engelchen bei den Flügeln eingehascht hatte, und sich nun daran vergnügte, es zappeln zu sehen; „du sollst auch ein Engelchen werden!" Da ließ das Kind das sträubende Engelchen fliegen und sagte bestürzt: „Nein — lieb Mutter weint, wenn ich nicht zurückkomme, und lieb Mutter soll nicht weinen. Ich hab lieb Mutter so lieb, wie ich dich habe, und du hast noch Engelchen genug, die dich lieb haben, aber lieb Mutter hat kein Brüderchen mehr, das hast du auch bei dir behalten. Hör, lieb Christkindchen! gieb mir Brüderchen wieder, ich will's der Mutter zurückbringen."

„Nein, lieb Inchen! Brüderchen kann nicht wieder zurückkommen, Blümchen ist verwelkt, das in dem Brüderchen wohnte, und Engelchen ist weit weg anderwärts hingeflogen; aber wenn die Blumen blühen, dann will ich der Mutter ein ander Brüderchen schicken."

„Aber warum hast du denn das arme Blümchen verwelken lassen, die Mutter hätt's ja gern begossen und gepflegt; aber hör, Christkindchen! wenn du ein ander Brüderchen schickst, dann mußt du mir ein liebes schönes Engelchen einfangen, und mußt ihm die Flügelchen stutzen, damit's nicht mehr fortfliegen kann, und dann mußt du's in eine prächtige Blume hineinsetzen, und dann kömmt die Mutter und pflückt's, und steck'ts an den Busen, und Brüderchen ist da, wenn ich am Morgen wieder erwache, und ich halt's lieb, und wir tanzen mit andern Kindern auch Eierkranz, und reiten auf Lämmerchen, und alle Nachts wenn wir schlafen, erzählen wir dir, wie wir gespielt haben."

„Ja, Ina, ich will ein Goldengelchen haschen, und will ihm die Flügelchen stutzen, und will's in eine Feuerrose hineinthun, und du bekommst ein Goldbrüderchen, fromm und lieb wie du bist, und soll nicht mehr fortfliegen, damit die Mutter nicht wieder weint."

Und die Kinder sprachen noch viel vom eingeschlafenen Brüderchen, und vom Goldbrüderchen das kommen würde, und von der Mutter, die schon lange wartete, und hüpften unter den Blumen herum, und schüttelten an den Bäumen, daß die Engelchen flatternd herabfielen. Christkindchen aber pflückte viel schöne Blumen und machte Sträußer daraus für die Mutter und für's Kind, und viel Engelchen kamen, und brachten Küsse, und Obst und kleine goldgrüne, und feuerfarbne, und himmelblaue Vögelchen. Und das Kind hatte nicht Hände genug, um Alles zu behalten; die Früchte drückte es mit den kleinen Armen an sich; die Blumen that es in's Schürz-

chen, und legte die Vögelchen drauf; und was es in den Händen hatte, ließ es immer wieder fallen, um was Neues wieder anzunehmen; und die Vögelchen flatterten wieder seitwärts zum Schürzchen heraus; und wenn es mit den vollen Händchen da zuhielt, dann hatten sie dort wieder eine neue Oeffnung gefunden, und flogen davon, und als es bestürzt und eilig sie haschen wollte, da gleitete das schöne Obst zwischen den Armen herunter, und das Kind sah wehmüthig dem Verlornen nach, und griff eilig nach dem Neugebrachten. Und Christkindchen band ein schneeweißes Lämmchen an ein rosenfarbenes Band, und schenkte es dem Kind, und küßte es vielmal, und das beladene Kind konnte kaum wiederküssen, und hatte viel Sorge, und erwachte über dem Sträuben und Blöcken, und als es auf dem Schooße der Mutter sich aufrichtete, da sah es die Blumen und die Früchte alle vor sich, und das schneeweiße Lämmchen blickte es fromm mit ruhigen Augen an. Und das Kind lächelte froh, und sah die Mutter an, und küßte sie hastig, und erzählte ihr jubelnd, daß Christkindchen ihm Alles geschenkt habe, und was sie gesprochen hatten, und wie aus den Blumen ein ander Brüderchen kommen würde, und dann wand sich's behend auf die Erde hinunter, und herzte und liebkos'te das Lämmchen, und brachte es der Mutter, und sie wanden Kränze aus den Blumen, und kränzten das geduldige Schäfchen damit.

II.

Die Gaben der Zwerge.

(Volksmärchen aus der Bretagne, von Heinrich Bode. Leipzig, bei Otto Wigand. 1847. S. 127.)

Vor alten Zeiten lebte einmal in einem Dorfe ein Mann mit seiner Frau, die gingen beide Jahr aus Jahr ein bei anderen Leuten in Arbeit, um sich ihren Unterhalt zu verdienen. Bendix war der Aermste im Dorfe, aber was ihm an Geld und Gut zu wenig beschieden war, das hatte er in zweierlei Weise zu viel bekommen, und zwar im Guten und Schlimmen. Nämlich er besaß ein ganz vortreffliches Herz und einen gewaltigen Höcker.

Das Erste erwarb ihm viele Freunde und Alle hatten ihn lieb, allein des Höckers willen mußte er manchen Spott der losen Straßenjugend ertragen. Aber dieser Höcker war auch in der That ein wenig zu groß, und wenn Bendix sich setzen wollte, so mußte er einen Stuhl ohne Lehne nehmen oder sich auf die flache Erde niederlassen, weil ihm sonst sein lästiger Zierrath im Wege stand. Selbst seine Frau, die ihn doch von Herzen liebte und vor der Hochzeit den Höcker ganz und gar nicht beachtet hatte, fand denselben nach einem Jahre etwas verunstaltend und sagte manchmal:

— Ach, lieber Bendix, wie hübsch müßtest du seyn, wenn dein Rücken ein wenig schlanker wäre; ich glaube, du gäbest den schönsten Mann im Dorfe ab.

Diese Bemerkung mußte Bendix eines Tages wieder hören, da er mit seiner Frau von der Arbeit heimkehrte. Sie hatten für den reichen Bauer Heu umgewendet, und weil sie es nicht machten, wie faule Knechte, die beim Betglockenschlage davon laufen, sondern gern die Arbeit fertig haben wollten, so kamen sie ungewöhnlich spät zurück.

Die Wiese, wo sie gewesen waren, lag eine weite Strecke vom Dorfe entfernt. Die Sterne funkelten bereits hoch am Himmel und die Nacht war vorgerückt. Bendix mußte über eine große Haide, auf der es nicht recht geheuer war. Aber er that keinem Menschen und Thiere was zu Leide, darum hatte er ein gut Gewissen und fürchtete sich nicht.

— Komm, Liesel! sagte er; laß uns eilen, daß wir hinüber kommen. Es sollen böse Zwerge auf der Haide wohnen, welche die späten Wanderer zum Tanze zwingen, bis ihnen der Athem ausgeht, daß man sie am andern Morgen todt unter freiem Himmel liegen findet.

Sie schritten rasch voran. Als sie aber in die Mitte der Haide kamen, wo eine Menge große Steinblöcke lagen, zwischen denen die Zwerge wohnten, da stürzten auf einmal lange Reihen von kleinen Kobolden hervor. Einige trugen große Hörner, auf denen sie bliesen, und die anderen hatten sich mit den Händen angefaßt, tanzten und zogen einen großen Kreis um Bendix und seine Frau und schlossen sie endlich in ihre Mitte ein.

— O weh! rief Bendix seiner Frau zu, wir sind verloren. Wenn die Zwerge uns zum Tanzen zwingen, so ist's um uns geschehen.

Frau Liesel klammerte sich fest an ihren Mann und konnte vor Schrecken kein Wort reden.

Wirklich machten die Zwerge Anstalt, die beiden Leute zum Tanze zu zwingen. Kaum aber waren sie an Bendix herangekommen, da fuhren sie mit großem Geschrei zurück und schrieen in singendem Tone:

Laßt ihn zieh'n, laßt ihn zieh'n,
Seine Sichel schützet ihn;
Weh', die Sichel schützet ihn,
Laßt ihn ruhig weiter zieh'n!

— Aha! dachte Bendix, die haben Furcht vor der Sichel. Hätt' ich doch mein Lebtag nicht gedacht, daß das Ding noch zu etwas anderm nütze wäre, als Gras zu schneiden.

Er zog seine Frau rasch mit sich fort und erreichte glücklich sein Haus.

In der Nacht aber gingen allerhand Gedanken in seinem Kopfe herum. Er dachte an den Höcker, den seine Frau heute zum drittenmale häßlich gefunden hatte,

und an die Zwerge, die mancherlei Künste verstehen sollten und vor seiner Sichel sich fürchteten. Er sprach kein Wort, aber am andern Morgen, als er aufstand, dachte er: — ich weiß, was ich thue.

Abends richtete er es so ein, daß er allein nach Hause ging. Er wartete, bis die Sterne am Himmel schimmerten wie Millionen Edelsteine, und Niemand sich mehr in die Nähe der Haide wagte.

Bendix nahm seine Sichel zur Hand und ging geraden Wegs auf die Haide.

Die Zwerge sahen ihn schon von weitem kommen und riefen ihm freundlich entgegen:

— Seht, da kommt Bendix!

— Ja, entgegnete Bendix. Da ich weiß, daß ihr in meiner Nachbarschaft wohnt, so muß ich euch doch einen Besuch abstatten.

— Das ist brav, riefen die Zwerge. Willst du ein wenig mit uns tanzen?

— Nehmt mir's nicht übel, liebe Leutchen! versetzte Bendix; aber ich habe einen kurzen Athem und kann's nicht lange aushalten.

— Wir halten ein, sobald du nicht mehr kannst.

— Versprecht ihr mir das? sagte Bendix, dem es nicht übel vorkam, einmal einen Reigen mitzumachen, um doch hernach auch davon reden zu können.

— Wir versprechen es dir! antworteten die Zwerge.

— Schwört ihr es mir bei meiner Sichel?

— Wir schwören's bei deiner Sichel!

Bendix traute den Zwergen, trat mit in den Reigen und der Tanz ging los. Die Zwerge sangen dazu, aber es war immer dasselbe:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Montag, Dienstag, Mittewoch.

Bendix hörte es ein Weilchen mit an, dann blieb er stehen und sagte:

— Alle Achtung vor euch, gute Leutchen! aber euer Gesang ist erschrecklich eintönig. Ihr bleibt ja immer vorn in der Woche stecken und kommt nicht über die Mitte hinaus. Wenn ihr's zufrieden seid, so mache ich ein anderes Verschen dazu; aber ihr müßt vorlieb nehmen wie gut oder schlecht es ausfällt, denn ich bin kein Reimschmied.

— Vortrefflich! immerzu! riefen die Zwerge.

Bendix hub an zu singen:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch.

Die Zwerge geriethen in eine lebhafte Bewegung.

— Bravo! bravo! riefen sie und drängten sich um Bendix. Du bist ein Poet sonder Gleichen und kannst vortrefflich tanzen. Sag' es uns noch einmal vor!

Bendix sang noch einmal:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch.

Die Zwerge dreheten sich wie närrisch vor Freude in wirbelndem Tanze und eilten dann wieder zu Bendix und riefen alle auf eins:

Hast du irgend einen Wunsch? Was begehrst du? Willst du Reichthum oder Schönheit? Du darfst einen Wunsch aussprechen, wir werden ihn erfüllen.

— Ist das euer Ernst? fragte Bendix überrascht.

— Voller Ernst! wünsche, wünsche!

— Nun denn! versetzte Bendix, schauet einmal her, ich habe einen Höcker, der mir just nicht zum besten steht und meiner Frau eben auch nicht zu gefallen scheint; könntet ihr mir davon abhelfen?

— Sey ohne Sorgen! riefen die Zwerge; komm einmal her! . . .

Sie ergriffen Bendix und fingen an, ihn einander zuzuwerfen wie einen Spielball, bis er die Runde durch den ganzen Kreis gemacht hatte.

— Jetzt ist es aus mit dir, dachte Bendix, als er so lustig durch die Luft flog, die Zwerge haben dich doch betrogen!

Allein als er an den Ersten zurückkam, stellte ihn dieser ganz ruhig wieder auf die Füße und — Bendix war seinen Höcker los. Er war jetzt so schmuck und schön geworden, daß seine leibliche Mutter ihn kaum wieder erkannt hätte.

Seine Frau wollte ihn erst gar nicht in's Haus aufnehmen. Bendix mußte ihr sagen, wie viel Hemden er ihm Koffer liegen habe und wie viel Flecken auf sein Arbeitskleid gesetzt wären; da glaubte sie es endlich und ließ sich von ihm seine Verwandlung erzählen. Zwar schmälte sie, daß er sich zu den bösen Zwergen gewagt hatte, allein die Freude über seine Verschönerung konnte man deutlich auf ihrem Gesichte lesen.

Die Hütte, worin Bendix wohnte, gehörte seinem Nachbar, einem Schneider, der ein feines Männchen und sehr reich, aber gewaltig geizig war und ein wenig stotterte. Der Schneider hatte seit einigen Tagen den Miethzins von Bendix zu fordern. Als er die Veränderung erfuhr, welche mit diesem vorgegangen war, wurde er neidisch auf das Glück desselben, denn ein Geiziger kann es nicht verschmerzen, wenn einem etwas Gutes geschieht, sey es auch eine noch so unschuldige Sache. Er dachte nach, daß es damit eine besondere Bewandtniß haben müsse, und wollte es wissen.

Er ging also zu Bendix, mahnte ihn um den Miethzins und drohte, ihn aus der Hütte zu werfen, wenn er nicht auf der Stelle bezahle.

Bendix bat ihn, er möge noch ein Paar Tage warten, da bekomme er seinen Lohn und könne die Schuld

abtragen. Aber der geizige Schneider gab keinen Pardon. Endlich nach langem Bitten sagte er:

— Gut, ich will drei Tage warten, wenn ihr mir sagt, wie ihr euren Höcker los geworden seid.

Bendix erzählte es ihm und theilte ihm auch das Geheimniß von der Sichel mit.

— Schönheit und Reichthum! dachte der Schneider; da fällt einem die Wahl nicht schwer und man kann um so einen Wunsch schon einen Gang thun.

Sobald der Mond am Himmel stand, ging er auf die Haide und fand die Zwerge. Sie sangen ihren alten Vers mit dem Zusatze, den Bendix gemacht hatte, und tanzten lustig umher. Der Schneider tanzte mit und als er ein Weilchen mit herumgekreiset war, blieb er stehen und rief: er wolle auch ein Verslein dazu thun.

Voller Freuden blieben die Zwerge stehen. — Sing, riefen sie, sing!

Sie selber fingen an:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch —

— Sing! sing! riefen sie.

Stotternd fing der Schneider an:

Sa . . . Sa . . . Samstag . . .

Weiter! weiter! schrieen die Zwerge.

Sa... Sa... Samstag... a... a... auch dazu...

Weiter konnte es der Schneider nicht bringen, der Schweiß stand ihm dick auf der Stirne und sein Herz klopfte wie ein Hammer.

Die Zwerge liefen wild durch einander und schienen auf den Schneider böse zu seyn. Endlich stellten sie sich um ihn und sagten:

— Weil du unsern Vers denn doch etwas verändert hast, so thu einen Wunsch, wähle zwischen Schönheit und Reichthum!

Da bekam der Schneider wieder frischen Muth.

— Hört! sagte er, Bendix hat Schönheit gewählt; damit ihr nicht zweimal dasselbe zu gewähren habt, so will ich nehmen, was Bendix nicht gewollt hat.

Augenblicklich erfaßten ihn die Zwerge und schleuderten ihn aus einer Hand in die andere durch den Kreis. Als er beim Letzten angekommen, da war sein Wunsch erfüllt; aber nicht in dem Sinne, wie er es gemeint, daß er Geld und Gut bekomme, sondern der Höcker, den Bendix nicht gewollt hatte, saß zwischen seinen Schultern. Mit Schimpf und Schande trieben ihn die Zwerge von der Haide.

Der Schneider war über dieß Mißgeschick wüthend, und da die meisten Leute immer gern die Schuld von dem Unheil, was sie selbst angerichtet haben, auf Andere schieben, so schrie auch er, Bendix habe ihn verleitet, und schwur sich zu rächen. Er schloß sich zwei Tage lang ein und ließ Bendix am Abend des zweiten Tages sagen, wenn er am andern Morgen nicht den Zins bezahlt habe, so lasse er ihn aus der Hütte jagen und alles, was drin sey, verkaufen.

Bendix hatte geglaubt, der Schneider werde den nächsten Tag noch abwarten. Als er diesen Bescheid bekam und die Leute im Dorfe sich einander zuflüsterten, der Schneider trage jetzt Bendix's Höcker, da verlor er die Hoffnung. In großer Bekümmerniß nahm er die Sichel und ging auf die Haide.

Die Zwerge sangen wieder ihr Lied:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch,
Sa... Sa... Samstag ... a... a... auch dazu...

Wie traurig Bendix auch war, so mußte er über den Gesang doch lachen.

— Das klingt und klappt ja nicht! rief er.

— Ah, da ist unser Bendix! ja, ja! das ist ein schlechtes Gereimsel.

— Nun, laßt sehen, es läßt sich dem Ding vielleicht nachhelfen, sagte Bendix, und fing an zu singen:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch,
Thu den Samstag auch dazu,
Sonntag geht die Woch' zur Ruh!

— Bravo, bravo! riefen die Zwerge. Bendix ist unser Retter! Er hat den Vers fertig gemacht, der uns aufgegeben war, und wir sind erlöst von unserm Tanze.

Sie drängten sich um Bendix herum und erzählten ihm, daß sie zur Strafe für einen schlechten Gebrauch ihrer Macht verurtheilt gewesen, so lange in dieser Haide zu wohnen und die ganze Nacht zu tanzen, bis Jemand den Vers vollende, dessen erstere Worte ihnen vorgeschrieben worden.

Wie sie sich sa freueten, dachte Bendix: — Jetzt kannst du deine Bitte recht bequem anbringen.

Er klagte also den Zwergen, daß er büßen müsse, was sie an dem Schneider gethan; er wolle ihn morgen aus der Hütte werfen und seine Habseligkeiten verkaufen, wenn er den Miethzins nicht zahle.

— Bekümmere dich nicht! entgegneten die Zwerge. Wir verlassen jetzt die Haide und wollen unserm Retter gern erkenntlich seyn. Schau, hier zwischen den Steinen liegen zwölf Säcke, die sollst du haben; nimm sie und trage sie in dein Haus.

Bendix dankte, nahm Abschied und ging mit den Säcken heim.

Als er zu Hause angekommen war, warf er die schwere Last auf die Erde und rief seiner Frau zu:

— Zünde Feuer an und verschließ Thür und Fenster, damit unser Nachbar nichts von dem Reichthume sieht, den ich mitbringe. Potz, wie schwer das war, es muß so viel seyn, daß man drei ganze Dörfer dafür kaufen kann.

Die Frau that, wie gesagt, dann eilte sie zurück und

öffnete einen Sack nach dem andern; da war in allen lauter — Sand, dürres Laub und Kieſelſteine.

Bei dieſem Anblick ſtieß die Frau ein lautes Geſchrei aus.

— Da ſieh, was du haſt. Ich habe es ja immer geſagt, daß von den Zwergen nichts Gutes kommt. Wenn es uns nur nicht noch mehr Unglück ins Haus bringt.

Wendix ſtand ſtarr vor Schrecken da; in ſeinem Entſetzen fiel ihm die Sichel, die er noch hielt, aus der Hand. Der Stiel derſelben war aus Haſelholz und fiel gerade in den Sack. Augenblicklich verwandelten ſich die Blätter in Goldſtücke, die Kieſelſteine in Diamanten und der Sand in Perlen. Wendix merkte jetzt, daß das Haſelholz eine eigene Kraft habe und nicht blos einen ungezogenen Buben artig machen, ſondern auch verzauberte Schätze wieder verwandeln könne. Er ſah ſeinen Verſuch ebenfalls bei den übrigen Säcken anſchlagen und war auf einmal der reichſte Mann im Orte, zum größten Verdruſſe des Schneiders, der es gleichfalls gern geworden wäre, aber aus ſeinem Geize nur üblen Gewinn gezogen hatte.

Merk's alſo, Genügſamkeit hilft weiter als Habſucht.

III.

Der Bauer als Wunderdoktor.

Ein frieſiſcher Schwank, frei nacherzählt.

Weit, weit von hier, in Friesland, und vor vielen Jahren, da König Radbod in Starum über die Frieſen herrſchte, da lebte um das Jahr 770, zu Almenum bei Harlingen ein reicher Bauer Namens Gjalt. Er hatte altes Heu und alte Thaler vollauf, und pflegte ſeinen Waizen ſo lange aufzuſpeichern, bis der Preis nach ſeinem Wunſche ſtand. So wurde ſeines Reichthums immer mehr, aber auch ſeine Jahre nahmen immer zu, und da redeten ihm denn ſeine Nachbaren, die Bauern, immer wieder und wieder zu, er möge ſich doch endlich eine friſche, junge Frau in ſein Haus nehmen, worin er mit einer knauſerigen alten Jungfrau bei ſeinen Korn- und Geldſäcken ein trübſeliges Leben führte. Gjalt ſprach zu dieſen Reden nicht ja und nicht nein, und dachte bei ſich, langſam und bedachtſam, wie er war: Kömmt Zeit, kömmt Rath.

Nun wohnte unfern von dem Hofe des reichen Gjalt auch ein alter Kriegsmann, der dem König Radbod in vielen Kriegen und Schlachten treulich gedient. Allein Sold und Beute, die er gewonnen, waren gar geringe; er hatte zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben; ſo brachte er die Tage ſeines Alters in Hunger und Dürftigkeit hin, von dem ſpärlichen Ertrage ſeines Gartens ſich nährend. Die größte Freude des alten Kriegsmannes und der Troſt ſeiner Augen aber war eine junge, blühende Tochter, Keimpke genannt, mit der er ſein mageres Brod theilte. Sie war eine rüſtige, raſche Jungfrau von muthigem, unternehmenden Geiſte, wie ihr Vater, der kriegsluſtige alte Streitheld, dem ſie an den ſtillen, langen Winterabenden auf der nordiſchen Harfe kriegeriſche Weiſen vorſpielte und dazu mit heller Stimme die Heldenlieder von den Siegen und den Großthaten der freien Frieſen vorſang, alſo daß der alte Graubart darüber ſeine Narben vergaß und von den Schlachten und Feſtgelagen ſeiner Jugend träumte.

So war die Tochter ſein einziger Schatz auf Erden, der ihm den Abend ſeines Lebens erheiterte, und nur Eines bekümmerte ihn, wenn er die blühende Tochter anſah, daß ſie einſt arm und verlaſſen ſeyn würde, wenn er heimginge zu ſeinen Vätern.

Da geſchah es eines Tages um die Abenddämmerung, daß ein altes Bauernweib zu ihm hereintrat, die zuerſt von dieſem und jenem redete und zuletzt mit der Frage bei ihm anklopfte: ob der reiche Gjalt-Bauer wohl einmal bei ſeiner Tochter, der ſchönen Jungfrau Keimpke, zuſprechen dürfe. Der Alte merkte wohl, daß die Stunde der Entſcheidung jetzt geſchlagen, und obwohl er lieber den heißeſten Strauß gekämpft hätte und ihm ſein Herz weh that, wenn er daran dachte, ſich von ſeiner Tochter zu ſcheiden, ſo wollte er ihrem Glücke, eine reiche Zukunft ohne Sorge und Hunger zu finden, doch nicht entgegen ſeyn. Er ging alſo zu ihr und ſagte ihr, der reiche Gjalt begehre ihre Hand. Die Tochter wollte nichts davon hören. Sie war an die kriegeriſchen Abenteuer und den kühnen Geiſt ihres Vaters gewöhnt, und da wollte ihr eine Heirath mit einem Bauern gar nicht in den Sinn. Es ſchien ihr erwünſchter, bei ihrem armen alten Vater zu bleiben, als in Hülle und Fülle wie eine reiche Bäuerin zu leben. Indeſſen redete ihr der Vater ſo lange zu, bis ſie ſich in ſeinen Willen ergab. Kurz, in vier Wochen war Gjalt-Bauer Freier, Bräutigam und Eheherr der ſchönen Jungfrau Keimpke.

Das war nun gut. Anfangs hing der Himmel voll Geigen und es ſchneite nichts als Roſen und Veilchen. Doch als die Flitterwochen vorüber waren, und Gjalt, der mit ſeiner alten Jungfrau immer geſpart und geknauſert hatte, nun inne ward, daß weiße Pferde theuer in Streu und Futter ſind, da kratzte er ſich hinter den Ohren und ſprach tagtäglich: „Ach wie viel geht jetzt auf! was koſtet dieß und das ſchon wie-

der so viel! Wo sollen wir das Geld hernehmen? Die Zeiten sind schlecht!" u. s. w. Allein was ihn noch verdrießlicher machte, das war die Schönheit seiner jungen Frau, die er meinte, nicht genug bewachen zu können. War Frau Keimpke auch unschuldig wie der frische Schnee, so sah doch seine Eifersucht in jedem, der zu seinem Fenster hineinguckte oder seine Frau freundlich grüßte, einen Liebhaber. Am meisten aber ängstigte ihn der Gedanke, daß die jungen Maulaffen zu ihr kämen, ihr den Hof zu machen, wenn er im Feld draussen bei der Arbeit schwitze. So wurde seine Pein von Tag zu Tag grimmiger, und er dachte hin und her, wie er sich gegen seine Nebenbuhler wohl sichern könnte, daß sie keinem mehr freundlich zulächeln sollte. Endlich sprach er zu sich: „Ich will sie alle Morgen, wenn ich scheide, künftig tüchtig prügeln, daß sie den ganzen Tag daran denken soll und darüber das Scherzen und Schäckern mit den jungen Laffen vergißt; Abends aber will ich sie durch Schmeicheln und Streicheln schon wieder gut machen."

Wie gesagt, so gethan. Kaum hatte er am folgenden Morgen den letzten Bissen seines Frühmahles hinunter, da gab er seiner jungen Frau plötzlich eine Ohrfeige, daß ihr die Funken aus den Augen sprühten und Hören und Sehen verging.

Anfänglich konnte sie vor Kränkung und Schmerz weder weinen noch sprechen; dann aber brach sie in Klagen aus, daß ihr Vater sie einem so rohen Frauenprügler hingegeben. Gjalt aber hatte seine Absicht erreicht, denn sie dachte in ihrem Jammer nur an Vater und Mutter, und war den ganzen Tag für Niemand zu sprechen. Abends aber, als er nach Hause kam, bat er ihr ab und sagte: Der Teufel habe ihn verführt, er wolle es nie wieder thun, und damit that er ihr so lange schön, bis die Frau ihr Elend vergaß und sie wieder in friedlicher Eintracht ihren Süßmilchbrei aßen.

Da ihm das erste Mal seine List so wohl geglückt war, dachte er am andern Morgen dasselbe Spiel zu spielen. Kaum hatte er das Grabscheit auf der Schulter, so versetzte er mit seiner ganzen bäuerischen Kraft seiner Frau einen so derben Schlag, daß sie gegen die Mauer flog. Ein Blitzschlag hätte die Arme nicht härter treffen können. Allein dießmal war sie schon abgehärteter; sie erholte sich schneller von dem Schrecken, dachte an ihren Vater, den alten Kriegsmann, verbiß sich ihren Schmerz und Zorn, und sprach zu sich selbst: „Wart nur, du falscher Schmeichler! kömmst du mir so, dann komm ich dir so; du sollst mir bald inne werden, daß eine Friesin, die den ersten bösen Streich gut seyn läßt, Witz genug hat, für den zweiten den rechten Lohn zu geben."

Während sie noch darüber nachdachte, sah sie zwei schmucke Hofleute König Radbods auf weißen Rossen vor ihrer Thüre halten. Sie hatten sich müde geritten und waren hungrig. Keimpke nahm sie sehr gastlich auf, und fragte sie dann: wo ihre Fahrt hinginge. „Höre, Bäuerin!" sprachen sie, „es sieht bös an des Königs Hof aus. Unsere junge Königstochter, Jungfrau Bauk, aß gestern Fische und redete und lachte unter dem Essen, und da blieb ihr eine Gräte im Halse stecken. Alle Aerzte weit und breit haben sich an der Gräte versucht, keiner aber kann sie herauskriegen, und so sitzt nun die junge Königstochter schon zwei Tage und zwei Nächte, und würgt und würgt; kein Schlaf aber ist ihr in die Augen und weder Naß noch Trocken über die Lippen gekommen. Und neben ihr sitzt der alte König und klagt und jammert und hat uns hinausgesandt, einen Meister von geschickterer Hand hier oder anderwärts zu suchen." — „Ei! wenn's anders nichts ist," erwiederte die kluge Frau Keimpke, „dann wüßte ich euch schon Rath; in ganz Friesland hättet ihr keinen besseren Arzt finden können, als meinen Mann, den Bauern Gjalt." Die Hofleute meinten anfänglich, sie scherze. „Nein, es ist mein Ernst," erwiederte Keimpke, „er ist der beste Meister der Heilkunde; aber er hat eine seltsame Grille, er will Niemand heilen, man muß ihn zuerst durch Prügel dazu zwingen, und das wird euch, fürcht ich, schwer werden." — „Braucht's nichts weiter," entgegneten die Beiden, „dann seid nur unbesorgt, wir wollen ihn schon kriegen. Sagt uns nur, wo er zu treffen ist." Da that Keimpke die Hausthür auf und sagte zu ihnen: „Der dort mit der Egge ganz vorn auf dem Stück Ackerland steht, der ist's; aber eine sauere Arbeit werdet ihr mit ihm haben, denn er hat einen harten Kopf." Die Hofleute, zwei rüstige, hochgewachsene, junge Männer, ließen sich das nicht zweimal sagen; jeder nahm einen starken Knüppel von einem jungen Eichenstamm zur Hand, und so gingen sie auf den Bauern zu und begrüßten ihn mit den Worten: „Heil dir, edler, freier Friese! Wir bringen dir König Radbods Gruß, der dich bittet zu seinem Hofe zu kommen." — „Und warum?" fragte Gjalt erschrocken. — „Um seine Tochter, die Jungfrau Bauk, zu heilen." Gjalt erwiederte: „Ich kann wohl pflügen und eggen, und wenn mich König Radbod dazu bedarf, dann stehe ich ihm jede Stunde zu Diensten; aber seine Tochter heilen, das kann ich nicht, denn das habe ich nicht gelernt." — Oho! dachten die beiden jungen Hofleute, spielst du uns diese Weise auf, dann wollen wir dir schon dienen. „Wart nur, du Eigensinn!" sprachen sie, „wir wissen es schon, süße Worte helfen bei dir doch nichts," und damit holten sie aus und schlugen ihm mit den schwanken jungen Eichen mit aller Kraft von beiden Seiten auf die Beine los, daß Gjalt, der sich dessen nicht versehen, in die Kniee sank und: „Rache!

Rache!" rief, „daß ihr einen freien Frieſen alſo ſchlagt." „O!" ſagten die Hofleute, „daran biſt du ſelber Schuld; wer nicht hören will, muß fühlen; willſt du jetzt mit uns gehen und die Königstochter heilen oder nicht?" und damit hoben ſie ihre Knüppel von neuem auf. Was wollte der arme Gjalt machen? er verſprach ihnen alle Königstöchter in der Welt zu heilen, und ſomit ſpannten ſie das Pferd, ein raſches, tückiſches Thier, von der Egge, ſetzten den Gjalt-Bauer darauf, ſchlugen dem Roſſe mit der Peitſche zwiſchen die Beine, und da ging's wie der Blitz zum Hofe Radbods zu Starum.

Sie fanden den bekümmerten König am Lager ſeiner Tochter. Die Hofleute ſtellten ihm den Gjalt als den geſchickteſten aller Meiſter der Heilkunde vor. Der König ließ ihn vor dem Krankenlager niederſitzen und befahl ihm, die Tochter zu heilen, mit Gutem oder Böſem, dazwiſchen habe er die Wahl. Gjalt rief alle Heiligen des Himmels zu Zeugen an, daß er von der Heilkunde ſo viel verſtehe, als des Königs Katze. Der König aber, von den Hofleuten belehrt, winkte nur zwei ſtämmigen Burſchen, die hinter dem Bauern ſtanden, und die gerbten ihm ſogleich den Rücken mit Ochſenziemern, bis er ſich zu Allem gern bereit erklärte. Da ſaß nun Jungfrau Bauk vor ihm, ſo blaß wie ein Weißfiſch, ſo eingeſchrumpft wie ein leerer Geldbeutel, und den Mund weit offen, wo ſie ihm den Fleck zeigte, der ihr ſo weh that. Bauer Gjalt fühlte ſich faſt noch übler in ſeiner Haut als die Königstochter; er dachte bei ſich: die Gräte ſitzt nicht im Magen, ſie ſitzt im Hals; bring ich ſie zum Lachen, wer weiß, ob ſie nicht herausfährt. Alſo bat er den König, daß ein großes Feuer in dem Gemache angezündet würde und er mit der Königstochter allein bliebe. Nachdem dieß geſchehen, zog er ſeinen Rock aus und legte ſich neben das Feuer, ſo lang wie er war. Sobald er ſich eine Weile gewärmt, ſprang er auf und fing an den Schalksnarren zu ſpielen: er hüpfte im Zimmer wie ein Froſch herum und pfiff dazu wie eine Nachtigall, dann ſchlug er den Purzelbaum, führte allerlei Tänze und Sprünge auf, und ſchnitt der Königstochter allerlei ſeltſame, verliebte Geſichter und girrte dazu wie eine Turteltaube. Alles kam ſo ſteif und ungelenk heraus, er holperte und ſtolperte ſo ſehr, ſeine Sprünge und Tänze waren ſo plump und ſeine verliebten Geſichter und ſein Girren ſo ungeſchlachtet, daß die Königstochter zuletzt trotz ihrer Schmerzen in ein lautes Gelächter über den Eſel, der auf der Harfe ſpielte, ausbrach, und damit fuhr die Gräte von ſelbſt heraus, und geheilt war ſie.

Gjalt zog flink ſeinen Rock wieder an, und lief mit der Gräte zum König. Da war wohl eine große Freude am ganzen Hofe und der König wußte nicht, wie er ihm ſeinen Dank genug bezeugen ſollte. Er hätte ihn gern als Leibarzt bei Hof behalten, allein Gjalt lehnte die Ehre ab: die Gnade ſey zu groß; er müſſe nach Haus; der Acker müſſe gepflügt, die Kühe auf andere Weide gebracht, die Rinder in den Stall getrieben und hundert andere Dinge gethan werden, die ihn nach Hauſe riefen. Der König aber winkte blos den beiden handfeſten Burſchen, die ihn zuerſt durchgegerbt hatten, und Gjalt mußte ſich in ſein Glück ergeben. Sie zogen ihm alſo ſeine Bauernmütze und ſeinen groben Rock aus, ſchoren ihm den Bart, ſchnitten ihm die Nägel, wuſchen ihm Hände und Füße, kämmten und friſirten ihn, putzten ihn mit feinen Hofkleidern heraus und hingen ihm einen rothen Sammetmantel über die Schultern. Da ſaß er denn wie der ſchmuckeſte, puſtende Kater; aber ſein Herz war bei Frau Keimpke am Herdfeuer, und er zerbrach ſich den Kopf, durch welche Ritze er dieſem königlichen Hofkerker entſpringen möchte.

Unterdeſſen lief die Kunde von der Geneſung der Königstochter und dem fremden Wunderdoktor von Haus zu Haus; keine halbe Stunde war vergangen und ſchon harrten vier und zwanzig Kranke vor dem Thore der Burg, welche von allen Aerzten und Hexenmeiſtern von Starum aufgegeben waren. Der König, der bei dieſem Anblick nicht wenig ſtolz auf ſeinen Wunderdoktor wurde, befahl dem Bauern Gjalt ihnen allen auf der Stelle zu helfen. „Ach!" ſeufzte Gjalt, „wie ſoll ich vier und zwanzig aufgegebenen Kranken helfen! Wenn das Gott nicht thut, ich kann's nicht." — „Oho! kommen dir wieder die alten Grillen," erwiederte der König, „wart nur, ich will dich davon befreien." Er hatte kaum den beiden ſtämmigen Burſchen gewinkt, als Gjalt mit aufgehobenen Händen verſprach, er wolle alle heilen, die der König ihm zuſchicke, Blinde und Lahme, Taube und Stumme.

Die vier und zwanzig Jammergeſtalten traten nun herein. Gjalt ließ ſogleich ein großes Feuer von hundert und fünfzig langen Scheitern im Saale anmachen, und bat dann den König, ihn mit den Kranken allein zu laſſen. Der König ging hinaus und blieb vor der Thüre ſtehen. Gjalt aber ließ nun alle Kranken in einem Kreis rings um das hochlodernde Feuer ſich ſtellen, und redete ſie alſo an: „Es iſt eine gar ſchwere Sache, ſo verſchiedene Kranken in einem Augenblick zu heilen, und ich weiß in meiner ganzen Wiſſenſchaft nur ein einziges Mittel, das euch helfen kann: ich muß mir den Unheilbarſten von euch, der ſonſt doch ſterben müßte, auswählen; den werfe ich dann in dieß Feuer hier, und verbrenne ihn zu Pulver; von der Aſche miſche ich in einen Löffel voll Bier, und wer davon einen oder höchſtens zwei Schluck genommen, der iſt friſch und geſund. Es iſt freilich ein ſtarkes Mittel; allein ich habe ſchon die ſchlimmſten Kranken damit geheilt, und ich ſetze euch meinen Kopf

zum Pfande dafür ein, daß es euch allen helfen wird." — Die Kranken sahen einander schweigend an, als wollten sie fragen, wer denn der schlimmste von ihnen sey; keiner aber wollte sich dazu bekennen.

Nachdem dieß so eine Weile gedauert, und Gjalt noch einige Scheiter in's Feuer geworfen, fing er zu dem, der in der Herdecke dem Feuer am nächsten stand, also an: „Deine Farbe ist sehr verdächtig; dein Husten deutet auf Schwindsucht; der kalte Schweiß rinnt dir ja wirklich schon tropfenweise von der Stirne; ich will dich nur gleich in's Feuer werfen, sonst könntest du mir unter der Hand sterben." — „Nein," erwiederte der Kranke, „der Schweiß rührt von dem großen Feuer her; ich fühle mich sonst so übel nicht; laßt mich nur einen Augenblick zum Saal hinaus, frische Luft zu schöpfen." — Gjalt ließ ihn gehen, und der Kranke sagte draussen dem König, er sey von Grund aus genesen, und kam nicht wieder. Unterdessen wandte sich Gjalt an den Zweiten: „Du zitterst ja wie ein Espenlaub; der Tod schaut dir aus den Augen heraus. Mich dünkte." — „Was dünkt euch, Meister!" erwiederte der Kranke zitternd, „doch nicht, daß ich brennen müßte." — „Freilich," sagte Gjalt, „deine dünnen Beinchen wollen ja das Gerippe ohnehin nicht mehr tragen." — „Verzeiht, Meister, mein Gang wäre so schlimm nicht; wollt ihr einmal sehen, wie flink ich noch laufen kann?" — Mit diesen Worten war er schon zum Saal hinaus und rühmte dem König, wie er sich bereits gesund wie ein Fisch fühle und daher nicht wieder zu kommen brauche. Gjalt machte sich nun an den Dritten: „Du scheinst mir an der Wassersucht zu leiden. Zeig' einmal deine Zunge. Pfui! welche Farbe. Du stehst schon mit einem Fuß im Grab. Ich dächte, wir brieten dich, guter Freund! im Feuer; dann bist du von deinen Leiden schnell erlöst und den Uebrigen hier ist auch geholfen." — „So schlimm ist's aber noch nicht mit mir," stammelte der Mann. „Ich esse noch mit gutem Appetit und schlafe bis an den hellen Morgen und kann auch..." „Wie!" sagte Gjalt, „du Lümmel, willst also des Königs Arzt zum besten haben und stellst dich nur krank. Fort! scheer dich aus meinen Augen, oder ich werde dich...!" Das ließ sich der Kranke nicht zweimal sagen, fort war auch er. Im Vorbeigehen rief er dem König noch: „Frisch gebacken wie eine Semmel." So ging's mit dem Vierten und Fünften bis zum Vierundzwanzigsten; sie eilten alle so ungestüm zum Saale hinaus, daß sie den König fast über den Haufen rannten. Kurz, keiner wollte sich zu Asche verbrennen lassen, alle erklärten sich, ehe eine Stunde vorüber war, heil und gesund, als ob ihnen niemals etwas gefehlt hätte.

König Radbod wußte sich vor Verwunderung über die Kunst eines simpelen Bauern nicht zu fassen. Er hätte ihn um Alles gern am Hof behalten, und bat ihn, sich zum Lohn eine Gnade zu erbitten, sey es, was es wolle. Gjalt aber bat sich die Freiheit aus, nach Hause, nach Almenum zu seiner Keimpke zu gehen, und davon war er auch nicht abzubringen, weil er dort so großnöthig wäre. Der König willigte endlich unter der Bedingung ein: „Daß du gleich kömmst, wenn ich dich zu Hof entbiete, ohne daß ich nöthig habe, den Knüppel zu gebrauchen." Das versprach denn auch Gjalt, und damit nahm er Abschied vom König, der ihm ein Gespann schöner Pferde und einen großen Beutel voll Gold mitgab.

So kehrte Gjalt, durch die List seiner Frau, zwar mit vielen Prügeln, aber doch als berühmter Doktor zu seinem Feuerherde zurück. Das gewonnene Gold verzehrte er in Behagen; seine Frau prügelte er nie wieder; er lebte mit ihr fortan in Liebe und Frieden, und Gott schenkte ihnen ein paar hübsche Kinder, die das früher so trübselige Haus des alten Junggesellen neu belebten und die Stütze und die Freude ihrer alten Tage wurden, so daß er die Stunde segnete, da er Jungfrau Keimpke sich heimgeführt und allen alten Junggesellen den gleichen Rath gab.

Das wilde Heer.

Ich weiß ein schmuckes Städtlein dir
In einem lieben Thal,
Ein stilles Wasser fließt dafür,
Sein Bett ist tief und schmal.

Schon mürb' und grau von Wind und Sturm
Steht an des Wassers Rand
Ein Thor, ein alter dicker Thurm,
Das Ostenthor genannt.

Und kommst du einmal da hinein,
So schau' zur rechten Hand,
Da siehst ein Loch, nicht eben klein,
Hoch oben an der Wand.

Einst fuhr in mancher schwarzen Nacht, —
So sagt die Wundermähr', —
Wenn Blitz auf Blitz im Wetter kracht,
Durch's Thal das wilde Heer.

Es kam herab vom Eichenhorst,
Und zog den Fluß entlang,
Es schallt, als ob der Himmel borst,
Gebell und Hörnerklang.

Bald fliegt's hinauf im Wirbelwind,
Und wimmert weit umher,
Bald streicht es über'n Weg geschwind,
Und heult so bang und schwer.

Am Klösterlein, am Berg vorbei,
Da mag es wohl nicht gern,
Da singt man schon beim Hahnenschrei,
Den Lobgesang des Herrn.

Und hebt das Mettenglöcklein an
Im stillen Gotteshaus,
Dann flieht das Heer, nimmt seine Bahn
Zum Ostenthor hinaus.

Da tobt es durch mit Hundgebell,
Daß Thurm und Bogen kracht,
Und d'rob des Thores Wächter schnell,
Vom süßen Schlaf erwacht.

Im Thurm hält es Keiner aus,
Wer möcht' auch wachen hier,
Und auch der Schelm, der Meiſter Klaus,
Büßt theuer die Begier.

Er zieht im alten Stübchen ein,
Wo Mancher ſchon gehauſt,
Zu warten, bis am Fenſterlein
Das Heer vorüberbrauſt.

Ihm pocht das Herze laut und ſchwer,
Ihm möcht' die Luſt vergeh'n,
Doch will er daß das wilde Heer
Mit eig'nen Augen ſeh'n.

Schon wird's am Morgenhimmel grau,
Schon tönt der Hahnenſchrei.
Da ſauſt es 'rüber von der Au,
Bei Sankt Walburg vorbei.

Da ruft des Glöckleins Silberklang
So freundlich in der Fern';
Ruft fromme Frauen zum Geſang,
Zum Lob und Preis des Herrn.

Wie vor dem Kreuz der Feind entflieht,
Mit Ingrimm ſchnell entweicht,
So, wenn ertönt der Frauen Lied,
Das wilde Heer entfleucht.

Es tobt in Wuth der Geiſter Chor,
Und naht in wilder Flucht,
Und ſtürmt heran zum Oſtenthor,
Wo es den Ausgang ſucht.

Und Meiſter Klaus das Köpflein hebt;
Gar flink vor's Fenſterlein;
Da ſauſt, daß Thurm und Bogen bebt,
Die ſchwarze Schaar herein.

Und Meiſter Klaus, er hat's geſeh'n,
Und ſchaut es nimmermehr,
Will nimmermehr an's Fenſter geh'n,
Wenn kommt das wilde Heer.

Ihm wuchs das Köpflein, ſonſt ſo fein,
Zum größten Schädel an,
Darob er an dem Fenſterlein
Nicht vor noch rückwärts kann.

Da half kein Poltern, kein Geſchrei,
Er ſitzet nagelfeſt,
Bis man mit Kreuz und Kleriſei
Den Pfarrer holen läßt.

Da brach der Kreuzſtock endlich los,
Und Klaus zieht ſich hinein;
Doch muß ſein Kopf noch lang ſo groß,
Wie der in Paſſau ſeyn.

Vom Thurme zog er ſchleunig aus
Zu aller Welt Geſpött;
Verſchworen hat es Meiſter Klaus,
Daß er's wohl nimmer thät'.

Noch ſteht das Thor, der alte Thurm,
Dort an des Waſſers Rand,
Schon mürb' und grau von Wind und Sturm,
Das Oſtenthor genannt.

Und kommſt du einmal da hinein,
So ſchau' zur Rechten hoch,
Da hat gebüßt das Meiſterlein
Die Luſt — im weiten Loch.

Und ſchwillt das Köpflein dir ſo breit, —
Ei! denk' an Meiſter Klaus, —
Bringt man kein Kreuz, das dich befreit,
Dann kommſt du nimmer 'raus.

Wohl Mancher möchte mit Begier
Verborg'ne Dinge ſchau'n:
An Klaus nimm ein Exempel dir; —
Gib Acht, 's iſt nicht zu trau'n!

J. Heß.

Weihnachtlied.

Die Welt iſt kalt, die Nacht ſo dicht,
Das Herz von Froſt erſtarrt,
Herr Jeſu Chriſt verlaß uns nicht
Auf Pfaden rauh und hart;
Wir folgen deinem Wink ſo gern,
O leucht uns, klarer Weihnachtſtern.

Und führ uns aus dem dunkeln Thal,
Aus Sünde, Tod und Nacht
Zum Garten, der im hellſten Strahl
Des Frühlings ewig lacht,
Der du die Liebe ſelber biſt,
Erhör' uns mild, Herr Jeſu Chriſt!

Aus dieſes Kerkers ödem Raum,
Aus Kummer, Leid und Streit
Zum Vaterhaus, zum Weihnachtbaum,
Zur Freiheit und zur Seligkeit,
Wo Gott und ſeine Engel ſind,
Geleite uns, du heilig Kind!

Fürstenspiegel.

Fenelon an Ludwig XIV.

Vorerinnerung.

Daß Fenelon, der berühmte Erzbischof von Cambrai, durch einen von Gott erleuchteten und erwärmten Geist, durch werkthätige Menschenliebe, durch wissenschaftliches Streben, durch Sanftmuth und selbstverläugnende Demuth, eine Zierde der französischen Kirche war, das weiß wohl Jeder; daß er aber auch ein Staatsmann von durchdringendem, vorausschauenden Blick und unerschrockenem Charakter war, das wird unter Anderen das folgende Schreiben beweisen. Er hält darin der Eitelkeit des prunkenden Königs Ludwig XIV. einen Spiegel der furchtbarsten Wahrheit vor; er zeigt ihm den Abgrund, an den unumschränkte Eigensucht und unersättliche, eigenmächtige Ruhmgier, von Schmeichlern und Günstlingen verwöhnt, das hungernde Volk des zu Grunde gerichteten Reiches gebracht hatten. Er mahnt ihn an seine Pflichten gegen Gott und gegen sein Volk, und sucht ihm die unheilvolle Binde, welche hündische Schmeichelei und blinde Eigensucht um des Königs Stirne geschlungen, zu entreißen. Allein noch weniger als Ludwig XIV., hörte sein Nachfolger, der allen Lüsten preisgegebene Ludwig XV., auf warnende Stimmen, und so brach denn endlich über Frankreich jener furchtbare Sturm der Revolution los, den Fenelon fast hundert Jahre vorhergeschaut, der den Thron der älteren Bourbons verschlungen, und der noch bis auf den heutigen Tag die französische Erde unter den Füßen Louis Philipp's erbeben macht. Freimüthigere Worte aber wurden nicht leicht zu einem König geredet. Ungewohnt einer so kräftigen Sprache aus einem geweihten Munde, hat man sogar bezweifelt, da der Brief ohne Unterschrift in des Königs Händen gelangen sollte, ob der sanfte, liebreiche, demuthsvolle Fenelon ihn überhaupt wirklich geschrieben habe. Allein seine Erben haben die Urschrift von seiner Hand in der Hinterlassenschaft aufgefunden, so daß hierüber kein Zweifel mehr obwalten kann. Bischof Sailer hat den Werth dieses Briefes, den Schatz politischer Weisheit, den er enthält, wohl erkannt, und ihn daher seiner so reichhaltigen Briefsammlung aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung einverleibt. Ich gebe ihn hier in neuer, wortgetreuer Uebersetzung. Worin aber Fenelon noch ganz insbesondere groß erscheint, das ist, daß er sich hier hoch erhaben über jene französische Nationaleitelkeit zeigt, die über ihren Siegesruhm und ihre Eroberungen die Gerechtigkeit gänzlich vergißt und dem ungerechten Eroberer Weihrauch anzündet und Triumphlieder singt. Er dagegen fordert den Eigenmächtigen fort und fort zur Rückgabe des ungerechten Gutes auf. Darum gereicht dieß Schreiben, unserer Meinung nach, dem französischen Volke zur größeren Ehre, als mancher seiner ungerechten Siege; es ist die Gerechtigkeit, die darin den Sieg der Selbstverläugnung über Nationaleitelkeit und Selbstsucht feiert. Nach dieser Vorerinnerung lassen wir dem Schreiben vorausgehen:

Bischof Sailer's Einleitung.

Wenn je ein Prophet zu den Großen der Erde die starke und freie Sprache der Wahrheit gesprochen hat, so sprach sie hier Fenelon.

Aber, wer sie nicht hörte, — war Ludwig, dessen Ohr durch die Schmeicheleien seines kleinen Hofgesindes verwöhnet, keinen großen Mann mehr hören mochte.

Die großen Männer hatten von jeher das Schicksal des Gewissens; sie verkündeten unangenehme Wahrheiten, wie das Gewissen; wurden deßhalb gefürchtet und gehasset, wie das Gewissen; wurden aber auch von der Zukunft gerechtfertigt, wie das Gewissen.

Fenelon theilte dieses Schicksal mit dem Gewissen und allen großen Menschen. Ein Herold unangenehmer Wahrheiten, wie das Gewissen, vom Hofe verbannt, wie die Gerechtigkeit, ward er auch von der Zukunft gerechtfertiget, wie alle Seher Gottes.

Die Zukunft hat ihm in der That nur zu sehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Denn die Revolution kam, und erfüllte das Wort des Gerechten, der sie weissagte.

Ramsay hat uns, in Fenelons Biographie, diese seine Weissagung aufbehalten.

„Eine Macht ohne Gränzen ist weiter nichts, als eine Fieberwuth, die ihre eigene Auctorität zu Grunde richtet. Wenn sich die Fürsten daran gewöhnen, kein anderes Gesetz als ihren Willen gelten zu lassen: so untergraben sie selbst die Grundpfeiler ihrer Macht."

„Es wird schnell und unaufhaltsam eine Staatsumwälzung eintreten, die, statt das Uebermaaß der Auctorität in ihre Gränzen zurückzuweisen, sie, die Auctorität selbst, ohne Rettung zertrümmern wird."

So sprach Fenelon zu einem Prinzen, der ihn zu Cambrai besuchte. Die Keime dieser Revolution hatten unter Ludwig XIV. schon sehr stark getrieben, und Fenelon, der den Ausbruch des Uebels hundert Jahre vorher gesagt, konnte das Treiben und Gähren der Revolution seinem Könige nicht verschweigen. Und hat sie auch in diesem Briefe, der hier in unserer Sprache an das Licht tritt, nicht verschwiegen.

Das Original des Briefes läßt sich in dem Recueil des Eloges des Academiciens de l'academie française, und in Nouvelle vie de Messire François du Salignac de la Mothe Fenelon, à Paris MDCLXXXVIII, *avec approbation et privilège du ROI* nachlesen.

Möchten die Nachkommen Fenelons und die übrigen Nationen der Erde die Wahrheit sich besser zu Nutzen machen, nachdem es sich seine Zeitgenossen und sein Vaterland so sehr angelegen seyn ließen, die Vorhersagung auf die schrecklichste Weise in Erfüllung zu bringen!

Euch besonders, Ihr erstgebornen Söhne der Regenten, Ihr Kron- und Erbprinzen, möchte sich der Inhalt dieses Briefes so ehrerbietig als freimüthig nahen!

Wer Euch und die Wahrheit, wer Euch und Euere Völker, wer Euch und die Gerechtigkeit liebt, wird der Wahrheit, die in diesem Briefe für Euch und für die Völker spricht, in Euer Herz Bahn machen. Denn Euer Wohl und das Wohl der Völker hängt davon ab, daß Wahrheit und Gerechtigkeit mit Euch auf Euren Thronen sitzen.

Fenelons Schreiben.

Keiner eigennützigen Absicht auf der Welt, Sire! ist sich die Person bewußt, welche sich die Freiheit nimmt, Ihnen diesen Brief zu schreiben. Weder Verdruß, noch Ehrgeiz, noch das Gelüste sich in wichtige Dinge zu mischen, führt ihr die Hand. Dieselbe liebt Sie, ohne von Ihnen, Sire! gekannt zu seyn; sie ehrt in Ihnen den Stellvertreter Gottes. All Ihre Macht würde nicht hinreichen, ihr ein Gut zu schenken, wonach sie Verlangen trüge; und es gibt kein Uebel, das sie nicht mit freudigem Herzen erdulden wollte, könnte sie Ihnen damit nur die Einsicht dessen verschaffen, was dem Heile Ihrer Seele Noth thut. Staunen Sie nicht, wenn sie eine starke Sprache zu Ihnen redet; nur die Wahrheit ist frei und stark, und Sie sind nicht gewohnt, dieselbe zu hören. Menschen, die nur Schmeicheleien zu hören pflegen, nehmen gar zu leicht das für Mißmuth, Bitterkeit und Uebertreibung, was nichts ist, als die lautere Wahrheit. Es wäre Verrath an der Wahrheit, Ihnen dieselbe nicht in ihrem ganzen Umfange zu enthüllen. Daß die Person aber, die zu Ihnen spricht, es mit einem Herzen voll Dienstbeflissenheit, voll Ehrfurcht, voll Treue, voll Mitgefühl für Alles, was Ihr wahres Wohl betrifft, thut, dessen ist ihr Gott Zeuge.

Sie sind geboren, Sire! mit einem aufrichtigen, der Gerechtigkeit zugänglichen Herzen. Allein als einzige Regierungsweisheit haben Ihre Erzieher Ihnen nichts, als: Mißtrauen, Eifersucht, Zurückweisung der Tugend, Furcht vor jedem hervorragenden Verdienste, Gefallen an geschmeidigen, kriechenden Menschen, Hochmuth und ausschließliche Berücksichtigung ihres Eigennutzes mitgetheilt.

Seit ohngefähr dreißig Jahren haben Ihre obersten Minister alle alten Grundsätze des Staates erschüttert und umgestürzt, um die königliche Machtvollkommenheit, die das Eigenthum der Minister geworden war, weil sie sich in den Händen der Minister befand, auf den höchsten Gipfel zu treiben. Von dem Staat war keine Rede mehr, noch auch von Grundgesetzen; nur von dem König und seinem Wohlgefallen sprach man. Die Einkünfte und die Ausgaben Euerer Majestät hat man in's Unendliche gesteigert. Sie selbst, Sire! erhob man zum Himmel, weil Sie, wie man sich ausdrückte, die Größe aller ihrer Vorgänger insgesammt verdunkelt hätten, das heißt, weil Sie ganz Frankreich arm gemacht, um an dem Hof einen ungeheuren heillosen Luxus einzuführen. Man wollte Sie auf den Trümmern aller Stände des Staates erheben: als ob Sie durch den Ruin aller ihrer Unterthanen, auf welche ja eben Ihre Größe gegründet ist, groß werden könnten.

Es ist wahr, Sie haben sich eifersüchtig auf Ihr Ansehen gezeigt; vielleicht nur zu sehr was Aeußerlichkeiten betrifft; im Grunde aber war jeder Minister Herr und Meister im Umfange seines Amtskreises. Sie glaubten zu herrschen, weil Sie die Gränzen der Gewalt zwischen denen, welche herrschten, geregelt hatten. Diese aber haben ihre Gewalt dem Volke sehr wohl gezeigt und man hat sie nur zu sehr gefühlt; sie bewiesen sich hart, hochmüthig, ungerecht, gewaltthätig, treulos, und kannten weder in der inneren Verwaltung des Staates, noch in ihren Verhandlungen mit dem Auslande ein ander Verfahren, als: drohen, zermalmen und Alles, was ihnen Widerstand bot, vernichten. Sie sprachen einzig nur mit Ihnen, um jedes Verdienst von Ihnen zu entfernen, was ihnen Besorgniß hätte einflößen können. Euere Majestät wurden von ihnen an Lobeserhebungen gewöhnt, die bis zur Vergötterung gingen und die Sie um Ihrer Ehre willen mit Unwillen hätten zurückweisen sollen. Den königlichen Namen hat man verhaßt und die ganze französische Nation allen unsern Nachbarn unerträglich gemacht. Nicht einen einzigen alten Bundesgenossen bewahrte man; denn man wollte nur Sclaven. Seit mehr denn zwanzig Jahren hat man blutige Kriege veranlaßt. So verleitete man Euere Majestät z. B. 1672 zu dem Krieg gegen Holland, Ihres Ruhmes wegen und zur Strafe der Holländer, die sich aus Verdruß über die Störung der von dem Kardinal Richelieu festgestellten Handelsverhältnisse einige Spöttereien erlaubt hatten. Mit Absicht führe ich diesen Krieg insbesondere an, weil er die Quelle aller andern war. Ruhm und Rache, die nie einen Krieg zu einem gerechten machen können, waren sein einziger Grund; hieraus folgt, daß jede durch diesen Krieg gewonnene Gränzerweiterung in ihrem Ursprung ungerechtes Gut ist. Es ist wahr, Sire! die folgenden Friedensverträge scheinen diese Un-

gerechtigkeit zu bedecken und wieder gut zu machen, indem sie Ihnen die eroberten Orte zusprachen: allein ein ungerechter Krieg wird durch den Sieg nicht gerecht. Friedensverträge, welche die Besiegten unterzeichnen, sind keine freiwillig unterzeichneten. Man unterzeichnet, das Messer an der Kehle; man unterzeichnet wider Willen, um noch größern Verlust zu vermeiden; man unterzeichnet, wie man die Börse gibt, wenn es heißt: Geld oder Leben. Zu diesem Ursprung des Krieges gegen Holland, Sire! muß man zurückgehen, will man vor Gottes Augen alle Ihre Eroberungen prüfen.

Vergeblich ist's einzuwenden, dieselben seyen dem Staate nothwendig gewesen: fremdes Gut ist uns niemals nothwendig. Strenge Gerechtigkeit zu üben, das ist uns wahrhaft nothwendig. Man darf nicht einmal vorschützen, daß Sie berechtigt wären, gewisse Plätze zurückzuhalten, weil sie der Sicherheit Ihrer Gränzen dienen. An Euerer Majestät ist es, durch gute Bündnisse, durch Mäßigung oder durch die Befestigung der weiter zurückliegenden Plätze diese Sicherheit herzustellen; niemals aber gibt das Bedürfniß, für unsere Sicherheit zu sorgen, uns ein Recht, unserm Nachbarn sein Gebiet zu entreißen. Ziehen Sie hierüber rechtliche und unterrichtete Männer zu Rath, dieselben werden Ihnen eingestehen, daß meine Behauptung klar ist wie der Tag.

Dieß wird genügen, Sire! um Sie erkennen zu lassen, daß Sie Ihr ganzes Leben fern von dem Wege der Wahrheit und Gerechtigkeit und mithin auch des Evangeliums gewandelt sind. So viele schreckliche Wirren, welche Europa seit mehr denn zwanzig Jahren unglücklich machen, so viel vergossenes Blut, so viele gegebene Aergerniße, so viele verwüstete Länder, so viele in Asche verwandelte Städte und Dörfer — das sind die unheilvollen Früchte dieses Krieges von 1672, der ursprünglich Ihres Ruhmes willen unternommen wurde, und um Hollands Zeitungsschreiber und Erfinder von Medaillen zu Schanden zu machen. Befragen Sie sich nur, ohne sich zu schmeicheln, bei redlichen Männern, ob Sie Alles behalten können, was Sie in Gemäßheit von Verträgen besitzen, zu denen Sie Ihre Feinde durch einen so wenig zu rechtfertigenden Krieg gezwungen haben.

Noch gegenwärtig ist er die Quelle aller Uebel, unter denen Frankreich leidet. Sie wollten seit diesem Kriege den Frieden immer nur als Herr geben, und seine Bedingungen als Dictator vorschreiben, statt sie nach Billigkeit und Mäßigung zu regeln; dieß ist der Grund, warum der Friede von keiner Dauer seyn konnte. Schmachvoll niedergeworfen sannen Ihre Feinde nur, sich auf's Neue zu erheben und gegen Sie zu vereinigen. Kann man sich hierüber wundern? Ja, Sie sind nicht einmal in den Gränzen dieses Friedens geblieben, den Sie mit so viel Stolz gegeben; im vollen Frieden haben Sie Krieg und außerordentliche Eroberungen gemacht. Die Reunionskammer haben Sie errichtet, um Richter und Partei zugleich zu seyn, das hieß der Gewaltthat und der Usurpation empörenden Hohn beifügen. In dem westphälischen Friedensschluß haben Sie zweideutige Ausdrücke gesucht, um Straßburg zu überrumpeln; niemals aber hat seit so vielen Jahren einer Ihrer Minister es gewagt, sich in irgend einer Unterhandlung auf diese Ausdrücke zu berufen, um auch nur den geringsten Rechtsanspruch an diese Stadt darzuthun. Ein solches Betragen hat ganz Europa gegen Sie vereinigt und empört; selbst Jene, die es nicht wagten, sich offen zu erklären, wünschen wenigstens mit Ungeduld Ihre Schwächung und Demüthigung, als einziges Mittel die Freiheit und den Frieden aller christlichen Nationen zu retten. Sie, Sire! die Sie als Vater Ihrer Unterthanen und Schiedsrichter Ihrer Nachbaren sich so vielen wohlbegründeten und friedlichen Ruhm erwerben konnten, Sie hat man so zum gemeinsamen Feind Ihrer Nachbaren gemacht, und es dahin gebracht, daß Sie in Ihrem Königreich als ein harter Herr gelten.

Die eigenthümlichste Folge dieser schlechten Rathschläge ist die Dauer des gegen Sie gerichteten Bündnisses. Die Verbündeten ziehen es vor, auch mit Verlust den Krieg lieber fortzusetzen, als Frieden mit Ihnen zu schließen; weil sie sich durch eigene Erfahrung überzeugt haben, daß Sie denselben nicht länger als die übrigen halten und ihn nur benützen würden, um ohne Mühe Ihre Nachbaren, einen nach dem andern, sobald sich ihr Bündniß aufgelöst hätte, zu überwältigen. Darum, je siegreicher Sie sind, um so mehr werden Sie gefürchtet, um so enger verbinden sich Ihre Feinde, um der Knechtschaft zu entgehen, von welcher sie sich bedroht glauben. Unvermögend, Euere Majestät zu besiegen, geht ihr Bemühen dahin, Sie auf die Länge zu erschöpfen. Kurz, sie hoffen auf keine andere Sicherheit mehr vor Ihnen, als wenn sie es dahin gebracht, daß Sie ihnen nicht mehr schaden können. Denken Sie sich, Sire! einen Augenblick an ihre Stelle, und erwägen Sie dann selbst, was es heißt, Gerechtigkeit und Treue seinem Vortheil geopfert zu haben.

Ihr Volk, das Sie wie Ihre Kinder lieben sollten, und das Ihnen bisher eine so leidenschaftliche Anhänglichkeit bewiesen, stirbt unterdessen am Hungertod. Der Bau der Felder ist beinahe verlassen; Stadt und Land entvölkern sich; alle Gewerbe verfallen und nähren ihre Arbeiter nicht mehr. Aller Handel ist vernichtet. So haben Sie also die Hälfte Ihrer wirklichen Kräfte im Inneren Ihres Reiches zu Grunde gerichtet, um nichtige Eroberungen nach Außen zu machen und zu behaupten. Statt diesem armen Volke Geld abzunehmen, sollte man ihm Almosen und Nahrung geben. Ganz Frankreich ist

nur mehr ein großes, verödetes Krankenhaus, dem es an Vorräthen fehlt. Die Magistrate sind erniedrigt und erschöpft; der gesammte Adel, dessen ganzes Hab und Gut zur Verfügung steht, lebt nur von Staatspapieren. Sie werden, Sire! von einem Heere solcher umlagert, die betteln und murren. Alle die Verlegenheiten haben Sie sich selbst zugezogen; denn da Sie das ganze Königreich zu Grunde gerichtet, so haben Sie Alles in Ihren Händen, und Niemand kann anders als von Ihren Geschenken leben. So ist es um dieses große blühende Reich unter einem König bestellt, den man uns jeden Tag wie die Wonne seines Volkes schildert, und der es in der That wäre, hätten die Rathschläge der Schmeichler ihn nicht vergiftet.

Das Volk selbst (denn es muß Alles gesagt seyn), das Sie so liebte, das solches Vertrauen in Sie setzte, fängt an, seine Liebe, sein Zutrauen, ja selbst seine Ehrfurcht zu verlieren. Ihre Siege, Ihre Eroberungen erfreuen es nicht mehr; Erbitterung und Verzweiflung erfüllen es. Auf allen Seiten lodert allgemach das Feuer der Empörung auf. Es glaubt, daß sein König kein Erbarmen mit ihm habe, daß er nur seine Macht und seinen Ruhm liebe. Hätte der König, so spricht es, ein väterliches Herz für sein Volk, würde er dann nicht seinen Ruhm vielmehr darin setzen, ihm Brod zu geben und es nach so viel Leiden wieder aufathmen zu lassen, statt einige Gränzorte zu behaupten, welche Ursache am Krieg sind? Was können Sie hierauf antworten, Sire? Volksaufstände, unbekannt seit lange, mehren sich. Selbst Paris, Ihnen so nahe, ist nicht frei davon. Die Behörden sind gezwungen, die Frechheit der Meuterer zu dulden und unter der Hand Geld zu ihrer Beschwichtigung zu vertheilen. So werden die bezahlt, welche man strafen sollte; so sind Sie in die schmachvolle, beklagenswerthe Nothwendigkeit versetzt, den Aufruhr entweder ungestraft zu lassen und ihn durch seine Straflosigkeit zu nähren, oder Ihr Volk unmenschlich niedermetzeln zu lassen, das Sie zur Verzweiflung bringen, indem Sie ihm durch Ihre Kriegssteuern das Brod entreißen, welches es sich im Schweiße des Angesichts zu gewinnen müht.

Allein während ihm das Brod mangelt, mangelt Ihnen gleichfalls das Geld, und Sie wollen dennoch den Abgrund, vor dem Sie stehen, nicht sehen. Da Sie immer glücklich gewesen sind, können Sie den Gedanken nicht fassen, daß dieß einmal aufhören könnte. Sie fürchten die Augen selbst zu öffnen; Sie fürchten, daß man sie Ihnen öffnen möchte; Sie fürchten genöthigt zu werden, irgend etwas von Ihrem Ruhme fahren zu lassen. Dieser Ruhm, der Ihr Herz verhärtet, ist Ihnen lieber als die Gerechtigkeit, als Ihr eigener Friede, als die Erhaltung Ihres Volkes, das täglich an den von der Hungersnoth verursachten Krankheiten dahin stirbt, theurer endlich, als ihr ewiges Heil, dem dieser Götze von Ruhm widerstreitet.

Also ist es um Sie, Sire! bestellt. Sie leben, als trügen Sie eine verhängnißvolle Binde vor den Augen. Sie schmeicheln sich mit Ihren täglichen, nichtsentscheidenden Erfolgen, statt von einem allgemeineren Standpunkt aus die Gesammtlage der Dinge, die mehr und mehr rettungslos ihrem Verfall entgegengehen, in's Auge zu fassen. Während Sie harten Kampfes dem Feinde Schlachtfelder und Geschütze entreißen, während Sie seine Festungen erstürmen, denken Sie nicht daran, daß Sie auf einem Boden kämpfen, der Ihnen unter den Füßen schwindet, und daß Sie trotz Ihrer Siege stürzen werden.

Alle sehen es, Niemand aber wagt es, Ihnen darüber die Augen zu öffnen. Sie werden es vielleicht zu spät sehen. Sich nicht selbst zu schmeicheln und einen festen Entschluß der Nothwendigkeit gegenüber zu fassen: das ist wahrer Muth. Sie leihen, Sire! nur denen ein geneigtes Ohr, die Ihnen mit eitelen Hoffnungen schmeicheln. Die Männer, welche Sie als die Tüchtigsten achten, sind es, welche Sie fürchten und am meisten vermeiden. Sie sollten vielmehr als König der Wahrheit zuvorkommen, die Menschen nöthigen, sie Ihnen ohne Milderung zu sagen und die allzu Aengstlichen dazu ermuthigen. Ganz im Gegentheil aber sind Sie nur bemüht, dieselbe ja nicht zu erfahren. Gott aber wird Mittel finden, Ihnen endlich den Schleier hinweg zu ziehen, der Ihre Augen bedeckt und Ihnen das zeigen, was Sie zu sehen vermeiden. Seit lange schon hält er seinen Arm über Ihnen aufgehoben: allein er zögert mit der Strafe, weil ihn ein Fürst erbarmt, der sein ganzes Leben von Schmeichlern umlagert war, und dann, weil Ihre Feinde auch die seinigen sind. Er wird aber wohl seine gerechte Sache von der Ihrigen zu trennen wissen und Sie demüthigen, um Sie zu bekehren; denn nur gedemüthigt werden Sie ein Christ seyn. Sie lieben Gott nicht; ja Sie fürchten Ihn nur mit der Furcht eines Sclaven; die Hölle ist es und nicht Gott, was Sie fürchten; Ihre Religion besteht nur in Aberglauben und in kleinlichen, äußerlichen Uebungen. Sie gleichen den Juden, von denen Gott sagt: Während sie mich mit den Lippen ehren, ist ihr Herz fern von mir. In Kleinigkeiten sind Sie von ängstlicher Gewissenhaftigkeit; verhärtet aber in schrecklichen Uebeln. Sie lieben nur Ihren Ruhm und Ihr Vergnügen; Sie beziehen Alles auf sich, als wären Sie der Gott der Erde, und alles Uebrige nur erschaffen, um Ihnen geopfert zu werden. Im Gegentheil, nur Ihres Volkes wegen hat Gott Sie auf die Welt gestellt. Aber wehe! Sie fassen diese Wahrheit nicht einmal, wie sollten Sie ein Wohlgefallen daran empfinden! Sie kennen Gott nicht; Sie lieben ihn nicht;

Sie beten nicht von Herzen zu Ihm; Sie thun nichts, um Ihn kennen zu lernen.

Sie haben einen Erzbischof, lasterhaft, Aergerniß gebend, falsch, boshaft, hinterlistig, ein Feind aller Tugend, der alle Wohlgesinnten seufzen macht. Sie finden sich mit ihm ab, weil er nur daran denkt, Ihnen durch seine Schmeicheleien zu gefallen. Seit länger als zwanzig Jahren treibt er, seine Ehre preisgebend, mit Ihrem Vertrauen sein Spiel. Sie opfern ihm die Rechtschaffenen, Sie lassen ihn die Kirche knechten, und so ehrenvoll wie er, wird kein tugendhafter Prälat behandelt.

Was Ihren Beichtvater betrifft, so ist er gerade nicht lasterhaft; aber er fürchtet eine gründliche Tugend, und liebt nur unheilige Menschen von leichtfertigen Sitten. Er ist eifersüchtig auf sein Ansehen, welches Sie über alle Gränzen hinaus gesteigert haben; denn nie haben königliche Beichtväter für sich allein Bischöfe gemacht und über alle Angelegenheiten des Gewissens entschieden. In Frankreich sind Sie, Sire! der Einzige, der nicht weiß, daß der Geist dieses Mannes eng und plump ist, und daß er nichts desto weniger mit dieser Beschränktheit des Geistes seine Listigkeit verbindet. Die Jesuiten selbst verachten ihn, und sind empört über die Schwäche, welche er gegen den lächerlichen Ehrgeiz seiner Verwandten zeigt. Sie haben aus einem Religiosen einen Staatsminister gemacht. Er kennt sich aber so wenig in den Menschen aus, wie in irgend einem Geschäft; er ist das Spielzeug Aller, die ihm schmeicheln und kleine Geschenke machen; er hat nie einen Zweifel, noch ein Bedenken bei irgend einer schwierigen Frage. Jeder andere rechtliche und aufgeklärte Mann würde hier nicht wagen, allein zu entscheiden; er aber hat nur die eine Furcht, sich mit Menschen berathen zu müssen, denen Grundsätze bekannt sind. Er geht immer kühn voran, ohne zu fürchten, Sie in Irrthümer zu verleiten. Er wird sich immer der Schlaffheit zuneigen, und Sie in Unwissenheit zu halten suchen. Wenigstens wird er sich nie für Schritte entscheiden, wie sie dem Rechte gemäß sind, ausser wenn er fürchtet, Ihnen Aergerniß zu geben. Es ist also ein Blinder, der einen Blinden führt, und wie Jesus Christus sagt, werden alle Beide in die Grube stürzen.

Ihr Erzbischof und Ihr Beichtvater haben Sie in die Verlegenheiten über die Hoheitsrechte und in die schlimmen Händel mit Rom gestürzt. Sie haben Sie durch Monsieur de Louvois mit dem Orden von S. Lazaro verwickelt, und man hätte Sie in dieser Ungerechtigkeit sterben lassen, hätte Herr von Louvois Sie überlebt.

Man hatte gehofft, Sire! Ihr Staatsrath würde Sie von diesem großen Abweg abbringen; aber Ihr Staatsrath hat zum Guten weder Kraft noch Entschiedenheit. Mindestens sollten Madame de M. und der Hg. v. B. das Zutrauen, welches sie bei Ihnen genießen, benutzen, um Sie zu enttäuschen; aber ihre Schwäche und ihre Furchtsamkeit entehren sie und gereichen aller Welt zum Aergerniß. Frankreich steht am Abgrund; worauf warten Ihre Vertrauten noch, um frei mit Ihnen zu reden? Etwa daß Alles verloren sey? Oder fürchten sie Ihnen zu mißfallen? Dann hegen sie keine Liebe zu Ihnen; denn die man liebt, die muß man lieber erzürnen wollen, als ihnen schmeicheln, oder sie durch Schweigen verrathen. Was nützen sie Ihnen, wenn sie Ihnen nicht zeigen, daß es Ihre Pflicht ist: Länder zurückzugeben, die Ihnen nicht gehören; das Leben Ihres Volkes einem falschen Ruhm vorzuziehen, und die Wunden zu heilen, die Sie der Kirche geschlagen, und daran zu denken, ein wahrer Christ zu werden, ehe der Tod Sie überrascht?

Ich weiß gar wohl, spricht man mit diesem christlichen Freimuth, so lauft man Gefahr, die Gunst der Könige zu verlieren. Aber ist ihnen des Königs Gunst lieber als sein Heil? Ich weiß nicht minder, daß man Sie bemitleiden, trösten, aufmuntern soll, und zu Ihnen mit Anhänglichkeit, Milde und Ehrfurcht reden: aber zuletzt muß die Wahrheit gesagt seyn. Wehe! Ihren Vertrauten! wehe! wenn sie Ihnen dieselbe nicht sagen, und wehe Ihnen, Sire! wenn Sie nicht würdig sind, die Wahrheit zu hören. Es ist eine Schmach, daß sie seit so langer Zeit Ihr Zutrauen ohne Nutzen besitzen. An denselben ist es, sich zurückzuziehen, wenn ihr König zu mißtrauisch ist, und nur Schmeichler um sich duldet.

Sie fragen vielleicht, Sire, was sie Ihnen sagen sollten? Hören Sie! Sie sollten Ihnen vorstellen, daß Sie sich unter der mächtigen Hand Gottes selbst demüthigen müssen, wenn Sie nicht wollen, daß er Sie demüthige; daß es Pflicht ist, den Frieden zu begehren und durch diese Erniedrigung allen jenen Ruhm zu sühnen, den Sie zu Ihrem Götzen gemacht haben; daß es Pflicht ist, die ungerechten Rathschläge politischer Schmeichler zurückzuweisen; daß es endlich Pflicht ist, zur Rettung des Staates Ihren Feinden Eroberungen zurückzugeben, die Sie nicht ohne Ungerechtigkeit behaupten können. Sind Sie nicht in Ihrem Unglück allzu glücklich, da Gott Ihren Erfolgen, die Sie verblendet haben, nun ein Ziel gesetzt hat, und Sie zwingt, Entschädigungen zu leisten, die für Ihr Heil nothwendig sind, und zu denen Sie sich im Genusse des Friedens und Triumphes nie verstanden hätten? Der, welcher Ihnen diese Wahrheiten sagt, Sire! weit entfernt, ein Feind Ihres Glückes zu seyn, würde sein Leben darum geben, könnte er Sie so sehen, wie Gott Sie wünscht, und nie wird er aufhören, für Sie zu beten.

Ein Bild aus der französischen Revolutionszeit.

Als die Strafgerichte, welche Fenelon vorausgesehen, über den französischen Königsthron hereinbrachen; als Frankreich eine Beute der Revolution ward, und Ludwig XVI. als schuldloses Opfer der entfesselten Wuth fiel: da lebte in Paris ein Nachkomme der Familie des Erzbischofs von Cambrai, der Abbé Fenelon, ein ehrwürdiger Greis, der dem Vorbilde seines großen Ahnen in aufopfernder Nächstenliebe treulich nachfolgte. Seine Wohlthätigkeit war insbesondere den armen Savoiarden Knaben gewidmet, die alljährlich in so großer Anzahl die Straßen von Paris durchziehen. Nicht nur bekleidete er ihre Blöße, stillte er ihren Hunger, versah er die Aermsten mit Instrumenten; er spendete ihnen auch geistliche Almosen, unterrichtete sie in den Wahrheiten des Glaubens, bereitete sie in abgeschiedener Sammlung auf ihre erste Communion vor, hörte sie Beicht und beging dann mit ihnen das hohe Fest. Sie waren seine Kinder, und für sie sammelte er bei Hof und in der Stadt die Almosen der Barmherzigkeit. Ihren Gehorsam und ihr gutes Betragen auszuzeichnen, erfand er auch für sie eigene Ehrenzeichen von Blei. Wer ein solches sich zu verdienen wußte, der hatte darin die beste Empfehlung, die auch von den Beamten der Polizei beachtet wurde.

Allein wie friedlich, wie harmlos, wie segensvoll das liebreiche Wirken und Walten des guten Priesters unter seinen armen Kindern auch war, er entging nicht den blutdürstigen Späheraugen der Wütheriche, die sich an die Spitze der Revolution gestellt hatten, und das zitternde Volk mit den Schrecken der Guillotine im Namen der Freiheit beherrschten. Wie so viele Tausende unschuldiger Opfer wurde auch er ergriffen und in das Luxembourg gesetzt, um seinen unmenschlichen Richtern vorgeführt zu werden.

Sobald diese traurige Kunde sich in Paris verbreitete, versammelten sich seine unglücklichen Savoiarden von Paris, und zogen in einer rührenden Schaar nach dem Sitzungssaale der National-Versammlung, um die Freilassung ihres Wohlthäters, ihres Lehrers und Vaters zu erflehen. Mancher, der in dem blutigen Schreckenswerke erkältet und verhärtet war, mag bei ihrem Anblick erschüttert worden seyn; das Urtheil wurde wenigstens aufgeschoben.

Allein die, welche auf seine Rettung gehofft, sahen sich nur zu bald enttäuscht; die noch immer wachsende Raserei wollte nichts von Schonung hören. Auch über den Vater der Savoyarden, wie über so viele Tausende und Tausende wurde der verhängnißvolle Spruch durch den Mund der Blutmenschen gefällt. Der Tod aber hatte für den Frommen keinen Schrecken. Mit verdoppelter inniger Andacht und freudiger Ergebung sah er ihm entgegen. Sein Beispiel ergriff und begeisterte Viele, die seine Ketten theilten. Er bereitete auch sie zum Tode vor, hörte sie Beicht, und ermuthigte sie zu dem ernsten Gange. So nahte die letzte Stunde heran. Nun traf es sich aber, daß einer jener verlassenen Savoyarden, die er unterrichtet und unterstützt hatte, Schließer in den Gefängnissen des Luxembourgs war. Als dieser den ehrwürdigen Greis mit den Opfern der Guillotine hinwegschleppen sah, fiel er ihm um den Hals, und rief: „Wie, mein Vater! mein Vater! Sie gehen zum Tode, und haben mir doch so viel Gutes erwiesen!“ Er wollte ihn nicht loslassen, und bemühte sich vergeblich ihn den Händen der Gensdarmen zu entreißen. „Tröste dich“, entgegnete aber voll Ergebung der Greis, „der Tod ist kein Uebel für den, der gar nichts Gutes mehr thun kann. Deine Liebe in diesem Augenblick ist meinem Herzen der schönste Lohn. Behüt dich Gott, Joseph! und gedenke meiner zuweilen.“ — „Oh! ich werde Sie nie vergessen,“ war die Antwort des weinenden Savoyarden, der hierauf auch seinen Dienst im Luxembourg verlor.

Den 28. Juni 1794 war das Todesurtheil gesprochen worden, und mit 68 seiner Gefährten bestieg der liebreiche Priester den verhängnißvollen Wagen. Noch auf dem Wege ermahnte er seine Begleiter, ihre Sünden zu bereuen, ihr Vertrauen auf Gott zu setzen und ihm ihr Leben ergebungsvoll aufzuopfern. Zu den Füßen des Blutgerüstes richtete er noch einmal mit erneutem Eifer die letzten Worte an sie, in wahrer Reue ihres vergangenen Lebens eingedenk zu seyn. Alle beugten in demuthsvoller Andacht ihr Haupt und so gab er ihnen den letzten lossprechenden Segen. Augenzeugen versicherten, daß selbst der Scharfrichter von der Ehrfurcht gebietenden Gestalt des Märtyrers tief ergriffen wurde, und sein Haupt wie die übrigen beugte. Bald hatte der achtzigjährige Priester, dessen Andenken noch gesegnet fortlebt, mit seinen Gefährten ausgelitten. Gott gebe ihnen die ewige Ruhe, und bewahre uns gnädig vor ähnlichen Schreckenstagen!

Weihnächtliches Gloria.

Der Himmel ſingt Dir Lieder,
Wir knieen vor Dir nieder,
Das Herz zu Dir gewandt;
Du nahſt mit Deinen Gaben
So Arm als Reich zu laben,
O Gott, von Gott geſandt!

Gib uns den rechten Frieden,
Vereine, was geſchieden,
Und heile, was erkrankt;
Und führe die Verirrten
Zu Dir, dem wahren Hirten,
Und ſtütze mild, was wankt.

Wir fleh'n um Deinen Segen,
Der Sonnenſchein und Regen,
Den Saaten mild beſcheert;
O laſſe keinen dürſten,
Der, Herr! von Deinen Fürſten
Gerechtigkeit begehrt.

Dem Reichen gib Erbarmen,
Und gib Geduld dem Armen,
Wir bitten, Heiland! Dich;
Und laß uns ſo verbündet,
Von Lieb zu Gott entzündet,
Dir folgen brüderlich.

Du biſt der Weisheit Meiſter,
Erleuchte du die Geiſter,
Die irren müd und blind;
Des Hochmuths Ueberwinder!
Gib uns den Sinn der Kinder,
Du gnadenreiches Kind!

Und wenn am Tag der Tage,
Beim letzten Herzensſchlage,
Der Erde Traum entrinnt:
Beſcheere dann uns Schwingen
Und laß uns jubelnd ſingen:
Das Weihnachtfeſt beginnt!

63645060

K 876 BOUND IN ONE VOL
DEUTSCHES HAUSBUCH — (2)

Deutsches Hausbuch

herausgegeben

von

GÖRRES — (1)

Guido Görres.

1847 — (3)

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Jugend zur Ehre,
Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Trutze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise
Mach dich frisch auf die Reise.

148

Alte Ritterpflicht.

Wer Ritters Namen will empfah'n,
Der soll die Ehr' zum Schilde han:
Sein Gürtel sei der Milde Hort,
Ein Meerfels sein verpfändet Wort;
Sein Speer soll seyn voll Muthigkeit,
Sein Schwertschlag Freud erwecken,
Sein' Mantelschnur mit Ruhm gereiht,
Sein Hut vor Schand ihn decken.

Philisterbehagen im Schlafrock.

Gott sei Dank! ich wollte sagen: dem ewigen Weltgeist des Fortschrittes sei es gedankt, daß wir die stichedunkeln Zeiten des Mittelalters hinter uns haben; denn wer konnte da sein Pfeifchen ruhig rauchen und im Comptoir der Allgemeinen Biedermanns-Zeitung so gemüthlich lesen, welch eine große Rolle die Engländer und welch eine kleine wir, die Deutschen, auf der Weltbühne spielen. Schade nur, daß das Schießpulver schon erfunden ist, die Herren Zeitungsschreiber würden es sonst sicherlich erfinden, denn was die Erfindungen anbelangt, da muß man Respekt vor ihnen haben.

Jahrgang 1847 oder II. Band.

1. Heft.

München.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

1847.

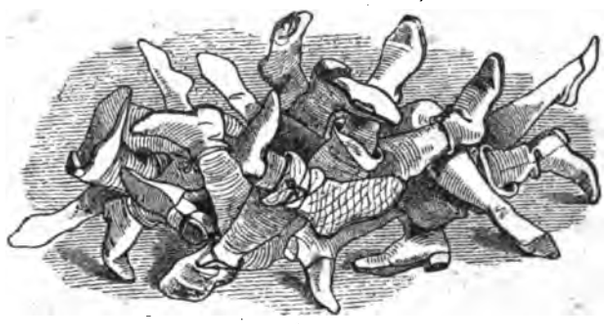
Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr.

Friedländer ADDS Part II 20

Ankündigung.

(Das Deutsche Hausbuch von G. Görres für 1847 betreffend.)

Von dem Deutschen Hausbuche sind bereits sechs Hefte erschienen, welche den ersten Band oder Jahrgang 1846 bilden. Der zweite Jahrgang (1847) erscheint unter denselben Bedingungen: Das Heft zu 24 kr. rhn.. oder 8 Ngr., wovon circa sechs Hefte auf den Jahrgang kommen. Preis eines aus sechs Heften bestehenden Jahrgangs 2 fl. 24 kr. rhn. od. 1 Thlr. 18 Ngr., gebunden 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 22 Ngr. Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Subscriptionen darauf an. Die Hrn. Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen frühzeitig zu machen, damit keine unvollständigen Exemplare geboten werden müssen. Als Probe des Geistes und der Ausstattung des **Deutschen Hausbuches** mögen die hier folgenden Bilder mit ihren Erklärungen dienen:



Allgemeine Fußverwirrung oder naturgetreue Darstellung der europäischen Verhältnisse in diesem Jahre, welche jeden guten Christen zu dem Gebete bewegen muß: Gottes Barmherzigkeit möge in dieser Wirrniß Gnade für Recht ergehen lassen und die göttliche Zuchtruthe in seiner Langmuth nicht nach Verdienst anwenden, es also fügend, daß ein Jeder, Groß und Klein, Hoch und Niedrig, seine Füße aus denen des Nachbars unbeschädigt herausfinde und es uns nicht ergehe wie den Lalenburgern. — Wie nämlich ein Jeder weiß, so hatten die ehrsamen Bürger von Lalenburg ein Rathhaus gebaut, allein die Fenster hatten sie vergessen. Als sie nun darinnen saßen, die Angelegenheiten des Reiches zu berathen, da war es stockfinster. In dem Eifer der Verhandlungen aber geriethen ihre Füße ihnen unter einander, daß zuletzt keiner die seinigen heraus zu finden wußte. Wer weiß, wie lange die Rathsherrn in dieser Verwirrung noch bei einander gesessen hätten, wäre nicht einem von ihnen in der Verzweiflung der Gedanke gekommen, daß er mit einem Stock aus allen Kräften drein schlug, und siehe da! alle fuhren auseinander und ein Jeder fand wie durch ein Wunder richtig seine Füße. Merk's! und hüte dich, daß deine Füße sich nicht mit denen deines Nachbars oder deiner Nachbarin gar zu sehr verwirren, so wirst du dir die Strafruthe ersparen.

Magister Gerardus von Rile,
der erste Baumeister des Domes von Köln, nach der Zeichnung auf einer alten Handschrift.

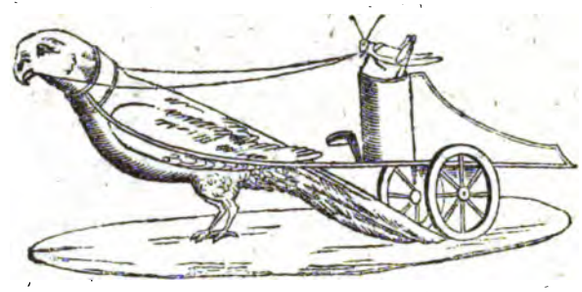
Kinderunschuld.

Du, iß Brocken auch!

Keine Grillen!

Fledermäuse lieb' ich nicht,
Grillen noch viel minder,
Jagt sie, eh' die Kraft gebricht,
Gleich hinweg ihr Kinder!
Grillen sind ja böse Gäst',
Nisten sich wie Ratten ein,
Fressen sich wie Rost so fest,
Tödten langsam Mark und Bein.
An die Arbeit junges Blut,
An die Arbeit frohgemuth,
Laßt die Ratten nicht in's Haus,
Mit den Grillen gleich hinaus!

Vor den Grillen hüte dich!
Schleichen gleich der Schlange,
Und dem Herzen macht ihr Stich
Weh und todesbange;
Haben Tag und Nacht nicht Ruh,
Zirpsen immer ach und o!
Nagen, fressen immer zu:
Ei, der Guckguck lebe so!
An die Arbeit junges Blut ꝛc.



Auch die Baasen jagt davon,
Ihre Vettern alle:
Griesgram, Zank und Brummelton,
Neid und bitt're Galle,
Stille Mondscheinschwärmerei,
Seufzen, Wimmern und Geächz,
Träger Langweil Zirpserei,
Böser Launen dumpf Gekrächz.
An die Arbeit junges Blut ꝛc.

Naturgetreue Darstellung wie der Schweizer Radikalism mit dem Bundesvertrag umspringt und sich nicht vergeblich bemüht, aus der schweizerischen Eidgenossenschaft eine schweizerische Meineidgenossenschaft zu machen.

Wiener Kunststudien im Geschmack der Theaterzeitung.

Warum verkauft ihr auch nichts, als eitel Musikalien? Verschreibt euch, statt den Zentnern von Papierballen, ächtes ungewässertes Regensburger, laßt diesen beliebten Handelsartikel auf der Donau herunterschwimmen, kredenzt abwechselnd geselchte Würstel, Kipfel, Rettig, Butter und Käse, ladet die Hungrigen und Durstigen ein mit den ellenlangen Lettern eueres Aushängeschildes: „Musikalisches Bierhaus," und ein Gast wird dem andern die Thüre in die Hand geben und euer Bureau nie leer werden.

L. van Beethoven.

Ein gutes Gewissen,
Ein fröhliches Herz,
Kein besseres Kissen
In Freude und Schmerz.

Dein Herz halt mir rein,
Die Zunge verschwiegen,
Spring über den Stein
Und lasse ihn liegen.

Exemplare des Deutschen Hausbuches sind in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu haben.

München, literarisch-artistische Anstalt.

Inhalt des ersten Heftes.

1847.

	Seite
Im Wald. Mit einer Arabeske nach A. Dürer	1
Einiges über und von Clemens Brentano	1
Das Märchen von der Eidechse und dem Hündchen Wackerlos	3
Aus der Chronika eines fahrenden Schülers. Mit zwölf Holzschnitten nach Pocci	6
Ein kleines Gebetlein für junge und alte Kinder	23
Ein Trinkspruch	24
Alter Zecherspruch	24
Alte Lebensweisheit	24
Frisch gemuth, junges Blut!	24
Drei Epigramme von W. Müller	24
Abendgruß von R.....	24
Fest-Umgang von Pius Zingerle in Meran	25
Ein Spiegel für Fürsten und Völker	25
Wie ein Fischer Minister ward	27
Wie ein Fürst seine wahren und seine falschen Freunde prüfen und kennen lernen kann	31
Der Mensch und die Welteitelkeit. Eine Fabel des persischen Dichters Feridoddin Attar	35
Münchener Bilder und Spaziergänge	35

Bemerkung für die Hrn. Buchbinder.

Da dieser gelbe Umschlag der einzelnen Hefte zum öfteren Abdrücke der besten Holzschnitte enthalten wird, so ist er als zu dem Werke gehörig anzusehen; er darf also nicht abgerissen werden, sondern wird, jedes Heft umschließend, mit eingebunden. Mit dem letzten Hefte eines jeden Bandes erscheint das allgemeine Titelblatt, welches beim Binden dem Umschlag des ersten Heftes vorgebunden wird.

Deutsches Hausbuch

herausgegeben

von

Guido Görres.

Ich reite meine Straße
Mit frohem Muth und blase
Ein Postillon, juchhei!
Ich frage nichts nach Orden,
Nach Titeln, Bänder, Borden,
Ich blase frank und frei
Trallera! Trallera! Trallera!

Ich schmeichle nicht den Hohen,
Mich schreckt kein herrisch Drohen,
Ich fürcht' nicht ihren Zorn;
Ich bin ein freier Reiter,
Ich reite lustig weiter
Und stoße in mein Horn
Trallera! Trallera! Trallera!

Ich brauche nicht zu bücken
Im Aktenstaub den Rücken,
Ein Lastthier müd und krank;
Ich reit in Sonn' und Regen
Dem Ziele frisch entgegen
Und blase, Gott sei Dank!
Trallera! Trallera! Trallera!

Sitz ich bei Kameraden,
Dann frag' ich nichts nach Gnaden,
Nach Herrengunst und Lohn;
Ich blas' zum Lob dem Rechten,
Ich blas' zum Trutz dem Schlechten
Ein freier Postillon.
Trallera! Trallera! Trallera!

Jahrgang 1847 oder II. Band.

II. Heft.

München.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

1847.

Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr.

Von allerlei Vögeln.

Der studierte Kanarienvogel.

Als sich Pratt auf seiner Reise durch Westphalen und Holland zu Cleve in einem Wirthshause nebst vielen andern Personen aufhielt, trat ein Vogelsteller mit einem Kanarienvogel herein, dessen Kunststücke in der dortigen Gegend allgemein bekannt und bewundert wurden. Der Vogelsteller nahm den Vogel heraus, setzte ihn auf seinen Zeigefinger und redete ihn folgendermaßen an: „Du erscheinst hier, mein lieber Bijou (so hieß der Kanarienvogel), vor sehr vornehmen und verständigen Leuten, nimm dich also in Acht, daß du die Erwartung, die man sich von dir macht, nicht täuschest; du hast Lorbeern eingesammelt, sorge dafür, daß sie nicht verwelken, kurz, betrage dich, wie es dem Bijou (Juweel) unter den Kanarienvögeln — denn der bist du — geziemt!"

Diese ganze Zeit über schien der Vogel zuzuhören, und nahm dabei eine Stellung an, als ob er recht aufmerksam auf die Rede wäre, indem er sein Ohr dem Munde des Mannes entgegen bog, und als dieser zu reden aufhörte, zweimal ganz deutlich mit dem Kopfe nickte, und war je ein Nicken verständlich und vielversprechend, so war es dieses.

„Gut! sagte nun der Vogelsteller, indem er seinen Hut gegen den Kanarienvogel abnahm;" laß uns denn nun sehen, ob du ein Kanarienvogel von Ehre bist. Stimm einmal ein Liedchen an!" — der Vogel sang. — „Pfui! das ist zu hart; das klingt ja, als wenn ein heiserer Rabe krächzte! Etwas Rührendes!" — der Vogel pfiff nun, als ob seine kleine Kehle in eine Laute umgewandelt wäre. — „Rascher, — sagte der Mann — langsamer — so ist's recht." —

„Aber was zum Henker hast du mit deinem Füßchen und mit deinem Köpfchen vor? — Kein Wunder, daß du herauskommst, Monsieur Bijou! wenn du den Takt zu schlagen vergißt. — Nun, das ist ein lieber Bijou! — Bravo, bravo, Männchen!"

Alles, was ihm geheißen oder woran er erinnert wurde, that er mit bewundernswürdiger Pünktlichkeit. Sein Kopf und sein Fuß schlugen den Takt, und beide drückten sowohl die Abwechslungen des Tones, als der Bewegung aus. Der Ton selbst war ein treuer Wiederhall des Sinnes, und zwar nach den strengsten Regeln der poetischen und musikalischen Composition. Bravo, bravo hallte es von allen Seiten des Zimmers wieder, in welchem sich auch Prager Musikanten befanden, die schwuren, der Kanarienvogel sei ein größerer Künstler als irgend Einer von ihrer Bande.

„Und du bezeugst deine Dankbarkeit nicht für dieses Lob!" rief der Vogelsteller unwillig aus. Der Vogel verbeugte sich auf das ehrerbietigste.

Das nächste Kunststück, das der Kanarienvogel machte, bestand darin, daß er mit einer aus einem Strohhalm gemachten Flinte das Soldatenspiel spielte. „Du hast ein saures Stück Arbeit gehabt, mein armer Bijou! sagte der Vogelsteller, als er fertig war, und mußt wohl etwas müde seyn; nur noch ein Paar Stückchen, und dann sollst du ausruhen! — Zeig einmal den Damen, wie man einen Knix macht." — Der Vogel zog nun das eine Füßchen hinter das andere, und sank und hob sich mit einer Ungezwungenheit und Grazie, welche die Hälfte unserer Assemblee-Schönen beschämt haben würde. „Das ist mein liebes Männchen! und nun einen Bückling!" Er machte ihn mit der genauesten Uebereinstimmung von Kopf und Fuß.

„Nun laß uns mit einem Walzer schließen, mein Schatz — getroffen! recht so! lustig!" Die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Genauigkeit, womit dieser letzte Befehl vollzogen wurde, trieb den Beifall der ganzen Gesellschaft bis zur höchsten Bewunderung. Bijou selbst schien den heiligen Durst nach Ruhm zu fühlen, schüttelte seine kleinen Federn, und jubelte ein Io Päan, in welchem man das Selbstbewußtseyn des Siegers zu hören glaubte.

„Du hast es brav gemacht, was ich dir geheißen habe," sagte der Vogelsteller, indem er seinen gefiederten Liebling liebkosete, mache also jetzt ein Schläfchen, während ich deinen Platz einnehme." Der Kanarienvogel fiel nun in einen verstellten Schlummer, und zwar so täuschend, als ob Morpheus alle seine Kräfte an ihm versucht hätte: erst schloß er das eine Auge, und dann das andere, dann nickte er, dann sank er so sehr auf die eine Seite, daß Verschiedene von der Gesellschaft ihre Hände ausstreckten, um ihn vom Fallen abzuhalten; und gerade wenn diese Hände ihn zu berühren im Begriffe waren, faßte er sich wieder, und sank dann eben so tief auf die andere Seite; endlich schien ihn der Schlaf in einer festen Stellung zu halten, worauf ihn der Mann vom Finger wegnahm, und ihn auf den Tisch legte, wo er, wie der Vogelsteller versicherte, so lange fest und ruhig schlafen würde, als er seine Kunststücke mache. Allein kaum hatte er diese angefangen, als eine ungeheure große schwarze Katze auf den Tisch sprang, den Kanarienvogel mit den Zähnen ergriff, und alles Widerstandes ungeachtet mit ihm zum Fenster hinausstürzte. Der Vogelsteller war über seinen Verlust untröstlich, indem er mit ihm jahrelang sein Brod verdient hatte.

Die studierende Elster.

In Rom hatte einstens ein Barbier eine Elster, die so gut sang und sprach, daß man sich in dem ganzen Stadtviertel, wo der Barbier wohnte, fast von nichts als von der geschickten Elster unterhielt. Sie ahmte die Stimmen der Menschen, das Geschrei der Thiere, den Klang der Instrumente, kurz, fast alles nach, was sie hörte, ohne daß sie Jemand weiter dazu aufmunterte.

Einstmals bestattete man eine reiche und angesehene Person zur Erde. Der Leichenzug, vor dem Trompeten und Zinken hergingen, kam über den Platz, wo der Barbier wohnte, und hielt daselbst lange still, während die Musikanten aus allen Kräften bliesen. Von diesem Augenblicke an verstummte die Elster und man hörte sie einige Tage lang weder reden, noch pfeifen, noch sonst einen Gebrauch von ihrer Stimme machen. Man machte mancherlei Muthmaßungen über die Ursache dieses plötzlichen Stillschweigens. Endlich aber brauchte sie ihre Stimme wieder, und man sah nunmehr, daß sie während der Zeit studirt hatte. Sie wiederholte nicht das, was sie sonst zu sagen pflegte, sondern sie ahmte den Schall der blasenden Instrumente mit denselben Abwechslungen, Pausen, Wiederholungen und Abfällen nach, die sie bei Gelegenheit des obigen Leichenbegängnisses vernommen hatte.

Der gemeine Kakadu.

(Neue Naturgeschichte der Stubenvögel. Ein Lehrgedicht von Bechstein dem Jüngern. S. 91.)

Kakadu — ein Vogel wundersam,
Und unschuldsfarbigen Kleides,
Doch an den Schwingen zeigt er auch
Das Schwefelgelb des Neides.

Die Größe hat er eines Huhns,
Der Schnabel ist dick und schwärzlich,
Die Augensterne sind dunkelbraun,
Damit blickt er dich an gar herzlich.

Im weiten Käfig wohnt er gern,
Geformt gleich einer Glocke,
Und wiegt sich auf metallnem Ring
Gleich einer eiteln Docke.

Der große Buffon sagt: Sie sind
Gelehrige Hausthiere,
In Indien nisten sie auf dem Dach,
In Deutschland im Hofreviere.

Sie geben von ihrer Gelehrigkeit
Gar allerliebste Proben,
Deßhalb sind längst die Kakadus
Zu Stubenvögeln erhoben.

Sie folgen pünktlich, verstehen gut,
Und wissen zu erfreuen. —
Und ihre Fehler verstecken sie
Durch zärtliche Schmeicheleien.

Sie heucheln Ausdruck des Gefühls
Und manche sanfte Regung;
Und ihre Schönheit wird erhöht
Durch grazienhafte Bewegung.

Das Rothkehlchen.

(Bechstein der Jüngere. S. 235.)

Rothkehlchen kennt ein jedes Kind,
Ist gar ein herzig Tröpfchen;
Rothbrüstchen wird es auch genannt,
Waldröthlein und Rothkröpfchen.

Ihr trefft zu seiner Wanderzeit
Dies Vögelchen in Menge.
Ein Frühlingsbote kehrt es ein,
Und grüßt uns durch Gesänge.

Es ist ein kleiner lieber Gast,
Der nicht zu lang verweilet;
Und der im Sommer sonder Rast
Nach seinen Wäldern eilet.

Denn in den Wäldern wohnt das Glück,
Wohnt ein gottvoller Friede;
Dort einet sich gar wundersam
Waldrauschen mit dem Liede.

Dort wird die Feie Poesie
Euch wunderhold erscheinen,
Nur werft nach Waldesſängern nicht,
Wie oft ihr thut — mit Steinen.

Die Jetztwelt.

(Ein Jahr. Poesieen-Cyklus von Rudolf Reither. S. 49.)

Zu ernsthaft, um zu lachen;
Zu trocken, um zu weinen;
Zu gelehrt, um noch die Sachen
Zu betrachten wie die Kleinen.
Zu sorgenvoll, um je noch
An Lenz und Lied zu denken;
Zu beschäftigt, um zum Himmel
Auch noch den Blick zu lenken.
Dann wohl auch viel zu weise,
Um alten Märchen zu trauen;
Endlich zu unterrichtet,
Um noch auf Treu' zu bauen.
Das sind die Menschen heute!
Doch wohl vernünft'ge Leute?!

Inhalt des zweiten Heftes.

1847.

Seite

Tyrol. Gedicht von J. L. Pyrker 41

Geistige Brosamen aus dem P. Abraham a Sancta Clara.

Wer bist du Mensch? 41

Die menschliche Zunge 41

Der Klosterberuf 42

Sitten und Charaktere aus dem katholischen Volksleben.

Spanische Hochherzigkeit und Gastlichkeit 42

Der sinnreiche Lehrer und Bekehrer der Sträflinge zu Toulon 47

Ein Loblied von C. Brentano 50

Die Zerstörung von Jerusalem. Tragisches Singspiel in drei Abtheilungen von G. Görres, mit sechs Gruppen aus dem großen Oelgemälde von W. Kaulbach 51

Schattenspiel von F. Pecci 60

Irische Noth und irische Barmherzigkeit 62

Ein pompejanisches Wandgemälde 64

Deutſches Hausbuch.

Wie Mylord Fuchsſchwanz Lgberknödel, nach Einſicht der neueſten telegraphiſchen Depeſchen und Börſenberichte, der allerneueſten Philoſophie des Tages ſeine Huldigung darbringt und dieſelbe als Aurora Fortuna begrüßt.

Ein Schleicher, Horcher, Riecher,
Ein Schmeichler, Heuchler, Kriecher
Zu Schanden ſoll er geh'n!
Trotz ſeinem krummen Rücken
Kennt Jeder ſeine Tücken,
Der ihm in's Aug geſeh'n.

Dem Guten wie dem Schlechten,
Der Lüge wie dem Rechten
Dient ſeine Niedertracht;
Wen ſchmeichelnd er belogen,
Der wird von ihm betrogen
Und höhniſch noch verlacht.

Ein Thor, wer auf ihn bauet,
Beſchimpft, wer ihm vertrauet,
Verrathen, wen er ſtützt;
Denn Ehre hat er keine,
Gewiſſen nur zum Scheine,
Sein Gott iſt, was ihm nützt.

Vor dieſen weltklug edeln,
Die ſchmeichelnd dich umwedeln,
Nimm Jeder ſich in Acht!
Mag alle Welt verderben,
Wenn ſie die Scherben erben,
Lacht ihre Niedertracht.

Jahrgang 1847 oder II. Band.

III. Heft.

München.

In Commiſſion der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt.

1847.

Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr.

Ein guter Spruch ist Goldes werth.

Ein König der Tartarei traf, wie er einst um seinen Pallast lustwandelte, auf einen Sophi oder Derwisch, der ihn laut mit den Worten anredete: „Mein Herr, wenn du mir hundert Denare schenkest, so will ich dir einen guten Rath ertheilen.“ Der Monarch, überzeugt daß es wenige Rathschläge von einem solchen Werth gebe, und sich einbildend, etwas ganz Außerordentliches zu hören, ließ sie ihm auszahlen. „Sire,“ fuhr hierauf der Sophi fort, „mein Rath ist folgender: unternimm niemals eine Sache, wenn du nicht zuvor das Ende und die Folgen derselben reiflich erwogen hast.“ Die Wesire und alle, welche sich im Gefolge des Königs befanden, fingen heftig an zu lachen, wie sie sahen, daß er einen so gemeinen, obgleich im Grunde sehr vernünftigen Rath so theuer bezahlt habe. Aber der Sultan dachte nicht wie sie; er sah ein, daß die wichtigsten Lebensregeln diejenigen sind, welche man am seltensten befolgt, weil man sich ihrer nicht zu rechter Zeit erinnert. Der Monarch, der den Rath vortrefflich fand, machte ihn daher zu seinem Lieblings-Wahlspruch, und ließ ihn auf alle seine silbernen Gefäße, und vorzüglich auf sein Barbierbecken, das von Gold war, schreiben und eingraben.

So standen die Sachen, als ein großer Herr an seinem Hofe, in der Hoffnung auf den Thron zu steigen, eine Verrätherei gegen das Leben seines Monarchen anspann. Er ließ dem Barbier des Königs den Antrag thun, ihm mit einem vergifteten Messer, welches ihm auf der Stelle den Tod bereitete, den Bart abzuscheeren. Um diesen Unglücklichen zur Ausführung einer so schwarzen That geneigt zu machen, versprach er ihm eine beträchtliche Summe, wovon er sogar einen Theil gleich einhändigen ließ, indem er ihm zugleich, sobald er das Verbrechen vollzogen hätte, ein großes Glück zusicherte. Der Barbier verstand sich dazu leicht, und begab sich mit diesem abscheulichen Vorsatz zum Sultan. Man brachte das Becken, der Barbier nahm es mit ruhigem Gesicht in die Hand; aber als er den Bart des Monarchen wusch, fielen seine Augen zufälliger Weise auf den Wahlspruch — Er ward mit einem Male nachdenklich, und eine Menge Betrachtungen bestürmten sein Gemüth. „Warum,“ sprach er zu sich selbst, „begeh' ich dieses Verbrechen? Was kann Gutes daraus für mich entspringen? Nichts! Ich werde kaum den König umgebracht haben, so wird man mich wegen seines plötzlichen Todes in Verdacht haben: ich werde in Verhaft genommen, vielleicht auf der Stelle getödtet werden; oder schiebt man meine Strafe auf, so wird es nur geschehen, um mich auf die grausamste Weise zu foltern, und durch unsägliche Martern zu zwingen, mein Verbrechen zu gestehen und meinen Mitschuldigen anzugeben: mein und sein Untergang werden unvermeidlich seyn; das Geld, welches ich bereits erhalten habe, und das mir versprochen ist, wird mir nichts nützen. Doch gesetzt, daß alles dieses sich nicht ereignete, daß man mich weder in Verdacht hätte, noch verhaftete, würde dadurch mein Leben sicherer seyn? Nein; derjenige, der mich vermocht hat, das Verbrechen zu begehen, wird auch, um keine Spuren seiner Verrätherei übrig zu lassen, meinen Tod beschließen.“

Während dieser Betrachtungen hatte er das Becken auf einen Tisch gesetzt und sein vergiftetes Rasiermesser genommen; aber in dem Augenblick, da er sich desselben bedienen wollte, verwirrte er sich und zauderte ganz verlegen; endlich steckte er es wieder in seinen Sack, und nahm ein anderes. Der Sultan, der wohl bemerkt hatte, daß der Barbier in ernsthafte Betrachtungen versunken war, und sah, daß er sein Rasiermesser veränderte, wollte den Grund davon wissen, und sprach: „Barbier, du scheinst mir nachdenkend zu seyn, du veränderst dein Rasiermesser: warum das? Es steckt ein Geheimniß darunter; ich verlange darüber Aufschluß zu erhalten: sage mir die Wahrheit.“ Der Ton des Monarchen erschütterte den Barbier; seine Verwirrung nahm zu, er veränderte seine Farbe; endlich warf er sich dem Sultan zu Füßen, und gestand ihm, daß er durch einen Großen, der ihn verrieth, und der ihn durch das Geld, welches er ihm gegeben habe, und durch das Versprechen, einst ein bedeutendes Glück ihm zu verschaffen, vermocht hätte, seinen Untergang zu beschließen, verführt worden sei. „Wer hat dich denn abgehalten, dein Verbrechen zu vollstrecken,“ sprach der Sultan? „Der Spruch, welchen ich auf deiner Barbierschüssel eingegraben gelesen habe,“ erwiderte der Barbier, indem er ihm die Betrachtungen mittheilte, welche derselbe in seinem Gemüth erregt hatte. Der Fürst sah jetzt mehr als jemals die ganze Wichtigkeit desselben ein; er verzieh dem Barbier wegen seines offenen Geständnisses; ließ auf der Stelle den Großen verhaften, der sein Verbrechen nicht läugnen konnte, und befahl ihm den Kopf abzuschlagen. Er ließ den Sophi holen, den er mit Ehrenbezeugungen und Schätzen überhäufte, und sprach zu den Wesiren und zu den Großen, welche gegenwärtig waren: „Habt ihr nicht einst gelacht, als ich einen guten Rath mit hundert Denaren bezahlte? Wisset nun, daß dieser Rath mir eben das Leben gerettet, und euch vor dem Unglück beschützt hat, meinen Mörder zum Herrn zu haben.“ Er erzählte ihnen darauf, was vorgefallen war.

(A. Th. Hartmann Früchte des Asiatischen Geistes. II. S. 201.)

Die Selbstverläugnung der Kurfürstin Elisabeth von Bayern.

Die väterlichen Ermahnungen, welche unser Kurfürst Maximilian I. seinem Sohne als sein bestes Erbtheil hinterließ, wie viele Perlen unschätzbarer Fürstenweisheit enthalten sie nicht! Welch' eine Strenge gegen sich selbst, welch' eine Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung der eigenen Pflichten, und welch' eine Güte und Milde gegen die Untergebenen spricht sich darin nicht aus! Wie weht nicht in ihnen allen ein wahrhaft christlicher Geist, der auch in dem niedrigsten Unterthan das Ebenbild Gottes, die menschliche Würde des Bruders achtet, und hinsichtlich seiner selbst stets der einstigen Rechenschaft vor Gottes höchstem Richterstuhle eingedenk ist! In diesem Sinne sagt der hochherzige Fürst: „Das Volk übergibt sich dem Regenten nicht zur Dienstbarkeit, sondern zum Schutze. Er, gleichsam der Hirte und Vater der Völker, ist mehr für sie da als sie für ihn, und dann erst ist sein Ansehen und seine Macht auf feste Art gegründet, wenn Alle wissen, daß er nicht bloß über sie, sondern auch für sie herrscht. Solches aber wird nur dem Fürsten gelingen, der gut und weise ist und sich bestrebt, besser zu seyn als die, denen er gebietet. Nach deinem Beispiel wird sich dein Volk bilden und zwar eher im Bösen als im Guten."

Und welch ein barmherziger Sinn offenbart sich in jenem andern Rathe Maximilians: „Willst du in Geschenken das Maaß überschreiten, so überschreite es für die Armen, wenn je gegen die, welche an Gottes Statt empfangen, ein Uebermaaß der Freigebigkeit Statt finden kann. Wie du dich den Armen erweisest, so wird Gott dir sich erweisen. Eine Regierung unter welcher die Armen verachtet, verlassen und unterdrückt sind, kann nicht lange bestehen." Dieselbe schonende Gesinnung verbunden mit politischer Klugheit und Kenntniß des menschlichen Herzens leuchtet aus dem ferneren Spruch: „Mußt du einen Fehler rügen, so thue es nicht selbst, sondern durch Andere. Auf diese Art wirst du dich nicht ereifern oder erzürnen, dein Ansehen besser behaupten und die Gemüther der Deinigen minder verletzen." Wie wohlmeinend dieser Rath aber auch erscheint: seine Gemahlin, die Kurfürstin Elisabeth, eine Prinzessin von Lothringen, eine Frau gleich ausgezeichnet durch Geist wie durch Herzensgüte, wußte es ihm hierin durch großmüthige Selbstverläugnung noch zuvorzuthun. Sie vertrat, so erzählt Westenrieder von ihr, während der öfteren Entfernungen ihres Gemahls gleichsam die Stelle eines geheimen Kanzlers, dem die Pflicht obliegt, die Geschäfte von erster Wichtigkeit in seine unmittelbare Aufsicht zu nehmen. Gleichwie sie nun äußerst besorgt war, daß die Geschäftsbriefe und Kriegsberichte ja so förderlich als möglich beantwortet, daß von den geheimen Kriegsräthen Alles geschwind, ordentlich und pünktlich vorgetragen, beschlossen, und bald wieder zurückbefördert werden möchte: so bemerkte sie im Jahre 1632, da der Kurfürst Maximilian bei Nürnberg dem Gustav Adolph eine längere Zeit gegenüber stand, daß die Thätigkeit des Geschäftsgeistes manchmal etwas zu lange schlummerte, und besonders glaubte sie bei einem der ansehnlichsten Räthe wahrzunehmen, daß er sich bei seinen Arbeiten recht gemächlich Zeit lasse, und daß er seine Zeit öfter an langen Tafeln, als am Arbeitstische zubringe. Da sie zu klug und zu verständig war, um nicht recht gut zu wissen, wie sehr man der brauchbaren und wichtigen Männer schonen müsse: so war sie weit entfernt, jenem Herrn ihre Wahrnehmungen zu verstehen zu geben, oder ihm darüber eine Erinnerung zu machen; aber ihrem Gemahl, dem Kurfürsten, schrieb sie: er möchte sich in dem nächsten Brief an sie über die Langsamkeit, mit welcher die Geschäfte manchmal betrieben würden, nachdrücklich über sie beschweren, und ihr nicht anders, als wenn sie die Sachen vernachläßigte, nur recht heftige Verweise schreiben. Der Kurfürst ließ sich um so etwas nicht zweimal bitten, und die Kurfürstin erhielt unverzüglich einen Brief, der vollkommen nach ihren Wünschen geschrieben war. Diesen Brief ließ sie nun im versammelten geheimen Kriegsrath ablesen, und zugleich die Herren ersuchen, ihr solche Ausputzer künftig zu ersparen.

Wenn du dieß von der edelen Fürstin gelesen hast, so wirst du gewiß sprechen: „Das war schön!" noch schöner aber wär's, wenn du es ihr nachmachen wolltest.

Merk's!

Ein Himmel ohne Sonn',
Ein Garten ohne Bronn,
Ein Baum ohne Frucht,
Ein Mägdlein ohne Zucht,
Ein Süpplein ohne Brocken,
Ein Thurm ohne Glocken,
Ein Soldat ohne Gewehr,
Sind alle nicht weit her.

Inhalt des dritten Heftes.
1847.

Seite

Der Waldvogel 65

Der Mensch eine Stadt, nach Johannes Tauler 65

Von Engeln und von Bengeln, Gedicht von Eichendorff 65

Fürstenspiegel und Hoffitten.

Ludwig der Heilige, aus einem Schreiben Fenelons an den Herzog von Burgund 66

Die schweigenden Höflinge 66

Altdeutsche Freimüthigkeit 66

Der österreichische und der russische Gesandte 67

Orientalisches Hofleben 69

Ein Schiffsbrand. Schreiben des Sir Stamford Raffles 69

Die Erbschaftstheilung, ein serbisches Volkslied 71

Ein löblich Exempel König Rudolf's, welcher Gestalt er in einer dunkeln Sach' das Recht erforscht, nach Lehman . . 72

Altes und neues Schäferspiel 73

Irische Noth und irische Barmherzigkeit. (Schluß.) 74

Koch in Rom 1829, geschildert von Beda Weber 78

Festlied zur Jubelfeier des Bischofs Michael Wittmann, von Melchior Diepenbrock 82

Was lehren die Zeichen der Zeit? von Michael Wittmann 84

Eine Jugenderinnerung an Westenrieder, von F. P. 85

Sebastian Knorr, geschildert von Westenrieder 87

Parentation an Anselmo, von Matth. Claudius 88

Wiegenlied 88

Die Kinder im Walde 89

Die Blume der Blumen, von Runge 90

Aus dem Leben des florentinischen Malers Buonamico Buffalmacco 90

Von einem geizigen Fürsten und einem sinnreichen Dichter. Ein orientalischer Schwank 94

Waldandacht und Morgen- und Abendandacht, zwei Gedichte von M. v. Schenkendorf 96

Deutsches Haushuch.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hiedurch bekannt gemacht, daß vor ein Paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Beneideten nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahre 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markt einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem Ersten künftigen Monats anfangen, seine Ein-Thalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisd'or-Stücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Majestät der Königin Oberna auf Otaheite mit dem größten Beifall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Kongreß seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11 bis 12 des Vormittags, da er zu Konstantinopel engagirt ist, und nicht von 12 bis 1, da er speiset.

Von den Alltags-Stückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Frauen-Kirche ab, und setzt ihn auf die St. Peters-Kirche, und wiederum die Fahne des St. Peter-Kirchthurms auf die Frauen-Kirche. Wenn sie ein Paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geschwindigkeit.

2) Nimmt er 6 Loth des besten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in zwei Kannen Milch und traktirt die Damens damit. So bald ihnen übel wird, läßt er sie 2 bis 3 Löffel voll geschmolzenes Blei nachtrinken, und die Gesellschaft geht guten Muths und lachend auseinander.

3) Läßt er sich eine Holz-Axt bringen und schlägt damit einem Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, da denn der Chapeau sogleich aufsteht und gemeinlich fragt: was das für eine Musik sey? Uebrigens so gesund wie vorher.

4) Er zieht drei bis vier Damens die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durch einander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

5) Ein metaphysisches Stück, sonst gemeiniglich πᾶν meta physica genannt, worin er zeigt, daß wirklich etwas zugleich seyn und nicht seyn kann. Erfordert große Zubereitung und Kosten, und gibt er es bloß der Universität zu Ehren für einen Thaler.

6) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt Jedem einen Schein aus. Wirft hierauf Alles in einen Koffer und reiset damit nach Kassel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt, sieht nichts.

Philadelphus Philadelphia Lichtenberg, Doctor universalis, Obertrompeter und Flickschneider.

Jahrgang 1847 oder II. Band. IV. Heft.

München, in Commission der **literarisch-artistischen Anstalt. 1847.**

Ein Wunderbalsam für alle Gebrechen von Leib und Seele, von Staat und Kirche für drei Kreuzer.

Frei nach Desnoyers.

Herbei! herbei, Ihr Herren und Damen! endlich ist die wahre Morgenröthe der Heilkunde, nachdem die Welt 6000 Jahre schmerzlich darauf geharrt, erschienen; was kein Doktor, kein Staatsmann, kein Philosoph bis dahin vermocht, soll nun von mir geschehen, von mir, der ich's Euch verkünde: Es sey aber fern von mir mich mit fremden Federn zu schmücken, meine Bescheidenheit müßte hierüber erröthen. Nein, dieß mein unvergleichliches Wundermittel kömmt direkten Wegs aus dem steinigen Arabien; ich bin nur sein demüthiger Ausspender. Dem berühmten Philosophen Pythagoras hat es die Welt zu verdanken. Dieser große Menschenfreund, von dem ihr gewiß schon oft gehört habt, erreichte durch diesen unbegreiflichen Balsam gesund und wohl ein Alter von neunhundert Jahren, neun Monaten und neun Tagen; ja er behielt dadurch solch eine jugendliche Rüstigkeit, daß er sich selbst im Augenblick seines Todes frisch und gesund wie ein Fisch befand. Ich kann's euch beschwören: wäre er nicht gestorben, so würde er gewiß noch lange gelebt haben.

Allein das Recept dieses Balsams ging leider im Lauf der Jahrhunderte verloren, bis es durch ein Ungefähr, das ich wohl ein zufälliges nennen darf, neulich in den Wüsten des steinigen Arabiens wiedergefunden ward, wo es seitdem Furore gemacht hat.

Mit den größten Gefahren habe ich mich dorthin begeben, es den Eingebornen abzuluchsen, um mein Vaterland damit zu beglücken. Seine Excellenz, der Minister des Innern, und der Herr Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt haben mir in einem schmeichelhaften Schreiben für diesen meinen Heldenmuth gedankt. Sehen sie hier, meine Herren und Damen! diesen meinen Wunderbalsam, den die Akademie von Berlin und die von Wien, noch ehe sie einmal errichtet war, mit ihrem Beifall beehrt haben. Die Aufschrift beweißt's, daß ich Ihnen nichts aufbinde. Ich will mich aber nicht mit Lobpreisungen aufhalten, ich sage nur Eins: mein Balsam heilt Alles, selbst die Krankheiten, die man noch nicht hat. — Ja, meine Herren! dieß Mittel heilt schon im Voraus, so verschieden ist es von vielen anderen, die nicht einmal nachher heilen. — Es heilt die Kranken, es heilt die Gesunden, und es muß Jemand ganz und gar maustodt seyn, wenn es ihm nicht aufhelfen soll. — Hat Jemand Migräne? Gut! Gießen Sie zwei oder drei Tropfen in ein Glas Wasser, trinken sie ohne Furcht, es hat keinen schlechten Geschmack und riecht ganz und gar nicht. Nun gut! krack! und ihre Migräne ist fort, als hätte sie Jemand mit der Hand hinweggenommen. — Schmerzt Sie vielleicht der Fuß? Gut! dieselbe Dosis, krack! und fort ist der Schmerz, als wäre der Fuß abgeschnitten. — Sie haben vielleicht die Gicht, die Schwindsucht, das gelbe Fieber, den Typhus, die Cholera, Krampf, Schwindel, die fallende Sucht oder was weiß ich, es ist Alles gleich: trinken Sie! gluck! und Sie spüren nichts mehr.

Kurz, mein Lebenshalsam heilt alle Risse und Schmisse, was gequetscht und geschunden, alle Stich- und Brandwunden, was zerkratzt und gebissen, was erwürgt und zerrissen. Man darf es nur sehen, um's zu glauben.

Es wäre mir ein Leichtes, Ihnen eine ganze Menge der aller wunderbarsten Kuren anzuführen und ich könnte Ihnen auch die Zeugnisse der Kranken selbst zeigen: das wäre aber Eitelkeit; ich will daher schweigen.

Zu Petersburg in Rußland z. B. schickte seine Majestät der Kaiser aller rothen und weißen Reußen mehrere Staatswagen mich abzuholen, um ihrer Majestät der Kaiserin einige Tropfen meines Balsams beizubringen, nachdem den berühmtesten Doktoren aller Länder sämmtlich ihr Latein ausgegangen war. „Heile die Kaiserin," sagte der rechtschaffene Monarch zu mir, (ich meine, ich höre ihn noch) „heile sie, mache meine Gemahlin gesund und ich will dir die Hälfte meines großen Reiches geben." — Ich heilte sie in der That, und von dem Kammerdiener des rechtschaffenen Monarchen erhielt ich auf der Stelle einen blanken Thaler zu 2 Fl. 24 Kr. Die Kur war es aber auch wohl werth. Die zweiundneunzig Jahre und einige Monate alte Kaiserin war am Alter erkrankt. Es handelte sich also blos darum, sie zu verjüngen. Entschuldigen Sie diese Bagatelle. Also gut! es war eine Kleinigkeit und ich schäme mich fast, davon zu reden. Drei Tropfen den Tag während eines Monats genügten sie von 75 Jahren zu heilen, das machte auf den Tag etwas mehr als zwei Jahre minder. Sie blieb mithin bei siebzehn Jahren. Welch ein reizendes Alter, die Zeit des Spielens und Lachens, welche die Dichter so sinnreich den Frühling des Lebens nennen. Zum Unglück aber für sie, ihre Majestät die Kaiserin waren mit der Umwandlung nicht zufrieden. Die erlauchte Dame wollte nur fünfzehn Jahre zählen: das war so ihr Gedanke. Sie beging also die Unvorsichtigkeit noch heimlich von meinem Balsam zu nehmen. Sie irrte sich in der Dosis und verjüngte sich gar zu sehr, so zwar, daß sie, als ich Petersburg in Rußland verließ, wieder gänzlich in die Kindheit gefallen war. Ihr erhabener Gemahl mußte sie wieder einfatschen lassen

und ihr eine Amme geben. Die Geschichte machte großes Aufsehen und hatte keinen geringen Einfluß auf die Staatspapiere. Während zwei Jahren sprachen die kölner, die trierer und die übrigen glaubwürdigen Zeitungen fast von nichts Anderem.

Allein ich will Ihnen noch etwas viel Merkwürdigeres erzählen. Also habt Acht!

Ein Individuum hatte die Unvorsichtigkeit sich von dem Dom zu Köln herabzustürzen; der Thurm zählt sechstausend fünfhundert Fuß über dem Erdboden. Noch Niemand hat seine Spitze jemals bestiegen, nicht einmal die, welche ihn gebaut, von wegen der dünnen Luft, die Niemand über die Hälfte des Weges einathmen kann. Kurz, der unkluge Kölner bricht den Hals, bricht sich Arme und Beine und drückt sich alle möglichen Rippen ein. Nach den Gesetzen der Attraction, denen er sich unmöglich entziehen konnte. Nun gut! Ich zähle nicht eins, nicht zwei; ich gieße ihm auf der Stelle drei und ein halbes Theelöffelchen in den Mund und krack der Spitzbube steht auf und geht seines Weges, ohne auch nur daran zu denken, mir zu sagen: „Ich danke! Wie viel machts?" Man begreift ein solches Vergessen aller Schicklichkeit nicht.

Allein ich arbeite nicht aus Begierde nach niedrigem Gewinn: o nein, um des Ruhmes, um der Ehre willen geschieht's, um der leidenden Menschheit zu helfen. Behalten Sie Ihr Geld, meine Herren und Damen! behalten Sie es! Ich will keinen Kreuzer; ich verlange nur ganz einfach die Rückerstattung meiner Auslagen; das ist Alles. Ich brauche kein Geld, ich; o nein, ich kann noch welches ausleihen. Wer will hier von mir Geld geliehen haben? Er darf sich nur in's Büreau bemühen: es geschieht ohne Interessen.

Allein Sie werden mich fragen: Wieviel kostet denn dein Lebensbalsam?

Ich antworte darauf: daß ich meinen Balsam nicht verkaufe; nein, meine Herren! ich schenke ihn her. Was drinn ist kostet nichts, nur für das Fläschchen macht's drei Kreuzer. Drei Kreuzer, nicht mehr; gerade drei Gulden weniger, als es mich selbst kostet.

Aber was macht's! Sie erhalten noch überdieß, soll ich es Ihnen sagen, Sie erhalten noch in den Kauf (wenn Sie drei Kreuzer darauf legen) ein Packet Schweizer Thee. Sie erhalten weiter (wenn Sie drei Kreuzer zulegen) eine Sammlung verschiedener Geheimmittel für alle Umstände, mit einbegriffen Kirschen in Branntwein einzumachen. Sie erhalten ferner (wenn Sie drei Kreuzer zulegen) eine Sammlung von zwölf Klageliedern über die berühmtesten Mordthaten dieses Jahres, nebst den Arien, alle neu und leicht zu singen und geeignet, die verehrliche Gesellschaft, in welcher man sich befindet, zu erheitern.

Das Alles, meine Herren! für die Lumperei von drei Kreuzern! Sechs Kreuzern! Neun Kreuzern! Jeder kann nach seinem Vermögen haben, und wer keines besitzt, darf nur unbesorgt herzutreten. Ich mache mir eine Pflicht daraus, Ihnen meinen Balsam unentgeldlich zu geben, vorausgesetzt, daß Sie ein Armenzeugniß haben, ausgestellt von dem Bürgermeister, legalisirt durch den Regierungs-Präsidenten und bestätigt von dem Finanzminister. In dieser Beziehung, darf ich wohl sagen, ist meine Menschenliebe in allen vier Welttheilen wohl bekannt. Herbei also! herbei meine Herren und Damen! sehen Sie hier den kleinen Rest meiner Apotheke! Morgen wäre es zu spät! benutzen Sie ja die Gelegenheit! befehlen Sie und lassen Sie sich bedienen.

Ein Exempel fürstlicher Weisheit.

Wie die alten italienischen Novellatoren erzählen, so hatte Kaiser Friedrich zu Räthen zwei hochweise Männer; der eine hieß Herr Bolgaro und der andere Martino Gossia. Nun geschah es eines Tages, daß der Kaiser sich zwischen Beiden befand; der eine stand ihm zur Rechten, der andere zur Linken. Da hub der Kaiser an und richtete folgende Frage an sie: „Meine Herren! nach euerem Gesetze steht es mir zu, dem einen meiner Unterthanen das Seine zu nehmen und es dem anderen zu geben, ganz wie es mir gefällt, und zwar ohne allen anderen Grund, als weil ich Herr bin. Und lautet das Gesetz: was dem Herrn gefällt, das ist seinen Unterthanen Gesetz. Sagt mir also, ob ich es thun kann, weil es mir gefällt?"

Der eine der beiden Weisen erwiederte: „Herr Kaiser! mit dem Gute deiner Unterthanen kannst du schalten, wie dir gefällt, ohne alle Schuld."

Der andere dagegen erwiederte und sprach: „Herr Kaiser! dieß ist nicht meine Meinung. Da das Gesetz gerecht ist, und um der Gerechtigkeit, nicht aber um der Lust und der Willkür und der Ungerechtigkeit willen besteht, so müssen auch seine Bestimmungen nach der Gerechtigkeit beobachtet und befolgt werden, und wenn Ihr nehmt und wenn Ihr gebt, so müßt Ihr dabei die Gerechtigkeit zum Grunde haben und ziemt sich zu wissen, warum Ihr also thut."

Dieweil nun der eine und der andere der beiden Weisen die Wahrheit gesprochen, so beschenkte der Kaiser sie beide: dem einen gab er ein Barett von Scharlach und einen schmucken Zelter, dem anderen den Auftrag, ein Gesetzbuch nach seinem Sinne zu verfassen.

Ueber diese Belohnung des Kaisers erhob sich die Frage unter den Weisen: wen er reichlicher beschenkt habe, und die Meinungen entschieden sich also: den einen, der gesprochen, er könne geben und nehmen nach seinem Wohlgefallen, habe er mit einem Kleid und einem Pferd wie einen Schmeichler und Hofdichter und Lustigmacher beschenkt, weil er ihn gelobt; den andern aber, welcher der Gerechtigkeit Zeugniß gegeben, habe er als einen Staatsmann und Richter und Rathgeber mit dem Gesetze beauftragt. —

Inhalt des vierten Heftes.
1847.

	Seite
Lebensspruch	97
Von einem Pariser Schmutzpudel	97
Barny O'Reirdon's Seeabenteuer, nach dem Englischen des Samuel Lover	97
Erster Theil. Barny's Ausfahrt	98
Zweiter Theil. Barny's Heimfahrt	106
Der Seckendorfe Herkommen, von W. Veldegg	116
Papst Leo's IV. Gebet vor der Schlacht von Ostia	117
Ein Urtheil von Pertz über die Regesten der Päpste	118
Spiegel christlicher Barmherzigkeit:	118
Eine Predigt von Dr. Johannes Geiler, genannt Kaisersberger	118
Der heilige Johannes von Gott, nach J. Görres	119
Friede in Gott. Gedicht von Novalis	120
Morgengang. Gedicht von Pius Zingerle	121
Die Cholera in Neapel 1836 und 1837	131
Vertrauliche Gespräche über die Knüppel-Freiheit	122
Der gekreuzigte Jäger, von F. P.	123
Napoleon vor Hanau auf der Heimkehr von Rußland 1814	125
Der Dom deutscher Eintracht. Gedicht von C. Schultes	125
Fenelon in seinem häuslichen Leben, nach La Harpe	126
Wer ist der Welt wahrhaft abgestorben?	126
Denkmal von Heinrich Klee und Klaggesang von J. Sepp	127
Das haben die Römer gethan!	128
Neue Fabeln von K. F. W. Wander. Leipzig, Verlag von Otto Wigand	130
Von reisenden Doppelgängern	131
Scherzhafte Wandverzierungen	132
Warum den Malern ihre Bilder so oft mißrathen	133
Urtheile von Johannes von Müller:	134
Sailer	134
Maria Theresia	134
Napoleon	134
Deutschland und seine Nachbarn, nach J. Görres	134
Die einzige zollfreie Waare, nach Agricola	136

Deutsches Hausbuch

herausgegeben
von
Guido Görres.

Gute Sprüche für schlechte Zeiten.

Die Wahrheit kommt immer vor verschlossene Thüren.

Bitter im Mund, dem Herzen gesund.

Der Abend roth, der Morgen grau,
Gibt das schönste Tagesblau.

Wer nichts ist und auch nichts werden will, der ist doppelt nichts.

Doch eh' ihr loslegt, schauet für!
Denn wie ihr säet, ärntet ihr.

Schlechter Anfang gewinnt Krebsgang.

Anfang heiß, Mitte lau, Ende kalt.

Kröten brüten keine Nachtigallen aus.

Von lauteren Brunnen fließen lautere Wasser.

Ist ein Bubenstück gelungen,
So fehlt es nie an Huldigungen.

Wann ich der Bösen Hulde han,
So hab' ich etwas mißetan.

Außen fix, innen nix;
Oben hui, unten pfui;
Außen blank, innen Stank.

Der Herren Sünd: der Bauern Buß.

Verkauft der Fürst das Amt:
So hält der Amtmann offenen Markt.

Sind Wolf und Hirt einig: dann stehe Gott den Schafen bei.

Mit guten Leuten ist gut verkehren, sprach der Küster, und zog U. L. Frau den Rock aus.

Mehr will mehr haben.

Der Wagen ist übel geführt,
Da blinde Gäul sind angeschirrt.

Weh den Eseln und den Pferden,
So die Bettler reiten werden.

Da schwimmen wir Aepfel! sagte der Roßdreck, und schwamm unter Aepfeln den Bach hinab.

Was wächst, macht keinen Lärm.

Glücklich über die Bruck, verlacht St. Nepomuk.

Hoffart kömmt vor dem Fall.

Ist der Besen abgebraucht, so muß er auch in den Ofen.

Was Liedlein und Pasquill! deren keines dauert so lang als das Lied: Christus ist erstanden, sagte Kaiser Max I.

Der Ausgang wird's lehren.

Im Recht die Kraft.

Aufrecht ist Gott lieb.

Wer den Bogen überspannt,
Dem bricht er leicht in der Hand.

Jahrgang 1847 oder II. Band.
V. Heft.

München.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.
1847.

Allerlei Kurzweiliges.

Da machten einmal zwei Studenten, zwei junge flinke Bürschlein, eine Ferienreise miteinander durch's bayerische Oberland. Der eine war treuherzig und gutmüthig, der andere aber gar ein feiner und schlauer Vogel. Nun weiß ich nicht, wie's geschah, war ihnen das „Geldel" ausgegangen oder hatten sie es daheim vergessen, gewiß aber ist, sie hatten keines und machten ihre Reise im Vertrauen auf Gottes und guter Leute Barmherzigkeit. Sie sprachen bei den hochwürdigen Herren Pfarrern und bei den reichen Bauern und den dicken Bräuerinnen zu, und baten um einen Zehrpfennig oder eine Mahlzeit und ein Nachtlager. Dabei aber fuhren sie gar nicht schlecht. Denn in Bayern geben die Leute gern und es ist nicht erhört worden, daß ein reisender Student Hungers gestorben wäre.

So gingen sie eines Tages ihre Straße dahin. Sie hatten eben einen rechten Hunger; denn das Land ringsum war einsam gewesen, nirgend hatten sie einen Hahn krähen hören oder einen Rauchfang rauchen sehen. Da gewahrten sie endlich seitab in den Bäumen versteckt einen Bauernhof. Es war nicht mehr weit von der Mittagessenszeit und der Schlaue sprach zu dem Ehrlichen: „Hansel! ruh dich hier unter dem Baum aus, ich will einmal zusehen, ob wir da vielleicht einen gedeckten Tisch finden," und damit ging er dem Hof zu.

Das Haus sah recht sauber und wohlhäbig aus, der heilige Florian war darauf „angemalen," vor der Thüre floß ein klares Brünnlein, die Hühner liefen auf dem Hof herum, sonst aber war keine lebendige Seele zu hören oder zu sehen. Die Bäuerin war eben in den Garten gegangen, um „Radi" zu holen. Allein auf der Bank neben der Thüre stand eine Pfanne mit einem dampfenden Schmarren, den sie dort hingestellt hatte, zum Abkühlen. Das „Studentle", dem der süße Geruch des Schmarrens in die Nase stieg, bedachte sich nicht lange, er sah sich noch einmal ringsum, nahm dann die Pfanne und trug sie eiligst zu seinem Kameraden unter dem Baum. „Du," sprach er, „da bin ich einmal zu einer recht christlichen Bäuerin gekommen, schau nur her den sackrischen Schmarren." — „Vergelt's Gott für die armen Seelen," erwiederte der Kamerad, und somit machten sie sich über den Schmarren her und ließen auch nicht nach, bis sie ihn richtig aufgezehrt hatten, obschon er nicht für zwei, sondern für vier bestimmt war. Allein der Schlaue sprach immer: „Iß nur frisch zu, Hansel, sonst könnt die Bäuerin es uns für übel nehmen, und wer weiß, wann wir wieder so eine gute Seele finden."

Nachdem sie mit dem Mahle fertig waren, fing der Feine zu dem Arglosen wieder an: „Ich hab' die Pfanne geholt, jetzt ist's an dir, Bruderherz, sie zurückzubringen, und dich auch bei der guten Frau zu bedanken." Der Ehrliche fand dieß recht und billig, nahm die Pfanne und trug sie zum Hof zurück. Er trat gerade herein, als die Bäuerin nach ihrem Schmarren sehen wollte und der Bauer vom Felde heimkam, ihn zu essen: „Gott vergelt's, Bäuerin! zehntausendmal und hier wär die Pfanne zurück." Die Bäuerin sperrte den Mund auf und schaute nur so verwundert drein, als verstehe sie nicht, was er sage. Als sie ihm aber die Pfanne abgenommen und sah, daß sie leer war, da glaubte sie, er wolle sie noch obendrein zum Narren haben, ihr Zorn wachte auf und sie holte mit der Pfanne aus, und wollte ihm damit die Antwort auf den Kopf geben. Der Student wußte nun, wie viel es geschlagen, und rannte, was gibst du, was hast du, davon, und sein Kamerad, der schon bereit stand, machte sich auch auf die Beine, und so liefen sie bis zum nächsten Walde. Dort fragte der Schadenfrohe: „Ei, so red' doch, Hansel! was hat dir denn die gute Bäuerin nur gesagt, das dich so in Schrecken gesetzt hat?" — „Was sie mir gesagt hat, willst du wissen? Sie hat mir befohlen, dir zu sagen: wenn ich noch einmal über Land ginge, so möge ich mir keinen so falschen Fuchs zum Gesellen mitnehmen."

Vor vielen, vielen Jahren, da das Tuch noch nicht so fein war, aber länger hielt, reiste einmal ein Herzog aus Sachsen von der Stadt Nürnberg nach Haus. Unterwegs kam er an einem Wässerlein vorüber, da saß ein Bauer und fischte. Fragte der Herzog das Bäuerlein: „Was fängst du für Fische?" Der Bauer antwortete: „Allerlei." Der Herzog wiederholte seine Frage. Der Bauer sprach: „Nun wenn ihr es denn durchaus wissen wollt: große und kleine." Der Herzog nahm die Antwort übel und fragte spöttisch: ob er auch Stockfische fange? — „Nein Herr," entgegnete trocken das Bäuerlein, „die fange ich nicht, denn die Stockfische kommen alle von Nürnberg her." — Der Herzog ritt seinen Weg von Nürnberg nach Sachsen weiter und fragte nicht mehr.

Ein Bürger kam zu einem Bauern und verlangte von selbem ein Fuder Stroh zu kaufen; als sie nun eins wurden, fragte der Bauer den Bürger, wie er heiße, sprach der Bürger:

„Ich heiß Hans Six,
Für's Stroh gib ich nix."

Drauf versetzte der Bauer:

„Ha! ha! heißt du so,
So gib ich dir kein Stroh."

Ein alter Florentiner Schwank.

(Aus dem Italienischen.)

Da ist in unserer guten Stadt Florenz der Corrado Gianfigliazzi gewesen, der sich immer wie ein hochedler Bürger gezeigt hat. Er war freigebig und prachtliebend, und führte das Leben eines rechten Edelmannes, an Hunden und Vögeln sich erfreuend; die wichtigeren Angelegenheiten aber ließ er für den Augenblick auf sich beruhen.

Dieser Herr nun hatte eines Tages bei Peretola mit einem Falken einen Kranich erlegt; und da er ihn jung und fett fand, so gab er ihn seinem guten Koch Chichibio, einem Venetianer, mit dem Auftrag ihn für das Mittagmahl zu braten und recht darauf Acht zu haben. Es war gut. Mein Chichibio, der ein junger flinker Bursche war, gehorchte, setzte den Kranich auf's Feuer und fing an ihn zu braten. Der Vogel war beinahe fertig und machte den leckersten Geruch, als ein Mädchen aus der Gegend, Brunetta genannt, in welche Chichibio sehr verliebt war, in die Küche trat. Sobald die Brunetta den Bratengeruch verspürte und den Kranich sah, bat sie den Chichibio schmeichlerisch, ihr doch einen Schenkel zu geben. Chichibio sang ihr ein Liedchen vor und sprach: „Liebe Brunetta, das bekömmst du nicht von mir, nein da wird nichts draus." Jungfer Brunetta nahm das sehr übel auf und sagte: „Beim Himmel! gibst du mir das nicht, so will ich nichts mehr mit dir zu thun haben." Kurz es wurden der Worte mancherlei gewechselt und das Ende davon war, daß der gute Chichibio, um seinen Schatz wieder guter Laune zu machen, der Brunetta einen Schenkel von dem Kranich abriß und ihr ihn gab.

Als der Kranich nun in diesem Zustande dem Corrado und seinen Gästen vorgesetzt wurde, ließ Corrado den Chichibio vor sich berufen und fragte ihn: was denn aus dem anderen Schenkel des Kranichs geworden sey. Das Venetianer Bürschlein erwiederte nicht faul: „Herr, die Kraniche haben ja nur einen Schenkel und einen Fuß." — „Wie, du Spitzbub!" entgegnete zornig Corrado, „sie haben nur einen Schenkel und einen Fuß! Hab ich denn in meinem Leben keinen andern Kranich als diesen da gesehen?" — Chichibio fuhr indessen fort: „Es ist so, wie ich euch sage, Herr! und wenn's euch beliebt, so will ich's euch an den lebenden Vögeln zeigen." Aus Rücksicht gegen die Fremden, die er zur Tafel geladen hatte, wollte Corrado sich nicht weiter mit dem Diener in Wortwechsel einlassen, sondern sagte blos: „Da du es mir an den lebendigen Vögeln zeigen willst, was ich weder gesehen noch gehört, so soll das morgen geschehen und ich will mich dann zufrieden geben; aber das schwöre ich dir, ist es nichts, so werde ich dich auf eine Weise bedienen, daß du Zeit deines Lebens an mich denken sollst." Hiemit hatte ihre Rede für dieses Mal ein Ende.

Am folgenden Morgen stand Corrado, dem während der Nacht der Zorn keineswegs vergangen war, noch ganz ärgerlich auf, ließ die Pferde vorführen, und so ritten sie zu einem Flusse, an dessen Ufern man gewöhnlich bei Tagesanbruch Kraniche zu sehen pflegte. Im Hinreiten sprach er: „Nun werden wir bald sehen, wer gelogen hat, Du oder ich." — Chichibio, der wohl merkte, daß der Zorn des Corrado noch keineswegs verraucht war und daß er seine Lüge beweisen müsse, ritt neben seinem Herrn in der größten Furcht von der Welt, da er nicht wußte, wie er sich herausziehen sollte. Gern wäre er davon gerannt; da er aber nicht konnte: so sah er bald nach vorwärts, bald nach rückwärts, bald nach den Seiten hin, und was er sah, das meinte er, seyen alles Kraniche, die auf zwei Beinen ständen.

Da sie nun schon dem Fluße näher gekommen waren, sahen sie früher, denn irgend ein anderer, wohl zwölf Kraniche an dem Ufer, die alle auf einem Fuße standen, wie sie gewöhnlich zu thun pflegen, wenn sie schlafen. Sogleich zeigte er sie Corrado und rief: „Nun könnt ihr es recht sehen, daß die Kraniche nur einen Schenkel und einen Fuß haben, wenn ihr die da betrachtet." Corrado hatte sie nicht sobald angeschaut, als er erwiederte: „Warte nur, ich will dir gleich zeigen, daß sie zwei haben;" damit ging er ihnen etwas näher und schrie: Ho! ho! Auf den Schrei setzten die Kraniche den andern Fuß nieder und fingen alle nach einigen Schritten zu fliegen an. Corrado wandte sich nun zu Chichibio und sagte: „Was scheint dir jetzt, du Schelm? Glaubst du nun, daß sie zwei haben?" Chichibio that voll Erstaunen, als wisse er selbst nicht woher das komme und antwortete: „Ja, Herr! aber ihr rieft ja dem von gestern nicht: ho, ho! hättet ihr ihm auch so gerufen, gewiß auch er hätte seinen anderen Schenkel und Fuß herausgestreckt, wie diese da." Selbe Antwort gefiel dem Corrado so wohl, daß all sein Zorn sich in Heiterkeit und Lachen verwandelte, und er sagte: „Chichibio! du hast recht, ich hätte es allerdings thun sollen."

So beschwor Chichibio mit seiner flinken und spaßhaften Antwort das böse Abenteuer und stellte seinen Herrn zufrieden; daher heißt es auch mit Recht in dem gemeinen Sprichwort: Eine gute Ausred' ist einen Batzen werth.

Inhalt des fünften Heftes.
1847.

Seite

Ein Sprüchlein von Cl. Brentano 137

Legende, von Fr. Steingaß 137

Eine Lehre für kleine und große Herren 137

Die Politiker 138

St. Sebastian, mit dem Bild des Heiligen gezeichnet von Ed. Steinle 140

Kinderreime von Traugott Löschke mit Bildern von Franz Pocci. München, Christian Kaiser 1847 142

Zur Weinlese 144

Schwänke von Pater Abraham a Sancta Clara 145

Hirtenlied 145

Ein Ausflug auf den Göhl bei Berchtesgaden, von dem Beschreiber der Zugspitzbesteigung 146

Münchner Bilder und Spaziergänge. Fortsetzung: Die Grundsteinlegung der Frauenkirche. — Theilnahme aller Stände an dem Bau. — Der herzogliche Hof und die Stadt München im Jahr 1601, geschildert von einem Leibarzte Maximilians I. — Die Ludwigstraße im Mondschein. — Eine Cuirassier-Patrouille. — Der wachsame Hund. — Die Bibliothek. — Erinnerung an Rom 156

Deutſches Hausbuch

herausgegeben

von

Guido Görres.

Sey uns gegrüßt in dunkler Nacht,
O Kind ſo arm! ſo reich!
Du haſt den Himmel uns gebracht,
Wer iſt an Lieb' Dir gleich?

O Weihnachtſtern! o Weihnachtbaum!
O Kind ſo groß! ſo klein!
Wir küſſen Deines Kleides Saum,
Die Herzen all ſind dein!

Sey uns willkommen, heil'ger Chriſt!
O kehre bei uns ein;
Und mach uns, wie Du ſelber biſt,
So liebreich, gut und rein.

Jahrgang 1847 oder II. Band.

VI. Heft.

München.

In Commiſſion der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt.

1847.

Preis des Jahrgangs 2 fl. 24 kr. rhn. oder 1 Thlr. 18 Ngr.

Ernst und Scherz.

Der launige Pater Abraham erzählt in seinem „Wohlangefüllten Weinkeller“:

Ein alter, abgelebter Koch, der einem mailändischen Fürsten diente, ward seiner langen Dienste überdrüßig und bat um eine Gnade. Was verlangst du für eine Gnade? fragte der Fürst. Machen Sie mich zu einem Esel, gnädiger Herr! antwortete der Diener. Ein seltsames Verlangen, sprach der Fürst lachend, du bist ja ein Narr. Warum? erwiederte der Koch, Euer fürstliche Gnaden haben bisher lauter Esel zu einträglichen und hohen Aemtern befördert; um daher auch zu solchen zu gelangen, so wünsche ich ein Esel zu seyn. —

Der hochgeborne Fürst, Herzog Albert III. von Bayern, so schreibt eine alte Chronik, ließ sich auch von armen Leuten eine Rüge gefallen. Denn da er noch ein junger Fürst war, da kam zu ihm und zu seinen Räthen ein armer Mann, und klagte ihm seine große Noth. Dem Fürsten aber ging die Klage nicht sehr zu Herzen, er luegte beständig zu einem Fenster hinaus. Da sprach der Arme: „Mein gnädiger Herr, Euer Ausluegen (Hinausschauen) ist mein groß Verderben; denn Ihr solltet merken auf meine Klagen, die ich an Euere Gnade richte, damit mir geholfen würde, und ich nicht also verderbe.“ — Der Fürst nahm das von ihm gar gütig auf, und die Räthe lobten den Bauern, daß er dem Fürsten die Wahrheit gesagt. Der Fürst richtete sich auch hinfort nach des Bauern Wort und luegte nimmer zum Fenster hinaus, wenn arme Leute zu ihm klagen kamen. — Item derselbe Fürst und Herr, so erzählt die alte Handschrift ferner, sach oft mit Worten etliche seiner Räthe, die da „Allfanz und Schaukung“ annahmen, als hernach geschrieben steht.

Es kam einmal ein armer Mann zu seiner Gnaden und schenkte ihm einen Gulden. Der Herzog wollte das Geld nicht annehmen, weil er keine Schenkungen erlaubte, und sprach zu dem armen Mann: „Geh und gib den Gulden dem und dem,“ und nannte ihm einen seiner Räthe, „sag ihm aber nichts von mir.“ — Der arme Mann gab den Gulden dem Rath. Der nahm ihn zur Hand und nahm sich des armen Mannes sehr an, und setzte dem Fürsten seinetwegen sehr zu. Da sprach der Fürst: „Hätte mir der Bauer auch einen Gulden geschenkt, so wie dir, so wollte ich ihm auch ehrlich helfen“ — also wurde der Rath zu Schanden, ohne sein Ziel zu erreichen, obwohl er sprach, er hätte deshalb kein Unrecht thun wollen. Allein seine fürstliche Gnaden meinten: Daß der kaum möchte ganz gerecht seyn, der eine Schenkung annähme, daß er vielmehr allweg dem sich geneigt zeigen werde, der ihm die Schenkung gemacht hätte.

Der Perser Dschemaleddin Mohammed Alauni erzählt uns in seiner Geschichtensammlung folgenden denkwürdigen Zug, den jeder Fürst als Aufschrift über seine Garderobe setzen könnte:

Die schwarze Farbe war, wie bekannt, die Farbe der Chalifen aus der Familie Abbas. Als sie sich nun im Anfange ihrer Herrschaft bei Abumoslem Raths erholten, welche Farbe Herrschern vor andern zieme, antwortete er ihnen: „Viel sind der Farben, und ihre Wirkung auf die Sinne ist mannigfaltig. Grün gefällt den Kindern, und Schwarz gebietet Ehrfurcht; aber ihr sollt euch der Ermahnung erinnern, die der persische König Erdeschir seinem Sohne hinterließ. Mein Sohn, sprach er, der Stoff, der Könige am besten kleidet, findet sich in keiner Schatzkammer, sondern du mußt ihn selbst weben, der Grundfaden sey Langmuth, der Querfaden Großmuth. Solch ein Kleid steht Königen am besten zu Gesicht.“ — Ein persischer König sagte: „Ein Kopf ohne Verstand ist ein Brunnen ohne Wasser; ein Weib ohne Scham ist eine Speise ohne Salz, und ein Fürst ohne Gerechtigkeit ist eine Wolke ohne Regen.“

Steckbrief.

Eine höchst gefährliche Versammlung ultramontaner Dunkelmänner, die in dem Wahn, der Zweck heilige die Mittel, damit umgehen, die Isar in Brand zu stecken und das Reich an die Schildbürger zu verrathen; es sind dieselben, welche laut den licht- und lügenfreundlichen Blättern von Frankfurt und Trier die Kartoffelkrankheit in unser Vaterland eingeschleppt haben und sich gegenwärtig in einem verrätherischen Briefwechsel mit der Cholera in Odessa befinden. Wer einen dieser im Finstern schleichenden Unholde erkennt und handfest macht, erhält von der aufgelösten Redaction der eingegangenen Zeitschrift „Aurora“ einen Koburger Sechser Denunziations- und Fanggeld, und von dem Hauptverein in Dülmen die große Decoration mit Kappe und Schellen. Alle freisinnigen Biedermänner werden daher aufgefordert, ihre Brillen aufzusetzen, und sich schleunigst auf die Ultramontanen-Jagd zu begeben. Nachschrift. Zwei dieser schleichenden Unholde und Standarten-

träger bürgerlicher Unruhen sollen, wie die Augsburger Postzeitung jüngst meldete, während sie im Schleier der Nacht ächzend und stöhnend über ihren Nestern brüteten, von der Wachsamkeit aufgeklärter Menschenfreunde in der Marburg entdeckt und als leibhaftige Eulen erkannt worden seyn. Man sieht der weiteren Entwicklung mit Spannung entgegen.